Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

La Stella.

Roman aus Venedigs Gegenwart

von

Franz von Remmersdorf,

Verfasser von „Unter den Ruinen.“

München, 1863.

E. A. Fleischmann's Buchhandlung.

August Rohsold.

I.

Der Garbino blies unheimlich durch die nächtlichen Straßen. Am Himmel kämpfte der Mond vergeblich, die dicke Wolkenmasse zu durchdringen. Unsicher flatterten die Gasflammen in den Laternen und beleuchteten nur die ihnen zunächst liegenden Gegenstände. Unter solchen Umständen und weil die Stunde eine bereits vorgerückte war, glitten blos einzelne Fußgänger gleich Schatten an den Mauern vorbei. Selten wand sich eine Gondel durch den öden Rio della Misericordia.

Aus der Richtung von San Fosca her nahte eine Frau. Dieselbe war wohl müde, ihr Gang hatte etwas Schleppendes. Auch verwandte sie nicht die gehörige Aufmerksamkeit auf den Weg, fast planlos schritt sie vorwärts.

Eben jetzt trat sie unter einen düstern, alten Thorbogen, wäre es hell genug genug gewesen, sie hätte über demselben den berühmten Volto Santo erkennen müssen, den die gewerbsfleißigen Lucchesen als Sinnbild ihrer religiösen Gemeinschaft erwählten. Aber selbst um die Umrisse des Corte zu unterscheiden, fehlte das nöthige Licht. Schwankend setzte die Frau ihre Straße fort, bis ein Hinderniß ihre Schritte hemmte. Düster und unheimlich schimmerte ihr ein Wasserspiegel entgegen. Sie mußte

ihre müden Füße zur Umkehr zwingen, der Hof des Volto Santo hat keinen zweiten Ausgang.

Die nächtlich Wandernde schleppte sich über die nächste Brücke und dann geradeaus. Das Fondamenta dehnte sich lange. An schwarzen Steinmassen wankte die Erschöpfte vorüber, hier weilte längst kein Leben mehr, Schutt und Trümmer verkündeten den Zerstörungsgang der Zeit. Kein freundliches Licht, keine heimliche Flamme drangen durch die Steinmassen und bezeichneten die Menschenwohnung.

Sta viator heroem calcas! Die Frau brach in der Nähe der Ruine eines wunderschönen Thorbogens zusammen. Es war eine berühmte Stätte, doch hatte sie genug an eigenem Weh zu tragen und kümmerte sich nicht um vergangene Größe. Die Todtmüde rastete auf den Steintrümmern des ehemaligen, prächtigen Servitenklosters, auf ewig berühmt durch den aus seiner Mitte hervorgegangenen Fra Paolo Sarpi, den größten Denker seiner Zeit.

Vor dritthalbhundert Jahren sah es hier weniger öde aus, die Boten eines dankbaren Senates besuchten häufig, mit ehrender Sendung, den Consultatore und starken, geistigen Kämpen der Republik. Fremde und einheimische Große kamen diesen Weg gar oft, um sich Rathes zu erholen beim größern Mann, oder sich seines Zwiesprachs zu erfreuen. Auch Meuchler schlichen jene Straße im Dunkeln, denn Manchem, der gerne lichtscheues Wesen trieb, sprach der Weise zu laut.

Die Jahre sind hingegangen, die Republick von San Marco hat aufgehört zu sein. Auf Napoleons Befehl ward Santa Maria dei Servi niedergerissen. Fra Paolo, der sich in Wort und Schrift ein unvergängliches Denk-

mal erbaute, dem brachte man eine kleine Steintafel an in der zerbrochenen Mauer.

Die Ermattete, welche nichts von Paolo Sarpi wußte, lehnte ihren Kopf an dieselbe. Der Wind heulte an der öden Stätte, durch die Steintrümmer fiel ein fahles Licht. Die einsame, schutzlose Frau ergriff ein banges Gefühl, nachdem die Todesmüde etwas gehoben war und die Sinne wieder den äußern Eindrücken zugänglich wurden. Der Gespensterschrecken ihrer Umgebung scheuchte sie auf, während sie doch nur von den Menschen Schlimmes erfuhr und vernünftigerweise nur unsersgleichen in Fleisch und Blut zu fürchten sind.

Sie raffte sich empor und schleppte sich weiter, weg vom verlassenen Campo dei Servi, bis auf eine Brücke, die über den Rio della Misericordia führte, unter den Schutz einer Gaslaterne, welche dicht an derselben angebracht war.

Sie setzte sich auf die Stufen der Brücke und jetzt, da die fieberhafte Aufregung sich legte, mit welcher die nächtlich Wandernde durch die Straßen geirrt war bis zur äußersten Erschöpfung, begann sie von Neuem ihre fürchterlich verlassene Lage zu überdenken. Heiße, schwere Thränen kamen, doch sie brachten keine Erleichterung; die Last, unter welcher diese Frau mehr zusammenbrach wie durch körperliche Ermüdung, ließ sich nicht fortwälzen. Endlich versiegte der Quell der Thränen, die Augen brannten in den Höhlen.

In dumpfem Brüten saß die Frau. Leichte Schritte nahten über die Brücke und ein Säbel schleifte hörbar in der allgemeinen Stille. Mit jener zähen Lust, die den Menschen instinktmäßig am Leben festhalten lehrt, auch

wenn jeder Reiz des Daseins geschieden scheint, sprang die Frau empor.

Sie packte den jungen Husaren am Arm und rief: „Barmherzigkeit, Signor, ich habe Hunger!“

Die sonderbare Bettlerin war im Schatten gekauert, der Offizier noch in Gedanken bei dem eben verlassenen, frohen Gelage weilend, hatte sie übersehen. Bei der plötzlichen Berührung fuhr er mit einem dem Schrecken nahverwandten Gefühl der Ueberraschung zurück und legte seine Hand an den Säbel.

Er lachte, als er seinen Irrthum erkannte, doch kam er erst vor Kurzem aus Deutschland und man hatte ihm allerlei von Italien erzählt. Der Ort war entlegen und einsam, mißtrauisch betrachtete er die Frau, möglich, daß sie ihn in einen Hinterhalt locken wollte!

„Laß mich,“ sagte er ungeduldig, „Du bist zwar nicht häßlich, allein wer weiß, was für eine Tücke dahinter steckt.“

„Barmherzigkeit! Barmherzigkeit!“ wiederholte die Frau wie sinnlos und hielt seinen Arm fest.

Einen Augenblick dachte der Offizier, sie könne wirklich arm sein und wollte seine Börse ziehen, um ihr eine Gabe zu reichen. Dann schämte er sich aber wieder dieser Meinung, die ihm lächerlich naiv vorkam. Ort und Zeit stempelten die Begegnung zu einer höchst verdächtigen.

Noch immer hielt die Frau den Arm fest, mit kräftigem Rucke befreite sich der Husar, so daß die ihn umklammert gehalten auf die Stufen der Brücke niederfiel. Der junge Offizier beschleunigte seine Schritte am Rande des einsamen Rio della Misericordia hin. Lange konnte er die seltsame Frau, mit dem fast wirren Blicke, nicht aus dem Gedächtnisse bringen. Die nächtliche Begegnung

brachte mächtigen Eindruck hervor und grub sich daher tief in seine Erinnerung. Das düstere Bild verdrängte die frohen aus dem Geiste des Husaren.

Lautlos, zusammengebrochen lag die Frau wieder auf den Stufen der Brücke, der Garbino wehte über sie und die abgenützten Kleider boten nur geringen Schutz. Wenn nicht krampfhafte Zuckungen ihren Körper zuweilen erschütterten, hätte man sie für leblos gehalten. Vielleicht, wenn der Morgen sie noch auf der nämlichen Stelle finden sollte, war sie dann nichts mehr als eine Leiche. Die körperliche und geistige Kraft, welche den Menschen befähigt, den Stürmen des Lebens Widerstand zu bieten, war gebrochen bei ihr. Das Maß der Zeit fehlte der in die Tiefe ihres Elendes Versunkenen; wie lange sie so stille lag, sie wußte es nicht.

Abermals weckten Schritte die zähe Liebe zum Leben. Mit convulsivischer Kraft faßte die Obdachlose diesesmal den Vorübergehenden am Mantel. Er ließ es ruhig geschehen. Es war kein Fremder, der einen Ueberfall oder Hinterhalt zu befürchten hatte, sondern ein Venetianer, welcher jeden Winkel seiner Vaterstadt genau kannte und mit dem wißbegierigen Auge des Forschers durchsucht hatte.

Gelassen und prüfend blickte er durch seine Brille in das blasse, verstörte Gesicht der Frau, wie er es noch eine halbe Stunde früher auf das Pergament that. Denn es war ein Privatgelehrter, der eben von einem gleichgestimmten Freund heimkehrte. Sie hatten Codiceen verglichen und mit kritischen Noten versehen. Ueber dieser angenehmen Beschäftigung war die Zeit rasch verflogen, besonders da die zwei Freunde selten übereinstimmten. Was der eine für Original hielt, däuchte dem andern Copie, jeder

fand vortreffliche Gründe, seine Meinung zu unterstützen. So war der gelehrten Critica Thür und Thor aufgethan, wer einigermaßen mit deren Wesen vertraut ist, wird sich nicht wundern, daß darüber der Abend sich zur Nacht ausdehnte, ehe Abbate Rossi an's nach Hause gehen dachte.

Der häßliche, alte Gelehrte, auf diese drei Bezeichnungen besaß der Mann im Mantel gegründete Ansprüche, rückte seine Brille zurecht, um besser zu sehen. Er fand Bekanntes in den Zügen der Frau, nur wollte ihn dabei sein Gedächtniß nicht genügend unterstützen. Plötzlich blies ein scharfer Stoß des Garbino den Hut von seinem Kopfe, dabei wurde seine eigene Physiognomie, welche durch die Krämpe beschattet gewesen war, deutlich sichtbar. Die Frau stieß einen Schrei aus, ließ den Mantel fahren und floh in die Nacht.

Ihre Bewegung hob die letzten Zweifel.

„Himmel, Sie sind es, Alba! Wie kommen Sie hierher und zu dieser Zeit!" rief Rossi.

Es wurde ihm nicht schwer, die Erschöpfte einzuholen. Er sprach sanfte Worte des Trostes zu ihr und sie sank schluchzend an seine Brust.

„Vergebung, Abbate! aber seit langer Zeit begegnete mir niemand mehr liebreich, Sie thun mir wohl und weh zugleich!" stammelte die Frau.

„Beruhigen Sie sich, Alba. Der Weg in meine Wohnung ist ziemlich weit, besitzen Sie die nöthige Kraft, dorthin zu gehen?" versetzte Rossi.

„Ja, Abbate, Hoffnung ist ein gutes Stärkungsmittel," entgegnete sie.

Rossi stund vernünftigerweise von dem Versuch ab,

sie auszufragen, zu dem ihn anfänglich die Ueberraschung trieb. Er verschob die Mittheilung auf gelegenere Zeit.

„Sie zittern vor Kälte, Alba," sagte er gütig und schlang seinen Mantel um ihre Gestalt. „Jetzt stützen Sie sich auf meinen Arm und muthig vorwärts, mein Kind!"

Alba hatte wahr gesprochen, die Hoffnung verlieh ihr neue Stärke, sie erreichte das Haus des Abbate an der Ecke der Brücke bei Barretteri. Als der alte Mann die Thüre schloß, befand er sich ganz allein mit seiner Gefährtin in seinem Reiche, geschützt vor der Nachbarn zudringlicher Neugierde. Er führte die müde Alba sogleich nach einer Stube, worin sich ein Bett befand.

„Jetzt machen Sie es sich bequem und seien Sie ruhig," bemerkte er, „Sie sind unter dem Dache eines Freundes!"

Die Erschöpfte barg ihr Haupt in den Kissen, die müden Glieder dehnten sich auf dem Lager. Es war eine Weile her, daß sie weder Obdach noch Heimath mehr kannte. Nach wenigen Minuten kehrte der Abbate wieder, er goß seinem Gaste ein Glas voll Miranowein ein und beobachtete lächelnd, mit welchem Behagen Alba die goldgelbe Fogazzie dazu verzehrte.

„Ich glaube, in meiner Vorrathskammer findet sich noch ein halber Cappone, Sie sollen ihn haben, mein liebes Kind! und sich überzeugen, daß man bei den alten Junggesellen weder vor Hunger noch Durst stirbt," versetzte er scherzend.

Als das Nachtmahl beendet und die Flasche Miranowein geleert war, da kehrte wieder etwas Farbe in Alba's Wangen zurück. Ihre Züge verloren die Starrheit, ihre

Augen den fieberhaften Glanz. Der Abbate warf noch einen Blick auf seinen Gast und fühlte dabei ein lebhafteres Vergnügen, als heute Abend, wie es ihm gelang, seinen Freund zur Annahme der Aechtheit des von ihm, Rossi, aufgefundenen Coder Polani zu bewegen.

„Gute Nacht, mia cara!" sagte er und begab sich nach seinem Schlafzimmer.

Uebrigens störte diese seltsame Begegnung doch etwas die plastische Ruhe seines Gemüthes. Vertieft in friedliche antiquarische Forschungen war er über die Brücke des Rio della Misericordia gegangen und eine dramatische Scene des wirklichen Lebens hatte ihn rauh aufgeschreckt.

Da lagen auf seinem Nachttisch die trauten Freunde Horaz und Virgil, neben Dante und Tasso. Gewöhnlich nahm Abbate Rossi einen der Bände zur Hand, schlug ihn gleichviel an welcher Stelle auf, war ihm doch jede Seite bekannt und lieb. So las er sich sanft in den Schlaf. Heute aber vermochte sein Geist den großen Meistern nicht zu folgen in ächter Dichtung Feenreich, er weilte bei Alba's Geschick. Von Bekanntem auf Unbekanntes schließend, errieth der alte Mann dasselbe theilweise.

Der vorgefaßten Meinung gemäß handelte er auch den folgenden Tag. Früh am Morgen, nachdem er sich leise eintretend überzeugte, daß sein Gast noch ruhig schliefe, verließ er das Haus. Erst verrichtete er seine kirchlichen Funktionen und dann trat er einen Gang der Barmherzigkeit an.

Mühsam keuchte der alte Mann die drei Treppen des Palazzo Moro-Lin hinauf. Oben angekommen, fragte er nach dem Rathe Fränkel.

„Nicht zu sprechen," antwortete die Köchin.

„Aber ich muß denselben in dringender Angelegenheit sehen,“ versetzte Rossi mit Bestimmtheit.

„Ich habe Befehl, Niemand einzulassen, wer es auch immer sei,“ sagte das Mädchen und versuchte den Abbate sachte zur Thüre hinauszuschieben.

„Ich bin ein alter Freund des Rathes,“ entgegnete Rossi, dessen Geduld zu Ende ging; er stieß seine Widersacherin zurück und schritt entschlossen nach der Mittelthüre.

„Der hat es nöthig! meinethalben,“ brummte das Dienstmädchen. „Wahrscheinlich auch wieder einer, dem sie Geld schuldig sind! Die Gläubiger werden von Tag zu Tag zudringlicher!“

Abbate Rossi vernahm noch den Commentar der Köchin, hierauf trat er ein.

Das erste Zimmer war menschenleer, einzelne Möbel stunden an den Wänden und verloren sich beinahe in dem großen Raume. Der alte Mann setzte seinen Weg fort und gelangte in einen Saal, der buchstäblich nichts enthielt, wie kolossale Wandgemälde. Auf einer Staffelei, vor dem mittleren und größten derselben, stund ein magerer, kleiner, ältlicher Mann in Hemdärmeln, mit einem Pinsel bewaffnet und von verschiedenen Farbentöpfen umgeben. Er war eben beschäftigt, den Mantel eines Helden mit Zinnober zu bemalen und so eifrig bei seiner Arbeit, daß er den Ankömmling nicht hörte.

„Guten Morgen, Fränkel, aber sage mir, was machst Du Sonderbares!“ rief der Abbate.

„Sieh da, Rossi! ein seltener Besuch in meinem Hause, sei willkommen! Doch ich muß fortfahren, die Gemälde zu restauriren und bin pressirt,“ sagte der Rath.

„Mit Erlaubniß?" Eifriger wie vorher fuhr der Pinsel über die Leinwand.

„Ein eigenthümliches Verfahren," bemerkte der Abbate, dessen künstlerisches Auge durch den Anblick beleidigt wurde. „Deine Gemälde sind an und für sich werthlos, aber mit dieser Manipulation verdirbst du sie gänzlich."

„Desirée wünscht es! Die Farben sind verblaßt und sie meint, bei Nacht nähme sich ein brillantes Colorit vortheilhaft aus," erwiederte Rath Fränkel.

„Bei Nacht?" fragte der Abbate.

„Ja, wir geben heute einen Ball und Du bist eingeladen!" entgegnete der Hausherr.

„Vielen Dank! Du weißt, ich besuche seit Jahren keine Gesellschaften mehr. Leihe mir für wenige Augenblicke Dein Ohr, es ist eine Angelegenheit von Wichtigkeit, welche ich Dir mitzutheilen habe," sagte Rossi.

Wirklich legte auf diese Aufforderung der kleine, alte Mann den Pinsel aus der Hand und stieg von der Staffelei herab.

„Mache es kurz," bat er, „es bleibt mir noch viel zu thun!"

„Es betrifft Deine Tochter Alba," versetzte der Abbate ernst und ergriff die Hand des Rathes.

Letzterer riß unmuthig seine Hand zurück, legte den Finger an die Lippen und erwiederte: „Nenne hier diesen Namen nicht, wenn Dich Desirée hört, ist es um meinen häuslichen Frieden geschehen."

„Fränkel! ich fand Alba gestern halb verhungert und erfroren auf der Straße. Ich hoffe, Du bist Mann, kennst Deine Vaterpflicht und vermagst nöthigenfalls Deine

Gattin zu zwingen, Dich an der Erfüllung derselben nicht zu verhindern!" sagte Abbate Rossi.

„Hm! man sieht, daß Du niemals verheirathet warst! Uebrigens verdient das Mädchen Deine Theilnahme nicht, es besitzt einen schlechten Charakter," entgegnete der wenig zärtliche Vater.

„Wer trägt die Schuld daran, wenn es wirklich so ist, wie Du behauptest? Welche Erziehung! welche Behandlung wurde Alba zu Theil! Dieses sind mächtige Entschuldigungen für ihren Fehltritt. Schwäche der Natur wohnt Jedem inne," versetzte der Weise milde.

„Verdammen ist leicht, indessen dünkt mir edler der Gefallenen die Hand zu reichen, auf daß sie sich wieder erhebe," fügte er hinzu.

Bevor Rath Fränkel zu antworten Zeit fand, öffnete sich die Thüre eines Nebenzimmers. Ein Frauenkopf, durch die fatalen Haarwickeln einem Schlangenhaupte nicht unähnlich, wurde vorgestreckt. Signora Desirée Fränkel überzeugte sich, daß der Besucher ihres Mannes blos Abbate Rossi sei, eine Person, die in ihrer Beachtung gar nicht zählte. Daher trat sie auch entschlossen ein, trotz ihres Morgenanzuges von mehr als zweifelhafter Reinlichkeit.

Rath Fränkel machte seinem Freund ein Zeichen, welches diesem Stillschweigen auferlegen sollte.

„Ich wollte nur sehen, wie weit Du seist und hoffe nicht, daß Du Dich in der Arbeit stören läßt, denn es bedarf noch vieler Vorbereitungen zu unserm Balle", wandte sich Signora Desirée an ihren Gatten und warf nebenbei einen stechenden Blick auf den Abbate, den sie beim Hereinkommen mit ungnädigem Kopfnicken begrüßt hatte.

„Gewiß nicht, cara!" erwiederte der Rath, nahm

seinen Pinsel wieder in die Hand, kletterte auf die Staffelei und begann eifrig am rothen Mantel zu malen.

„Du verzeihst, Rossi, aber ich habe wirklich heute keine Zeit!“

Desirée sah scharf auf den Abbate, sie meinte, nach dieser Erklärung ihres Mannes sei der unwillkommene Besuch moralisch genöthigt zum Rückzug. Doch lag es nicht in Jacopo Rossi's Charakter, sich leicht einschüchtern zu lassen, oder von einem gefaßten Entschlusse zurückzutreten.

„Signora,“ sagte er ruhig, „Sie geben heute ein Freudenfest in Ihrem Hause, lassen sie es doppelt schön, zugleich ein Fest der Versöhnung sein!“

Der kleine Mann auf der Staffelei fing an, heftige Zeichen zu machen.

Unbeirrt fuhr der Abbate fort: „Gewähren Sie Ihrer Tochter Alba wieder Zuflucht im elterlichen Hause. Geschehenes sei vergessen; bedenken Sie, daß Ungerechtigkeit und Härte das unglückliche Mädchen zur Flucht trieben. Aus diesem unseligen Schritt entsprangen aber naturgemäß alle übrigen schlimmen Folgen.“

Der Mann auf der Staffelei hörte bei diesen Worten zu malen auf; er stund mit offenem Munde und weit aufgerissenen Augen. Der Pinsel entfiel seiner willenlosen Hand und traf in unglücklicher Combination Signora Desirée, deren fleischige Büste einseitig zinnoberroth färbend.

Dieser Zwischenfall wirkte insofern wohlthätig auf das Gemüth der Dame, als er ihrer innern Wuth, die sie zu ersticken drohte, zum Ausbruch half.

„Ungeschickter!“ schrie sie ihren Gatten zornig an. „Wie kannst Du ruhig dabei stehen, während Deine bekla-

genswerthe Frau beschimpft wird. Man ihr zumuthet, eine Verlorene in's Haus zu nehmen und damit die Zukunft ihres unschuldigen Kindes Polissena zu vernichten."

„Sie, Abbate, schämen Sie sich, den Advokaten einer — zu machen und Unfrieden in unsere ruhige Ehe zu bringen."

Rossi beschaute durch seine Brille das furienhafte Weib, dessen schwarze Haare sich wirr um den Kopf ringelten. Bei der heftigen Bewegung waren einzelne Flechten dem Foulard entglitten und fielen auf den Morgenrock nieder, der unordentlich um die fleischigen Formen hing. Das etwas kurze Kleid ließ die Füße mit den niedergetretenen Schuhen sehen.

Dieser Anblick beleidigte das ästhetische Gefühl des Abbate, der sein Leben unter Gemälden und Büchern zubrachte. Die kreischende, scheltende Stimme, die leidenschaftliche, gehässige Gesinnung und der wenig gewählte Ausdruck, den sie fand, verletzten Rossi's Eurethmie noch tiefer. Es war wirklich verdienstvoll, weil es ihn einen hohen Grad von Selbstüberwindung kostete, noch einmal das Wort an Signora Desirée zu richten.

„Während Sie tanzen, stirbt Alba Hungers, ich fand dieselbe gestern auf der Straße im Zustande äußersten Elendes," bemerkte er mit Nachdruck.

„Geschieht der schlechten Person recht! Und Du Mann, bist Du von Holz, oder wirst Du mir endlich Ruhe verschaffen?" rief Signora Desirée.

„Ja, Alba verdient ihr Schicksal! ich kann nichts für sie thun!" sagte Rath Fränkel, sich unter den zornigen Blicken seiner Frau zu kaltblütiger Grausamkeit gegen sein Kind ermannend.

„Nach dieser Erklärung ist mein Geschäft zu Ende, ich werde das Haus nie mehr betreten, wir sind für immer geschieden, Fränkel," versetzte der Abbate und eilte in einer leichten Aufregung, die er nicht gänzlich zu unterdrücken vermochte, dem Ausgange zu.

Jedoch wurde er durch die Begegnung eines sehr hübschen Mädchens aufgehalten. Unwillkürlich blieb Rossi stehen und maß die Erscheinung mit seinem künstlerischen Auge. Die feinen, regelmäßigen Züge, die anmuthige Rundung der Formen, der leicht gebogene, schwanengleiche Nacken vollendeten ein reizendes Ganzes. Nur der zweite Blick verursachte einige kritische Bemerkungen, die Stirne zeigte sich etwas zu nieder und die großen, dunkeln, sehr runden Augen ausdrucksleer. Das schöne Mädchen trug ein duftiges Ballkleid von rosa Kreppe, welches den herrlichen Hals und die gutgeformten Arme bloß ließ, in der Hand hielt es einen Kranz von Rosenknospen. Der jugendliche, blühende Kopf war nur durch die reichen, geschmackvoll geordneten, schwarzen Haare geziert.

Mit artiger Verbeugung ging das Mädchen an dem Fremden vorbei, auf Signora Desirée zu und reichte dieser den Blumenkranz.

„Ich probirte meinen Anzug für heute Abend und fand die Rosenknospen nicht mehr frisch genug," sagte das schöne Geschöpf mit weicher, wohlklingender Stimme.

„Ja, Kind, Du sollst andere haben," antwortete die Mutter.

„Bei der Putzmacherin am Uhrenthurme sah ich eine Coiffure, die vollständig zu meinem Kleide passen würde, aber . . . " Das hübsche Mädchen hielt verlegen an.

Signora Desirée errieth vollkommen den Theil des

Satzes, welchen ihre Tochter zögerte, laut werden zu lassen. Der Credit der Familie war auf das Aeußerste erschöpft, sie erhielt Waare nur mehr gegen baar Geld.

„Wie viel kostet der Kranz, Polissena?" fragte die Mutter.

„Zehn Gulden Münze," lispelte das junge Mädchen zaghaft.

„Nun, Fränkel, Du hast es gehört! hole die nöthige Summe," versetzte Signora Desirée.

„Das ist also Polissena!" bemerkte der Abbate, welcher ein stummer Zeuge der Familienscene blieb und noch immer fortfuhr, das schöne Mädchen durch seine Brille zu mustern.

„Mir scheint es eher eine zum Leben erwachte griechische Statue", fügte er hinzu.

Obwohl Signora Desirée aus mehrfachen Gründen Abbate Rossi nicht liebte, verzog sie ihre Lippen dennoch zu halbem Lächeln, geschmeichelt durch den, ihrem Lieblingskinde gespendeten, Beifall.

Der alte Gelehrte, ein entfernter Verwandter der ersten Frau des Rathes Fränkel, hatte im Laufe der Zeit den früher zwischen ihnen bestandenen näheren Umgang fast gänzlich abgebrochen. Beider Geschmacksrichtung war zu verschieden, um im Verkehr Genuß zu finden. Ueberhaupt war mit Signora Desirée ein neuer Geist in das Haus Fränkel gezogen und Abbate Rossi betrat dasselbe nun so selten mehr, daß er Polissena's Uebergang vom Kinde zur Jungfrau nicht mit ansah. Daher seine Ueberraschung, als ihm das auffallend hübsche Wesen entgegenkam.

Der Hausherr, wenn wir ihn auch nicht eigentlich

Herrn des Hauses nennen können, kehrte mit der verlangten Summe zurück und reichte sie Polissena nicht ohne Seufzer.

Der Grund, warum er sich der höchst ungelegenen Geldforderung nicht einmal zu widersetzen versucht hatte, lag darin, daß alle derartigen Einwürfe von Signora Desirée widerlegt wurden, mit der Behauptung, in Polissena's Schönheit läge die Quelle des Glückes für das ganze Haus Fränkel. Es ging der Mutter mit dem guten Aussehen ihres Kindes, wie der französischen Bäuerin mit ihrem Eierkorb, sie baute die extravagantesten Hoffnungen darauf.

Polissena streckte die Hand nach dem Gelde aus und ein etwas fades Lächeln belebte ihr Gesicht.

„Ich werde gleich gehen, um die Blumen zu kaufen," sagte das hübsche Mädchen.

„Woran denkst Du, mein Kind, Deinen Teint an einem Balltag der rauhen Luft auszusetzen!" bemerkte Signora Desirée vorwurfsvoll. „Gib mir das Geld, ich will den Kopfputz besorgen!"

„Einen Augenblick, Signorina," versetzte der Abbate, welcher unbeachtet bei Seite stund, während Rath Fränkel längst schon wieder seinen Pinsel aufnahm, in jener dumpfen Ergebung, womit schwache Personen das ihnen unvermeidlich Dünkende tragen.

„Die für den Blumenkranz bestimmte Summe ist nicht so unbedeutend, als Sie es vielleicht glauben. Ihre Schwester Alba schmachtet im größten Elende, ein Kopf, so reizend wie der Ihrige, Signorina, ist leicht geschmückt, schicken Sie der unglücklichen Alba die zehn Gulden," schloß Rossi.

Polissena starrte mit ihren großen, ausdruckslosen Augen verwundert den häßlichen Alten an, der ihr den so ungebührlichen Vorschlag machte, eine Zierde ihrer Person zu opfern. Indessen schwand das nichtssagende Lächeln nicht von ihren Lippen, während sie den Kopf verneinend schüttelte. Das Temperament schien Polissena wenigstens nicht von der Mutter geerbt zu haben.

Signora Desirée nahm die Sache nicht so gelassen, sie stemmte ihre Arme in die Seite, schoß einen wüthenden Blick auf Rossi und stieß zornig heraus: „Nein, das ist zu stark! Fränkel!"

Der Rath malte in seiner Verwirrung die Nase einer Dame zinnoberroth.

„Ich gehe," sagte Abbate Rossi ernst, „möge der Entschluß, den Ihr heute faßtet, Euer Kind unabänderlich zu verstoßen, nicht eine zu späte, unfruchtbare Reue erzeugen und der betretene Weg zum Glücke führen!"

In seiner Zerstreutheit öffnete der alte Mann eine unrechte Thüre und fiel beinahe über einen sich am Boden wälzenden Knäuel ungekämmter, ungewaschener Kinder.

„Hier hinaus!" schrie Signora Desirée unwillig im schärfsten Diapason ihres Sprachorganes.

Bis auf die Treppe folgte dem Abbate die scheltende Stimme der Frau und klang lange noch disharmonisch in seinen Ohren.

Er ging langsam und rang darnach, wieder die ruhige Klarheit seiner gewöhnlichen Stimmung zu erlangen. Zum ersten Male, seit er eine eigene Heimath besaß, fürchtete er sich, diese friedliche Stätte zu betreten. Ihm bangte vor Alba's Verzweiflung. Womit sollte er die Unglückliche trösten?

Wie er so die enge Calle lunga di San Moisé durchwanderte, stieß ihn eine dicke Frau unsanft an die Mauer. Aufblickend erkannte er Signora Desirée, welche nur einen Shawl über ihr zweideutiges Morgen-Negligée geworfen und einen Hut mit dicht verhüllendem Schleier aufgesetzt hatte. So ausgerüstet eilte sie zum Uhrenthurm, um die Ballblumen für Polissena zu kaufen.

Im Hause, unter seinen Bildern, erholte sich der alte Mann. Eine Weile blieb er vor einer Kleopatra stehen und gelangte zu dem Resultat, daß die gemalten Frauen den wirklichen unendlich vorzuziehen seien. Nachher suchte er Alba auf, für welche das Wohlwollen bei dem Abbate in eben dem Maße gestiegen war, als er sie lieblos von ihren nächsten Verwandten behandeln sah.

In der unangenehmen Voraussicht von Thränen und Klagen ging er seinem Gaste entgegen. Er traf Alba in seinem Wohnzimmer, ruhig damit beschäftigt, das Frühstückzeug zu ordnen. In der Wohnung des einsamen, alten Junggesellen herrschte eine pedantische Regelmäßigkeit. Die Frau hatte eine kleine heimliche Unordnung hineingebracht. Zwei Sitze waren aus ihrer steifen Reihenfolge an den Wänden genommen, ein Tischchen dazwischen gerückt worden, auf dem einladend der Kaffee stund.

Für Alba's Zukunft sollte es sich günstig erweisen, daß Rossi schonend nicht auf unmittelbare Erzählung des Geschickes drang, welches sie bis an die äußerste Gränze menschlicher Erniedrigung trieb. In der ersten Aufregung würde sie wahrscheinlich Dinge mitgetheilt haben, die des alten Gelehrten Theilnahme sehr geschwächt, wenn nicht gänzlich zerstört hätten. Alba's Fähigkeiten waren in der rauhen Schule der Widerwärtigkeiten rasch gereift, die

Ruhe und Stille einer Nacht reichte für dieselbe hin, ihre Lage zu überdenken. Rossi hatte die Heimathlose, Ausgestoßene freundlich in sein Haus geführt. Es gab kaum mehr eine andere Hoffnung für sie auf Erden, als sein Wohlwollen aus der Phase gewöhnlichen Mitleides zu thätiger Antheilnahme zu steigern. Das hatte die Schlaue richtig erkannt und nach Mitteln dazu suchte sie in dem Schatze ihrer Erfahrung. Es war ihr auch gelungen, gänzlich das Gefühl von Scham zu unterdrücken, welches sie anfänglich von ihm hinwegtrieb, der sie in anderer Lage gekannt hatte.

Jetzt kam sie Rossi lächelnd entgegen und nahm ihm Hut und Stock ab.

„Sie blieben lange aus, Onkel!“ sagte sie, „ich darf Sie doch so nennen? Während dem besah ich die schönen Bilder und die vielen Bücher. Wie friedlich und gut ist es bei Ihnen!“

Abbate Rossi brauchte eine Weile, bis er sich von seinem Staunen erholte; er blickte in das hübsche, wenn auch noch bleiche und angegriffene Gesicht der Frau ihm gegenüber. Alba hatte ihn auf den einen Sitz genöthigt und goß Kaffee ein.

„Armes Kind! was werden Sie in Zukunft beginnen?“ fragte der alte Mann nach einer Pause und setzte seufzend seine Tasse nieder.

Er fand den Kaffee vortrefflich, weit besser als den, welchen er sich wochenweise in seiner englischen Maschine bereitete.

Alba lächelte, Rossi's Frage war noch nicht zur Beantwortung reif, sie that, als überhöre sie dieselbe. Uebrigens erkannte Alba, bereits einen Sieg davon getragen zu

haben. Die Gedanken ihres Beschützers richteten sich schon auf ihre Zukunft, nicht mehr auf ihre Vergangenheit.

„Onkelchen, ich stopfte eine Morgenpfeife," sagte Alba und trug das lange türkische Rohr herbei.

Sie kniete mit brennendem Fidibus am Boden, während der Abbate das Mundstück zwischen seine Lippen nahm. Es ging ein sonderbares Gefühl in Rossi vor. Die Frau war hübsch, welche ihm zu Füßen liegend sich halb nachlässig, halb vertraulich auf seine Knie stützte. Das grimmige Gesicht mit den buschigen Brauen wurde milder, die Linien weicher.

„Alba, Sie sind ein gutes, theures Wesen!" rief er. „Thöricht und verbrecherisch ist der Vater, welcher Ihnen sein Haus verschließt, aber leider war mein Schritt bei Rath Fränkel vergebens!"

Die Frau schüttelte langsam den Kopf.

„Das hätte ich Ihnen vorhersagen können," erwiederte sie. „Wer über seine Mittel lebt, ist nothwendig unbarmherzig. Uebrigens gibt es kein Loos auf Erden, welches ich nicht dem Gnadenbrode meiner Stiefmutter vorzöge. Nein, ich bin jung, kräftig und muthig, ich will arbeiten!"

„Ein vernünftiger Entschluß, mein Kind; ich arbeitete früher auch zehn, zwölf Stunden des Tages, bis ich mir eine kleine Unabhängigkeit errang. Als Erzieher in vornehmen Häusern hätte ich wohl ein üppiges Leben führen können, aber Freiheit ging mir über Alles," versetzte Rossi.

„Onkelchen, wie ähnlich Ihnen das Bild über dem Kamine noch sieht," sagte Alba.

Sie hatte auf Gerathewohl das Bild eines hübschen, jungen Mannes bezeichnet, denn andere Ansprüche, dessen

einstiges Original zu sein, wies das grimmige, buschige Gesicht Rossi's nicht, als daß eben jetzt ein weicher Zug um seinen Mund spielte.

„Meinen Sie, Alba! es ist schon lange her, seit dieses Porträt gemalt wurde," bemerkte der Abbate und Jugenderinnerungen wachten wieder auf in seinem Innern.

Manches erzählte er der Gefährtin, worüber er mit seinen gelehrten Freunden niemals sprach. Wäre er nicht so sehr durch seinen Gegenstand beschäftigt gewesen, so mochte er einen abwesenden, zerstreuten Ausdruck in Alba's Augen wahrnehmen. Sie hörte auch nicht ein Wort von dem, was er sprach, sondern überlegte ruhig, ob sie bei dem alten Manne bleiben wolle, dereinst dessen Gemälde und Bücher erben; jedoch erschien ihr diese Aussicht wenig lockend.

„Onkelchen, Ihre Pfeife ging aus," bemerkte Alba und brachte einen brennenden Fidibus mit dem türkischen Tabak in Berührung.

Von nun an war sie gänzlich bei Rossi's Geplauder und im Verlauf einer Stunde hatte sie dem alten Manne ein Versprechen abgelockt, das ihm solidarisch die Sorge für ihre Zukunft aufbürdete. Seine ausgebreiteten Bekanntschaften, den ausgezeichneten Ruf, welchen er besaß, sollte er benützen, um ihr ein passendes Unterkommen zu finden.

Mittlerweile verblieb sie als Gast in seinem Hause.

II.

Spät am Abend des nämlichen Tages gingen zwei Offiziere, ein Flottillencapitain und ein Husarenoberlieutenant, in der Richtung von San Samuele hin. Indessen, bevor sie den kleinen Platz erreichten, bogen sie rechts von der Straße ab. Sie geriethen in ein enges, finsteres Gäßchen, je weiter sie eindrangen, um so dichter gestaltete sich die Dunkelheit. Der Husar machte seinen Säbel los, um damit den Weg zu prüfen.

„Jetzt scheint mir unsere Irrfahrt zu Ende, eine Mauer hindert alles fernere Vordringen," bemerkte der Oberlieutenant.

„Versuchen Sie es nur, Herr Kamerad, wir kommen dennoch durch," erwiederte der in Venedig bekannte Flottillenoffizier.

Wirklich ließen in einer Ecke des Campiello die Häuser einen mannsbreiten Durchgang und der Husar fiel in ein offenstehendes Haus.

„Erlauben Sie mir, Capitain! Sie schlugen mir vor, mich auf einen Ball zu führen, sprachen von einer liebenswürdigen Familie, einem schönen Mädchen, was weiß ich alles! Jedoch verschwiegen Sie wohlweislich die Annehmlichkeiten, womit der Weg dazu gepflastert ist," versetzte der Husar sich aufrichtend.

„Nun, Herr Kamerad! ich dachte mir, elegante Bälle machten Sie in Ihrem Leben schon genug mit, es wird origineller und unterhaltender für Sie sein, auch einmal den Gegensatz davon zu sehen. Ob ich nicht im Uebrigen die Wahrheit sprach, davon werden Sie sich überzeugen, sobald wir oben sind," entgegnete der Flottillenoffizier.

„Wer steht mir aber dafür, daß ich nicht noch vorher in einem unglücklichen Kellerloch den Fuß breche," sagte der Oberlieutenant.

„Ich, Herr Kamerad! geben Sie mir Ihre Hand und jetzt drei Treppen hoch," erwiederte der Capitain.

Baron Breitberg, der junge Husar, musterte neugierig von der Salonthüre aus die Gesellschaft, für welche er ein trauriges Vorurtheil mitbrachte. Die große Mehrzahl der anwesenden Männer trug Uniformen, es war eine Musterkarte aller in Venedig stationirten Corps. Damen befanden sich da in fast ebenso eleganten Toiletten als anderswo. Einige der schlanken, gelblich blassen venetianer Aristokraten lehnten an den Wänden. Nur eine vollkommen lächerliche Figur fiel dem jungen Offizier auf, es war der Herr des Hauses, Rath Fränkel, welcher die Eintretenden mit tiefem Bückling begrüßte.

Die scharfen Augen von Signora Desirée entdeckten rasch das neue Gesicht, sie wartete ungeduldig, bis ihr Capitain Richter den Husaren vorführen würde. Aber fast unmittelbar hinter den beiden Militärs kam ein alter Herr mit stark markirten Zügen, adlerartig gebogener Nase und durchdringenden grauen Augen, die er mit verächtlich sarkastischem Ausdruck auf Rath Fränkel richtete, welcher sich in Bewillkommnungen beinahe erschöpfte.

Signora Desirée rauschte auf diesen Gast zu. Niemand würde in der üppigen Frau mit den vollen Schultern, dem noch immer schönen Gesichte, die nämliche von heute morgen erkannt haben. Sie war elegant, fast kostbar gekleidet, schwerer Seidenstoff umfloß die junonische Gestalt, Steine, von denen wir freilich nicht die Aechtheit behaupten wollen, blitzten im dunkeln Haare. Als sie

neben einander stunden Mann und Frau, wurde so recht der Contrast dieses Paares sichtbar. Auch Polissena eilte aus einem entfernten Theile des Gemaches dem geehrten Gaste entgegen und bot diesem die blühende Wange zum Kusse.

„Rose und Knospe,“ sagte der alte Herr, wohlgefällig Desirée und Polissena anblickend. „Freilich ein abgenützter Vergleich, paßt aber vollkommen auf Sie beide, meine Damen!“

„Wie gütig, daß Sie gekommen sind, Conte!“ lispelte Signora Desirée, ihre Stimme zur weichsten Modulation zwingend.

„Ich mußte ja doch „La Stella“ tanzen sehen!“ erwiederte der alte Herr.

Das schöne Mädchen warf einen zärtlichen, feurigen Blick auf ihn, verneigte sich artig und zog sich dann zurück, ihrer Mutter den Platz überlassend.

„Wer ist dieser Alte, den zu begrüßen das Ehepaar Fränkel nach der Thüre lief?“ fragte der Husar.

„Graf Delfino, ein sehr reicher und vornehmer Venetianer, wüthender Italianissimo und Freund der Familie Fränkel,“ antwortete der Flotillenoffizier.

„Hm! dieses Haus hier gleicht ein wenig der Cour des miracles, man findet darin, wenn man nicht schon unterwegs den Hals bricht, wunderbare Dinge. Aber wir stehen hier im Wege, der Tanz beginnt, in der nächsten Pause finden Sie vielleicht Gelegenheit, mich der Padrona di Casa vorzustellen,“ sagte Baron Breitberg.

Hierauf lehnte er sich an die Wand und ließ die Paare an sich vorüberfliegen. Zufällig gerieth er in die Nähe von zwei Venetianern und hörte deren Gespräch.

„Du tanzest nicht, Gaetano,“ bemerkte der Erste.

„Die nächste Tour mit „La Stella,“ lautete die Erwiederung.

„Es ist ein hübscher Anblick, sie tanzen zu sehen,“ versetzte wieder der Erste, aufmerksam durch sein Glas blickend.

„Das Mädchen ist durchaus italienisch, auch nicht ein Zug von dem Affen Fränkel,“ entgegnete Gaetano.

Die beiden Herren lachten und der Husar suchte wieder den Flottillencapitain.

„Wenn Sie meine Fragen noch nicht ermüden, so sagen Sie mir, wer ist „La Stella?“ wandte sich Baron Breitberg an Richter.

„Die Tochter des Hauses, Polissena Fränkel, allgemein „der Stern“ genannt und gegenwärtig das hübscheste Mädchen Venedigs. Sehen Sie hier die junge Dame im rosa Kleide, die mit dem Marinelieutenant tanzt,“ erklärte der Flotillenoffizier.

Baron Breitberg folgte der ihm von Capitain Richter angegebenen Richtung und verweilte etwas lange bei der Betrachtung von Polissena, die vorher, als sie Delfino begrüßte, dem jungen Manne den Rücken zeigte und ihm daher nicht auffiel.

In den dunkeln Haaren des Mädchens glänzte ein eleganter Kranz von Rosenknospen mit Silberlaub, dessen Geschichte wir kennen. Besonders anmuthig war Polissena's Haltung beim Tanze, ihre lebhafte Farbe sprach das Vergnügen aus, welches sie empfand und doch lag wieder etwas verschwommen Weiches in ihrem Benehmen. Der Kopf war ganz leicht geneigt, wie der Kelch einer Blume. Der Schwanennacken, die schlanke, runde Taille schwebten in anmuthigen Cadenzen am entzückten Auge des Husaren

vorüber. Es herrschte eine große Lebhaftigkeit der Bewegung und dabei plastische Ruhe der Form.

„In der ganzen cour des miracles ist la Stella denn doch das Merkwürdigste!“ rief Breitberg. „Wie alt kann sie sein?“

„Ungefähr dreiundzwanzig Jahre, vermuthe ich,“ erwiederte Richter.

„Wie und man ließ das schöne Mädchen so lange ledig! oder macht Polissena übertriebene Ansprüche?“ forschte der Husar.

„Ich bin ein Freund der Familie Fränkel, Sie werden verzeihen, wenn ich Ihnen über diese häuslichen Angelegenheiten keinen Aufschluß ertheile,“ versetzte der Capitain.

Baron Breitberg zog sich, durch diese verweigerte Erklärung etwas neugierig, in seine Ecke zurück.

„Merkwürdigkeiten des Hauses Fränkel,“ recapitulirte er bei sich. „Keine Lichter auf der Treppe, aber die Hausfrau mit Brillanten bedeckt! Graf Delfino und Capitain Richter Hausfreunde. Aus geheimnißvollen Ursachen die schöne Tochter unvermählt! Indessen, die größte Merkwürdigkeit bleibt doch „la Stella“ selbst!“

Der junge Husar überließ sich dem Vergnügen, diese gefährlichen Wunder mit den Augen zu verschlingen. Es kam ihm vor, als trage die etwas niedere Stirne bereits Zeichen der Müdigkeit, als läge eine gewisse Abspannung in dieser weichen Haltung, die Spuren von fünf fruchtlosen Winterfeldzügen. Allein das stereotype Lächeln Polissena's schien diese Wahrnehmung zu widerlegen. Baron Breitberg war kein besonders scharfsinniger Beobachter, er ward an seiner vorgefaßten Meinung irre.

Sobald der Tanz aufhörte, näherte er sich der Toch-

ter des Hauses und erfuhr zu seinem Bedauern, daß sie bereits für alle Touren versagt sei. Wenigstens knüpfte Theodor Breitberg ein Gespräch mit Polissena an. Unbedeutend, eines Ballabendes würdig, war der Inhalt desselben, jedoch gab sich dabei im Wesen des jungen Mannes eine gewisse Animation kund, während „la Stella“ ihre languissante Weise nicht einen Augenblick verlor.

Signora Desirée hatte ihre scharfen Augen auf das Paar gerichtet, sie winkte den Flottillencapitain herbei, der sich selbst einen Freund der Fränkel'schen Familie nannte.

„Wer ist der Husar, den Sie heute bei mir einführten?“ fragte die Hausfrau.

„Er stammt aus guter, schlesischer Familie und heißt Baron Breitberg,“ antwortete Richter.

„Hat er Vermögen?“ forschte Signora Desirée weiter.

„Wäre er sonst bei der Cavallerie! Ueberdies erzählte er mir von einem Gute, das er dereinst zu übernehmen gedenkt,“ entgegnete der Flottillenoffizier.

„Folglich keine schlechte Partie für Polissena,“ versetzte Signora Desirée, den Hausfreund scharf anblickend.

Capitain Richter zuckte mit den Achseln.

„Wollen Sie dazu helfen?“ fragte die entschlossene Frau, „an einem Beweis meiner Dankbarkeit soll es nicht fehlen.“

„Aber Gnädige,“ erwiederte der Hausfreund verlegen, „er ist mein Kamerad, alles was sich thun läßt, scheint mir Breitberg, der bereits in dem Netze von „la Stella“ zappelt, nicht zu warnen.“

„Gehen Sie, Capitain Richter, ich kann Ihrer Hülfe entbehren; jedoch vermeiden Sie künftig mein Haus, ich

liebe derartige, zweideutige Personen nicht, auf welche man sich niemals verlassen kann. Besser ein offener Feind, als ein lauer Freund."

Nach diesen Worten drehte Signora Desirée dem Verblüfften verächtlich ihren vollen Nacken zu.

„Aber Gnädige, so war es nicht gemeint," begann der Flottillenoffizier seine Rechtfertigungsrede.

Umsonst, die Hausfrau, die heute Abend auffallend gut aussah, rauschte auf Conte Delfino zu, strahlendes Lächeln auf den noch immer schönen Zügen. Die Worte, welche der alte, vornehme Herr ihr in's Ohr flüsterte, vermehrten das triumphirende Wesen, das anfangs blos Maske war, worunter die kampfgerüstete Frau ihre Niederlage verbarg.

Capitain Richter bereute, ehrlich gewesen zu sein, es trug ihm schlechte Früchte. Ungern nur mochte er sich entschließen, das Haus Fränkel zu meiden, so manche Blume des Vergnügens pflückte er dort. Warnm nicht Signora Desirée mit einem Versprechen zufriedenstellen? Freilich liebte die Dame entschlossenes Vorwärtsgehen, mit halben Maßregeln begnügte sie sich nicht. Aber was kümmerte ihn auch Breitberg, war es nicht Thorheit, sich für einen ihm gänzlich Gleichgültigen zu opfern! Der Flottillen-Offizier zog sich mißmuthig auf ein ruhiges Plätzchen zurück und dachte über ein Mittel nach, die erzürnte Frau zu besänftigen.

Bisher hatte noch niemand Gelegenheit, des Rathes Fränkel Frescomalerei zu bewundern, in dem Saale, welcher als Einrichtung die Wandgemälde enthielt, sollte soupirt werden; einstweilen war er verschlossen. Das Fest schritt vorwärts, es nahte jene interessante Periode, die eigentlich

jeder geselligen Zusammenkunft die Krone aufsetzt und die bis dahin häufig fingirte Fröhlichkeit in ächte verwandelt. Sehnsüchtig blickten manche Augen nach der verschlossenen Thüre und die Mägen, jene untrüglichen Chronometer, mahnten leise oder lauter.

Die Frau des Hauses suchte ihren bevorzugten Gast. In dem langen, durch einige gepolsterte Bänke zum Tanzsaale gestempelten Corridor befand sich Graf Delfino nicht, möglich, daß ihn die Kälte des Terrazzos*) daraus vertrieb. Endlich gewahrte ihn Signora Desirée in einem Nebenzimmer.

„Ich komme, Sie zum Souper zu holen, Conte," lispelte die üppige Frau in ihren weichsten Lauten.

Graf Delfino drückte leicht den runden, fleischigen Arm, der auf dem seinen lag. Die geistreichen, grauen Augen richteten sich zärtlich auf die noch immer Schöne, die scharfen, sarkastischen Zuge nahmen einen mildern Ausdruck an. Signora Desirée schwamm in einem Meer von Entzücken.

Sie traten unter die Thüre des improvisirten Ballsaales. Paarweis ordnete sich die Gesellschaft. Die wenigen Italiener waren fort, wirklich zeigten sich mit Ausnahme des Hausherrn und seines vornehmen Gastes lauter Uniformen. Graf Delfino's Auge blitzte, als es auf die weißen, grünen, braunen und dunkelblauen Waffenröcke traf. Es ging wieder eine starke Veränderung in seiner Physiognomie vor. Ein Moment nur zuckte tiefer Seelenschmerz über sein Gesicht, dann kehrte der alte, herbe, sarkastische Ausdruck zurück, der bereits Linien und Furchen darein gegraben hatte.

---

*) Steinerner Fußboden, wie sie in Venedig gebräuchlich sind.

„Sie blieben Ihrer Vorliebe für die Austriachi treu, Signora,“ sagte er kalt.

Die Wirkung dieser Worte übertraf Delfino's Erwartung.

Mit fürchterlicher Klarheit trat vor Signora Desirée's Geist, wie eine Unbesonnenheit ihres Lebens, ihre ganze Zukunft vernichtet hatte. Nur eine Ungeschicklichkeit weniger und sie war die legitime Gemahlin des Mannes an ihrer Seite. Sie trug einen vornehmen Namen, genoß alle Vortheile des Reichthums, konnte Feste geben, zu denen sich die Elite der Gesellschaft drängte. Welch ein Unterschied mit ihrer jetzigen Existenz!

Denn, daß Graf Delfino den großmüthigen Entschluß gefaßt hatte, das Mädchen seiner Liebe, wenn auch nur aus geringerer Nobilifamilie entsprossen, zu heirathen, dieses war gewiß. Bereits hieß sie seine Braut, als zwischen die Ausführung seines Vorsatzes ein Ereigniß trat, welches den Grundsätzen des Grafen gemäß die Verbindung unmöglich machte. Sogar dann noch hatte er ihre Zukunft bedacht mit reichem Geschenke und war ihr Freund geblieben. Selbst jetzt, nach langen Jahren, bewahrte er ihr einen gewissen Grad von Anhänglichkeit ungeachtet dessen, daß sie die Gabe seiner Großmuth leichtsinnig verschwendete und als letztes Auskunftsmittel Rath Fränkel heirathete.

Signora Desirée war sehr fest geschnürt, die mächtige Gemüthsbewegung that das Ihrige. Die kolossale Frau wankte am Arm des Grafen und unterdrücktes Schluchzen erstickte sie beinahe.

„Leonardo, warum haben Sie so grausam das kurze Vergessen einer Stunde getrübt! Ja, vergessen war an

Ihrer Seite die Hölle meines jetzigen Lebens," stieß sie mühsam heraus und Thränen kamen trotzdem, daß sie tapfer dagegen kämpfte.

Er führte sie wieder in das stille, eben verlassene Gemach zurück, eine einzelne Lampe brannte und ließ dasselbe im lauschigen Halbdunkel.

„Fassen Sie sich, Desirée," sagte Graf Delfino leise. „Auch ich vergaß und der Anblick jener verabscheuten Uniformen kam meinem Gedächtniß zu Hülfe, doch ich will Sie nicht betrüben. Sehen Sie den Platz, den Sie nicht einnehmen konnten, füllte keine Andere aus und wir blieben Freunde. Nur diese Austriachi hasse ich tödtlich, sie betrogen mich um mein Vaterland und mein Weib!"

„Guter, großmüthiger Leonardo!" seufzte die Dame.

„Kommen Sie wieder an die alte Stelle und lassen wir die Vergangenheit ruhen," flüsterte der Venetianer.

Die süße Minute des zweiten Vergessens wurde rauh gestört. Ein Höllenlärm schreckte Signora Desirée empor. Es fand eine Erschütterung statt, daß die Ottomane zitterte, auf welcher sie Beide saßen. Klägliches Geschrei, Krachen von Holz, Geschmetter von zerschlagenem Porzellan und Glas klangen durch einander.

„Ums Himmelswillen, Leonardo, soll der Boden des Tanzsaales eingestürzt sein! er zitterte bereits stark beim Masurk!" rief die Dame vom Hause.

Graf Delfino und Signora Desirée eilten auf den Schauplatz des Ereignisses. Der Tanzsaal war unversehrt und ebenso die Gesellschaft, welche sich neugierig vor der Thüre des verschlossenen Gemaches versammelte, woraus der Lärmen drang. Signora Desirée wandte sich, gefolgt von ihrem Manne und einigen Getreuen, nach dem zwei=

ten Eingange des abgesperrten Saales, der mit dem Kinderzimmer in Verbindung stund.

Der sich hier bietende Anblick war wirklich zum Erschrecken. Ihr jüngster Knabe kam ihr weinend und mit blutendem Kopfe entgegen, er hatte die Katastrophe verursacht. Die Zurüstungen zum Souper erregten Tantalusqualen in fünf hungerigen Kindermägen, die selten etwas Anderes wie trockene Polenta oder Reis bekamen. Sorgfältig hielt man die lüsterne Schaar von den geweihten Räumen ferne. Indessen benützten die Fränkel'schen Kinder einen unbewachten Augenblick mit großer Schlauheit.

Zuerst waren sie vor der verbotenen Frucht in scheuer Bewunderung gestanden. Es däuchten ihnen die goldenen Berge von Orangenscheiben und die appetitlichen Salami zwischen grünen Blättern wunderschön. Die symmetrisch geordneten Bestecke, die Lichter, das Krystall, erschien den kleinen Wilden blendend. Jedoch genügte die einzige Befriedigung des Gesichtssinnes nicht in die Länge. Die Spitzen der Berge ließen sich abbrechen ohne Furcht vor Entdeckung. Nachdem die Kinder mit ihren natürlichen Gabeln zugriffen, um an der Ordnung nichts zu verderben, konnte Matteo, der Jüngste, nicht länger widerstehen, den dunkeln Wein zu kosten, der so einladend aus den Flaschen ihm entgegen blinkte. Die abgehende Flüssigkeit ließ sich durch Wasser ersetzen.

Während der hoffnungsvolle Matteo Fränkel mit diesem ersten chemischen Versuche seines Lebens beschäftigt war, überhörte er ein leichtes, seine Mitschuldigen zu eiliger Flucht treibendes Geräusch. Schritte näherten sich, zum Rückzuge war es zu spät. Einen sichern Versteck gab es im möbellosen Gemache nicht, der Knabe kroch unter

die Tafel. In seiner Hast stieß er an eine der Stützen, welche die Bretter trugen, solid war auch der Speisetisch nicht, wie überhaupt gar nichts im Fränkel'schen Hause. Das leichte Gerüste brach zusammen und der Schuldige lag unter den Trümmern des Souper begraben. In dem Moment, als Signora Desirée eintrat, hatte er sich darunter hervorgearbeitet.

„Die Prügel bekommst Du morgen, Matteo," raunte ihm die zärtliche Mutter in's Ohr, mit raschem Ueberblicke die Sachlage erkennend.

„Laß einen Masurk spielen, Fränkel!" befahl sie mit der Ruhe eines schlachtengewohnten Feldherrn.

Der ungleiche Partner eilte mit gebrochenem Herzen, seinen Auftrag zu vollziehen, er dachte an das verdorbene Essen und zerschlagene Porzellan!

Signora Desirée hatte richtig calculirt, die Töne der Musik lockten die lästigen Zuschauer fort, es blieben nur mehr einige wenige Vertraute. Kühl überschaute die Frau vom Hause die Ausdehnung des Unglücks. Gerade unter dem Krieger mit dem zinnoberbemalten Mantel befand sich ein See von rothem Weine, einer Blutlache nicht unähnlich. Darin schwammen Brod, Früchte, Fleisch und unzählige Scherben bedeckten den Fußboden.

Es war rührend, mit welchem Eifer Capitain Richter sich bemühte, die Salamischnittchen vom Untergange zu retten. Sicher hatte er durch diese thätige Hülfe im Sinn, Frieden zu schließen. Lächelnd sah Signora Desirée seinen hoffnungslosen, aber riesenhaften Anstrengungen zu.

„Was Sie hier beginnen, ist gänzlich unnütz, jedoch befindet sich zum Glücke das Hôtel de la Ville in der

Nähe. Lassen Sie uns von dort ein Nachtessen kommen, Capitain!"

Die entschlossene Frau rief auch sogleich Richters Bedienten herbei, der anwesend war, um beim Serviren mitzuhelfen.

„Gehe in's Hôtel de la Ville und bestelle im Namen Deines Herrn ein Souper für sechzig Personen, es soll sogleich gebracht werden," sagte sie.

Der Bursche sah seinen Gebieter an, diesem stunden die Schweißtropfen auf der Stirne. Er fühlte Signora Desirée's Basiliskenblick, entweder galt es, das Haus Fränkel zu meiden, oder ihren Willen zu erfüllen!

„Bringe etwas kalten Braten, Schinken und Landwein, hörst Du!" stammelte endlich der Gequälte.

Tapfer fuhr der Capitain in seinen Anstrengungen fort. Er arbeitete jetzt für seinen eigenen Beutel; was ihm gelang von dem alten Souper zu erhalten, ersparte er am neuen.

Als endlich die Stützen wieder aufgerichtet und frisch gedeckt, der Boden von seinen Trümmern befreit war, da kehrte Signora Desirée mit siegreichem Lächeln zu ihren Gästen zurück. Sie bat Jedermann, sich von dem kleinen, in seinen Folgen aber bereits beseitigten, Zwischenfall durchaus nicht stören zu lassen. Die jungen Lieutenants vertröstete sie mit der Hoffnung eines baldigen Soupers zu neuen Leistungen im Tanze. So kämpfte sich Signora Desirée plaudernd und lächelnd durch die Gesellschaft, bis zu Graf Delfino.

„Sie wollen uns doch noch nicht verlassen, Leonardo!" flüsterte sie mit einer Stimme, die Anklänge an das unterbrochene tête-à-tête enthielt.

„Nein, Desirée! nicht bevor ich Ihnen mein Bedauern über den Unfall ausdrückte; mir ist, als trüge ich die halbe Schuld, indem ich Sie zurückhielt," erwiederte der Patrizier.

„Eine Kleinigkeit, Leonardo, nur für uns arme Leute empfindlich, aber nicht werth, daß sich Ihre Gedanken damit beschäftigen," versetzte die Schlaue.

„Desirée, erlauben Sie mir, soweit es in meiner Macht steht, den Schaden zu repariren."

Damit schob der Graf ein zusammengerolltes Bankbillet zwischen die Blüthen ihres Straußes.

„Immer gütig, immer aufmerksam," entgegnete Signora Desirée mit ernstgemeintem Seufzer und drückte zärtlich die Hand des Grafen.

„Was für ein schöner Ring!" rief sie, indem sie seinen Finger mit dem blitzenden Steine emporhob.

„Gefällt er Ihnen," erwiederte Delfino lächelnd und steckte das Juwel an ihre Hand.

Hierauf entzog sich der Patrizier ihren etwas stürmischen Dankesbezeugungen mit den Worten: „Nicht wahr, Desirée, Sie ersparen mir, mit den Austriachi zu Nacht zu essen?"

Weil Graf Delfino die Gesellschaft verließ, wurde Capitain Richter die Ehre zu Theil, die Dame vom Hause zur Tafel zu führen.

Sie nahm triumphirend Platz und ließ ihre Augen über den wohlbesetzten Tisch nebst den muntern Gästen schweifen. Sie entdeckte den jungen, blonden Husaren an Polissena's Seite und in eifrigstem Gespräche mit derselben. Signora Desirée lenkte Richters Blick nach der Richtung, wo das junge Paar saß.

„Was sagen Sie dazu?“ fragte sie spöttisch.

„Daß Breitberg schon in „La Stella“ verliebt ist und bei der Geschicklichkeit der Mutter die Sache in einer Heirath enden wird,“ antwortete rasch der Flottillenoffizier.

„Wären Sie immer so vernünftig gewesen, dann brauchten Sie jetzt das Souper nicht zu bezahlen!“ bemerkte die Hausfrau gelassen.

Als spät die Gäste den Palazzo Moro-Lin verließen, bekannten die Meisten, einen vergnügten Abend verlebt zu haben. Wohl ließ die Einrichtung im Fränkel'schen Hause viel zu wünschen übrig, aber man unterhielt sich dort besser als anderwärts.

Eben wollte Baron Breitberg eine ähnliche Bemerkung an den Flottillenoffizier richten, allein er fand, daß Capitain Richter zurückgeblieben war. Ohne weiter über diesen Umstand nachzudenken, versuchte er, der allgemeinen Strömung folgend, sich in den nächtlichen Straßen der ihm unbekannten Stadt zu orientiren.

Bei Fränkel's hatten sich die engern Hausfreunde zu einer Nachlese des Soupers zusammengesetzt, die der Tageszeit halber eher für ein Frühstück gelten mochte. Signora Desirée hatte sich der Daumschrauben ihres Corsettes entledigt und Capitain Richter dampfte behaglich seine Virginia. Der kleine Kreis war äußerst heiter, obwohl die schöne Polissena fehlte, welche, um ihren Teint zu schonen und anderer Ursachen willen, von der Mutter zu Bette geschickt worden war.

Nur Rath Fränkel saß melancholisch vor seinem Weinglase, dem er häufig zusprach. Aber je mehr er trank, um so trüber färbte sich seine Stimmung. Das gelbe, hagere, eingefallene Gesicht, die tiefliegenden Augen mit

dem starren Ausdruck angehender Trunkenheit, sahen widrig aus. In sich gekehrt, schien der Hausherr keinen Antheil an seiner Umgebung zu nehmen.

Indessen begann er plötzlich mit krähender Stimme ein altes Studentenlied zu singen. Signora Desirée lachte, bis ihr die Thränen in die Augen kamen, ebenso Capitain Richter. Die Versöhnung zwischen den beiden Letzteren war definitiv hergestellt und sogar durch eine Extra-Flasche Champagner besiegelt worden, welche der Flottillenoffizier aus dem Hôtel de la Ville hatte bringen lassen.

Später, als sich das Ehepaar in den Winkel der Wohnung zurückzog, wohin die Betten verwiesen worden waren, um möglichst viel Räumlichkeit für das Fest zu gewinnen, stotterte Rath Fränkel von dem einzig lichten Gedanken seines Hauptes bewegt:

„Ich fürchte, Desirée, der heutige Abend kostet uns schwer Geld!“

Seine Frau maß ihn mit einem Blicke unbegränzter Verachtung.

„Ja, wenn ich so ungeschickt wäre, wie Du!“ entgegnete Signora Desirée. „Aber Graf Delfino gab mir dreimal so viel, als unser Souper und Service zusammen werth waren und übrigens bezahlte Capitain Richter das Erstere. Dabei hatte ich einen glücklichen Einfall, das Porzellan des Gasthauses glich dem unsern in Farbe und Form, so behielt ich einen guten Theil des ganzen zurück und schickte dafür zerbrochenes hin. Man wird es Richter ebenfalls auf die Rechnung setzen, jedoch das thut nichts!“

Der Gatte riß die Augen soweit auf, als es Trunkenheit und Schläfrigkeit erlaubten.

„Desirée, Du bist eine gescheite Frau," sagte er im Tone aufrichtiger Bewunderung.

Und wirklich hatte er darin recht, sie verstand besser wie der Rath, den Kopf über den Fluthen zu erhalten, wußte die Mittel zu einer mit dem Einkommen in gar keinem Verhältniß stehenden Lebensweise herbeizuschaffen, während der schwache Mann sehr gerne die Früchte ihrer Thätigkeit genoß.

So überließ er sich auch jetzt, nach der durchschwelgten Nacht, ruhigem Schlafe, ohne auch nur einen Gedanken darauf zu richten, daß vielleicht seinem Kinde Alba einstweilen ein Stein zum Kopfkissen diene.

Der vertrocknete, gelbe, kleine Mann liebte auf der weiten Erde nur sich selbst und ward daher einer ganz natürlichen Consequenz zufolge auch von Niemand geliebt.

III.

In einem kleinen Gemache des Palazzo Bianchini saß eine Dame. Die Umgebung zeigte etwas von herabgekommener Pracht, was immer traurig stimmt. Die schöne Stukkaturverzierung der Wände in Altorilievo war theilweise beschädigt. Das blaßblaue Feld, aus dem sich die weißen Figuren erhoben, erschien längst trübe und unrein. Die kostbaren, geschnitzten Möbeln hatte der Holzwurm benagt und deren Hautelisse-Ueberzug ließ kaum mehr das Dessein nebst der ursprünglichen Farbe erkennen.

Die einsame Bewohnerin dieses Raumes paßte dazu. Ihre einst kräftige und hohe Gestalt war durch frühzeitiges Alter gebeugt. Sorge und Kummer hatten tiefe

Furchen in ihr Antlitz gegraben. Uebrigens war ihre Haltung eine edle. Ein dunkelbraunes Kleid von schwerem Seidenstoff umschloß ihre Formen und die kostbare Krause von Points d'Espagne vollendete den Anzug.

Die Dame hatte einen Tisch vor sich stehen, den Papiere bedeckten. Sie las aufmerksam und machte zuweilen kleine Randnoten mit einem Bleistift. Eine trübe Stunde verfloß bei dieser Beschäftigung. Hierauf klingelte sie und befahl dem eintretenden Diener, ihren jüngern Sohn zu rufen.

„Conte Marchio schläft noch, Eccellenza! ich werde ihm den Befehl mittheilen, sobald er aufwacht," entgegnete der Bediente.

Die alte Gräfin Bianchini seufzte und nahm ihre unterbrochene Arbeit wieder auf. Es währte lange, bis der Erwartete erschien. Er war ein hübscher Junge im Ende der zwanziger Jahre, von blendend weißer Haut, blond und blauaugig, wie es die Italiener selten sind.

„Guten Morgen, Maman!" sagte er und umarmte die alte Dame.

Zugleich streckte er nachlässig seine elegante Gestalt auf den Polstern des Divans neben der Gräfin aus.

Die Züge der Mutter erheiterten sich, ein Liebesblick, wie ihn kein anderes Frauenauge mehr auf ihn senden wird, traf den Lieblingssohn.

„Marchio, laß uns vernünftig mit einander reden," versetzte die alte Dame.

Der hübsche Junge nickte mit seinem blonden Kopf, er unterdrückte zugleich ein leichtes Gähnen.

„Wie stehst Du mit Baronessa Nerheim?" fragte Gräfin Bianchini.

„Nun, Maman, ohne Fadigkeit glaube ich behaupten zu dürfen, daß sie in mich verliebt ist. Aber was für eine Aufgabe, dieser Frau die Cour zu machen! Ihre Launen wechseln wie ein Aprilwetter," erwiederte der Sohn.

„Marchio, sie ist reich und wir sind zu Grunde gerichtet," bemerkte die alte Dame schmerzlich.

„Dieser Rücksicht opfere ich mich auch auf, Maman," versetzte der leichtsinnige, junge Mann.

„Was geschehen soll, muß bald geschehen, mein Sohn!" bemerkte Gräfin Bianchini. „Wir können weder dieses Haus hier in Venedig, noch unser Landgut bei Treviso sechs Monate mehr erhalten. Auch sind wir genöthigt, die Sachen auf das Aeußerste zu treiben, um einen möglichst vortheilhaften Vergleich mit unsern Gläubigern zu schließen. Folglich wird es unangenehmes Gerede geben, welches die eitle Frau verhindern könnte, sich unserer Familie zu verbinden. Also ist keine Zeit zu verlieren. Hattest Du bereits eine bestimmte Erklärung?"

„Nein, Maman, aber heute will ich die interessante Frage thun, über deren Beantwortung kaum ein Zweifel bestehen kann," sagte Marchio leichthin.

„So gehe, mein Sohn und sei glücklich, dies soll mich für alles Ungemach meines Lebens entschädigen," versetzte Gräfin Bianchini.

Herzlich umarmten sich die Beiden und die alte Dame blieb wieder allein. Sie kehrte zu ihren Rechnungen und Schreibereien zurück. Diese schienen aber ein unerfreuliches Resultat zu gewähren, denn große Thränen sammelten sich nach und nach in den Augen der Gräfin. Plötzlich fiel ihr ein Blatt in die Hand, Leichenblässe bedeckte ihr Ant-

litz bei dessen Durchlesung. Sein Inhalt übertraf noch alles bisher Erfahrene.

Die arme, alte Frau lehnte eine Weile ermattet in den Polstern, endlich zeigte sich ihrem ringenden Geiste ein Ausweg, gerade die Größe des Uebels bot denselben. Marchio dachte, sobald er den Palazzo im Rücken hatte, nicht weiter an die zerrütteten Finanzen seines Hauses, noch an die Mutter, welche sich abmühte, ihm aus dem Schiffbruch ein Erbgut zu retten.

Mit leichten, elastischen Schritten verfolgte er seinen Weg, wie ein Schulknabe, der lästiger Aufgabe entrann. Der Himmel war zu blau, das Leben zu schön, um sich mit Sorgen zu quälen. Der freundliche Frühlingstag lockte viele Spaziergänger auf die Riva, darunter befand sich auch „La Stella" nebst Signora Desirée, beide in eleganter Straßenkleidung. Unzertrennlich von dem hübschen Mädchen, stets an dessen Seite, zeigte sich ein Husar.

Munter plaudernd bewegte sich Marchio Bianchini unter Bekannten, bis die Stunde schlug, zu seinem Vetter, dem Herzog von Belmonte, zu Tische zu gehen. Der junge Mann trat in das großartige Vestibüle des Palazzo Rezzonico, er stieg die breite, herrliche Treppe hinan und fand oben im Saale bereits die Gesellschaft versammelt.

Zeuge manches glänzenden Festes waren diese Räume gewesen, seit der gegenwärtige Besitzer sie inne hatte. Die Ausschmückung des weitläufigen Palastes und das heitere, üppige Freudenleben in demselben verschlangen ein fürstliches Vermögen. Regen Antheil an den Gelagen nahmen stets die beiden Söhne der Gräfin Bianchini. Daraus entwickelte sich aber ein doppelter Nachtheil. Die Vettern rissen Belmonte immer weiter fort auf jener Bahn, die

mit seinem Ruin enden mußte und sie selbst athmeten unaufhörlich die Sirenenluft raffinirtester Genußsucht, wodurch sie in zunehmendem Maße die Fähigkeit verloren, thätige, nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu werden.

In der prächtigen, fürstlichen Gallerie war die Tafel gedeckt, ihre Mitte schmückte ein von Benvenuto Cellini ciselirter Aufsatz. Gold, Silber und Krystall glänzten in magischer Strahlenbrechung. Denn natürlich waren die schweren seidenen Gardinen herabgelassen und der schöne Glaslustre aus Murano sandte mehr als Tageshelle auf die Tafel.

Der Hausherr war blond wie sein Vetter Marchio Bianchini; klein, dick, mit flachen ausdruckslosen Zügen glich er ihm übrigens keineswegs. Auch fehlte Belmonte die Desinvoltura, welche Bianchini in hohem Grade besaß, ersterer bot ein nichts weniger als einnehmendes Bild.

„Meine Herren! ich kann nicht umhin, Ihnen einen köstlichen Spaß mitzutheilen,“ begann der Amphytrion. „Zur selben Zeit, wie wir uns hier zu Tische setzen, ist in meinem Palazzo zu Genua die ganze dortige Gesellschaft geladen. Die Säle sind erleuchtet, die Tafeln gedeckt, die Dienerschaft bereit. Nun stellen Sie sich das Erstaunen der Gäste vor, wenn so einer nach dem andern ankommt und eine Kleinigkeit fehlt, der Duca Belmonte nämlich! der das Glück hat, sich hier bei Ihnen zu befinden. Haha! Ich stelle mir die langen Gesichter außerordentlich komisch vor!“

Die meisten der Anwesenden stimmten ein in das Gelächter des Hausherrn. Nur Graf Delfino's Physiognomie behielt ihren Ausdruck bittern Ernstes bei, die grauen

Augen begannen unwillig zu blitzen. Er war im Begriff, sich zu erheben, da legte sich eine weiche Hand auf die seinige und der bittende Blick einer Frau traf ihn.

„Um meinetwillen beruhigen Sie sich, Conte Delfino," flüsterte Laura Belmonte.

„Ich habe um Vergebung zu bitten, daß ich mich in Gegenwart einer Dame nicht besser beherrschte," entgegnete der alte Herr. „Aber der Gedanke machte mich rasend, es könne Ihrem Bruder einmal in den Sinn kommen, seinen liebenswürdigen Scherz zu verändern, uns hier zu Gaste zu laden und sich zufällig in Genua zu befinden!"

Laura Belmonte verbarg die aufsteigende Röthe hinter dem kolossalen Blumenstrauß, den sie zuweilen zur Hand nahm. Seltsam, das liebenswürdige, geistreiche Wesen liebte den Bruder zärtlich, so wenig er dieses Gefühls sich würdig zeigte. Dennoch war Laura gegen seine Fehler durchaus nicht blind, häufig trieb er so wie jetzt, das Roth der Scham auf ihre Wangen.

Obwohl Graf Delfino sich bezwang, blieb er doch größtentheils schweigsam; er ließ dem Nachbar der Gräfin zur Linken, Benedetto Bianchini, allen Raum zu einem a parte.

Dieser, ein ächter Venetianer mit gelblicher bleicher Hautfarbe, rabenschwarzen Haaren und glühenden Augen, von schlanker, geschmeidiger Gestalt, benützte auch die Gelegenheit wohl. Sein Blick ruhte entzückt und leidenschaftlich auf der Frau an seiner Seite. Gräfin Belmonte war weit über die erste Jugend hinaus, ein üppiges, blühendes Weib. Sie hatte es ungeachtet ihrer Körperfülle gewagt, ein weißes Mousselinkleid anzuziehen. Schön geschnittene Korallen zierten Hals und Arme, ein eben solches Diadem

überragte die stolze Stirne und schlang sich in die vollen, braunen Locken.

„Laura, wie lange soll der Zwang noch dauern?" sagte halblaut ihr Nachbar zur Linken.

Die funkensprühenden Augen der Gräfin gaben den Liebesblick zärtlich zurück.

„Ich bin bereit, Benedetto, meine Aufgabe hier ist vollbracht. Wir ziehen zusammen in ein fernes Land, leben blos unserer Liebe!" erwiederte sie.

„Weshalb können wir dasselbe nicht in Venedig thun?" fragte der Graf, durchaus nicht angenehm überrascht.

„Die Belmonte und der Bianchini hier in Armuth, wo ihre Vorfahren in fürstlichem Glanze lebten! Nein, niemals, Benedetto! Ich bin willig, Vaterland und Bruder zu verlassen, um Dir offen angehören zu können. Du weißt, daß ich den größten Theil meines Vermögens dem Herzog opferte, indessen ist jetzt für seine Zukunft gesorgt. Mir bleibt noch genug, um in einem andern Welttheil Grundbesitz zu kaufen. Willst Du mit mir ziehen, oder nicht?" schloß die Gräfin.

„Ob ich will, Laura! wie kannst Du nur fragen!" versetzte der ältere Bianchini.

„Nun denn, so komme heute Abend, Du wirst das Pförtchen nur angelehnt finden, das in die Calle führt, dann können wir das Nähere besprechen," flüsterte die Schwester des Herzogs.

Ein Strahl der Freude leuchtete in Benedetto's düstern Augen, seltsam! Diese Zusammenkunft mit Laura Belmonte elektrisirte den wüsten Lebemann vollkommen. Aber die kluge Frau, obwohl seit Jahren ihrem Vetter Benedetto angetraut, gewährte diese Gunst äußerst selten und

stets nur unter dem Schutze von Heimlichkeit und Nacht. So bewahrte Benedetto die stürmische Ungeduld des Liebenden.

Der Champagner kreiste und die Heiterkeit steigerte sich. Plötzlich nahmen die Züge des Hausherrn einen tragikomischen Ausdruck an.

„Es ahnt wohl niemand von Ihnen, meine Herren und Freunde, daß ich Sie zu einer traurigen Veranlassung hieher bat. Nämlich zur Leichenfeier meiner Junggesellen-Freiheit,“ sagte er.

„Wie, Du heirathest?“ riefen Mehrere zugleich.

„Wer ist die Unglückliche?“ murmelte Graf Delfino zerstreut.

Diese unerwartete Nachricht fuhr gleich einer Bombe zwischen die Gesellschaft. Jedermann wußte, daß der Herzog von Belmonte öfters schon vergebens versucht hatte, durch eine reiche Heirath die bedeutende Bresche seines Vermögens wieder auszufüllen. Seinen eigentlichen Besitzstand konnte er weder verändern noch angreifen, jedoch waren die Früchte des Majorats so stark und mit so fürchterlichen Verschreibungen belastet, daß es sich bereits mehrere Male um Belmonte's persönliche Freiheit handelte. Aus solchen Verlegenheiten erlöste ihn bisher immer die großmüthige Hülfe seiner Schwester.

Wer wagte es, dem schwachköpfigen Verschwender Person und Vermögen anzuvertrauen? Natürlich erregte diese Frage große Neugierde unter den Anwesenden. Besonders die beiden Brüder Bianchini horchten mit gespanntem Interesse. Benedetto ließ sogar Laura's Hand, die er unter dem Tische gefaßt hielt, los.

„Das Verdienst, die Verbindung eingeleitet zu haben, gebührt meiner Schwester; sie führte brieflich alle Unter-

handlungen," fuhr der Herzog fort. „Meine Zukünftige ist Ausländerin, morgen reise ich zur Vermählung."

„Sehen Sie hier das Porträt meiner Braut," fügte Belmonte hinzu.

Ein Medaillon machte die Runde um die Tafel. Das Bild darauf zeigte eine fade Blondine mit plattgedrückter Nase und geistlosen Zügen. Ueber dem Medaillon prangte eine Herzogskrone. Um die körperlichen Reize seiner Verlobten beneidete den Gastgeber Niemand.

„Sonderbar, dies Porträt sieht Dir ähnlich!" bemerkte Benedetto Bianchini und solches war wirklich der Fall.

„Der Beweis, daß wir für einander bestimmt sind! Obwohl ich noch vor einigen Monaten nichts von der Existenz meiner Zukünftigen wußte, mit Ausnahme des Namens ihres Vaters, den ich aus dem Gothaer Kalender kannte," erwiederte Belmonte.

„Sie steht im Gothaer Kalender, ist also eine vornehme Dame?" fragte Einer der Gäste.

„Die Nichte eines regierenden Reichsfürsten und besitzt dabei die angenehme Eigenschaft, sehr wohlhabend zu sein," entgegnete der Herzog.

Von allen Seiten wurde dem diplomatischen Talente der liebenswürdigen Laura Belmonte verdienter Beifall gespendet.

Später, nach beendetem Mahle, bot Graf Delfino Marchio seine Gondel zur Heimkehr an. Der junge Mann, anfangs ein fröhlicher Genosse des Gastmahls, war allmälig verstimmt geworden. Belmonte's Heirathsgeschichte brachte ihm die, im Laufe des Tages glücklich vergessene, Wittwe wieder in's Gedächtniß.

„Wenn nur ich auch eine Schwester hätte, welche mir die langweilige Courmacherei abnehmen wollte," dachte er.

„Dieser Belmonte besitzt wirklich unverschämtes Glück!" versetzte Marchio Bianchini.

„Mir scheint es in keinem Falle ein Glück, Person und Namen für Geld hinzugeben, selbst wenn die Käuferin die legitime Tochter eines Herzogs wäre!" entgegnete Graf Delfino ernst.

„Wie, Sie vermuthen, meines Vetters Zukünftige sei Spuria!" rief der jüngere Bianchini verwundert.

„Ganz sicher! Liebe läßt uns zuweilen die Ungleichheit einer Verbindung übersehen, aber wenn diese nicht im Spiele ist, gewinnen die Heirathsunterhandlungen den Charakter eines ehrlichen Vertrages, wo auf beiden Seiten die Vortheile genau abgewogen werden. Oder sie werden zum unehrenhaften Handel. Der eine Theil hat einen schmutzigen Flecken zu vertilgen, der andere materiellen Gewinn zu erlangen. Mehrfache Gründe bestimmen mich, anzunehmen, daß Belmonte's Verbindung in die letztere Kategorie gehöre," sagte der alte Patrizier.

Marchio horchte schweigend auf die kühlen Worte seines Gefährten, unbewußt und unabsichtlich verletzten sie ihn. Zu welcher Gattung zählte seine eigene beschlossene Vermählung? Offenbar zu der von Delfino so verächtlich behandelten!

Zwar in Bezug auf die Legitimität seiner Wittwe herrschte eine schaudererregende Gewißheit. Ihre Herkunft stund über alle Zweifel fest, sie war die Tochter eines getauften Wiener Juden. Eben um aus dieser Stellung zu treten, hatte sie achtzehnjährig die Hand eines alten deutschen Barons und Majors angenommen. Der Erste

war gestorben, so galt es an den Zweiten zu denken. Dieses that sie auch nun schon manches liebe Jahr, ohne zu einem Entschlusse zu gelangen. Die Wahl wurde dadurch erschwert, daß die Wittwe verschiedenerlei Rücksichten in Betracht zog. Eitelkeit ließ sie einen vornehmen Gemahl wünschen. Der wenige Genuß, welchen ihr Baron Nerheims Asthma gewährte, bestimmten sie für einen jungen und hübschen Lebensgefährten sich zu entscheiden. Nun fanden sich diese Eigenschaften noch bei keinem Bewerber so nahe vereint, wie bei Graf Bianchini. Dabei besaß indessen Angelique, so lautete der verwittweten Baronin Nerheim durchaus nicht bezeichnender Name, eine gute Portion des väterlichen Rechentalentes und angeborener Schlauheit. Diese Seite ihres Charakters widersetzte sich gewaltsam einer Liebesheirath. So kämpfte sie innerlich, ward täglich verliebter in Marchio, dabei unzufriedener mit sich selbst und ihrer Umgebung. In dieser Phase befand sich gegenwärtig das beiderseitige Verhältniß, welches krause Falten auf des leichtsinnigen Bianchini's gewöhnlich glatte Stirne trieb.

„Wo setz' ich Sie ab, Marchio?" unterbrach Graf Delfino die unerfreulichen Reflexionen des jungen Mannes, auf dessen sanguinisches Temperament die Realität gleich Nachtthau fiel.

„Am Molo von San Marco, wenn es beliebt," antwortete Graf Bianchini.

Hierauf ging der hüsche Junge, verdrießlich über sein Pensum, die Riva entlang. Er mußte drei Brücken passiren, bevor er an die neugebauten, zu Fremdenwohnungen bestimmten Häuser gelangte. Eine flüchtige Hoffnung

durchzuckte ihn, es war bereits spät, vielleicht traf er Frau von Nerheim nicht mehr!

Indessen widerlegten die beleuchteten Fenster des ersten Stockes rasch diese Vermuthung. Neu und kleinlich war Alles in der Wohnungskaserne, welche Bianchini nun betrat. Er vermißte die fürstlichen, ehrwürdigen, altersgrauen Hallen seines Vaterhauses, großartig noch selbst in ihrem Verfall. Dort knüpfte sich an jeden Gegenstand eine Erinnerung, hier gab es kein Ereigniß, es wechselten einfach die Miether. An der mittlern Thüre befand sich die Visitenkarte der Baronin angenagelt. Die historischen Residenzen der alten Familien bedurften dieser Bezeichnung nicht; jedes Kind kannte sie, häufig verliehen sie auch noch den Plätzen oder Straßen ihrer Umgebung den Namen.

Dann diese Frau selbst! In allen Fällen, ausgenommen den gegenwärtigen, wäre Marchio Bianchini vollkommen gleichgültig an der Wittwe vorübergegangen. Es lag nichts in ihrem Wesen, was sonderliche Theilnahme oder Widerwillen motivirte. Weil sie jedoch ihres großen Vermögens halber das Ziel seiner nothgedrungenen Speculation wurde, darum haßte er sie.

In solcher Stimmung trat Marchio in den Salon. Eine kleine, magere Frau, deren graublasse Gesichtsfarbe durch die Ponceau-Blüthen im Haar noch greller erschien, lehnte halb liegend im Divan. Ihr Gesicht drückte den Culminationspunkt übler Laune aus. Der Baronin gegenüber saß eine hohe, stattliche Dame mit dem durchsichtig lichtgelben Venetianer Teint. Sie war einfach in schwarze Seide gekleidet. Diese strenge Farbennüchternheit, fast an ein Gemälde der alten niederländer Schule mahnend, hob die schönen, regelmäßigen Züge vortheilhaft.

Die letztere Person las aus einem Buche vor, beim Geräusch von Marchio's Eintreten legte sie dasselbe aus der Hand.

„Wer sagt Ihnen, mitten in einem Abschnitte aufzuhören!" bemerkte Baronin Nerheim ärgerlich, obwohl sie bisher die Lektüre nicht im mindesten beachtete.

Die Schwarzgekleidete nahm ruhig den Band wieder auf und Marchio setzte sich, neugierig die ihm Unbekannte betrachtend.

„Viertel über zehn Uhr!" rief die Wittwe unwillig, ohne den Schluß des Capitels abzuwarten.

„Es ist mir schmeichelhaft, wenn meine Besuche so viel Interesse für Sie besitzen, daß Sie bemerken, wie spät ich komme," erwiederte Graf Bianchini mit leichtem Anflug von Geckenhaftigkeit.

„Wir verabredeten ja heute zusammen in die Fenice zu gehen," versetzte Frau von Nerheim.

„Dies vergaß ich!" stund Marchio im Begriff, mit mehr Aufrichtigkeit als Artigkeit zu sagen, allein er faßte sich rasch.

„Vergebung, Baronessa! ich hielt mich bei Belmonte's Diner zu lange auf," antwortete er.

„Wie, Sie speisten bei jenem Herzog von Belmonte, dessen prächtig eingerichteter Palast längst meine Neugierde erregte?" fragte die Wittwe mit Interesse.

„Wenn Sie den Palazzo Rezzonico zu besuchen wünschen, werde ich mir erlauben, Sie hinzuführen," entgegnete Bianchini.

„Wirklich, Sie wollten so gütig sein!" rief die Baronin entzückt.

„Jedoch," setzte sie plötzlich bedenklich hinzu, „schickt

es sich nicht für mich, das Haus eines unverheiratheten Mannes zu betreten!"

„Was das betrifft," erwiederte Marchio, den es einige Mühe kostete, ernsthaft zu bleiben, „so verletzt es mich, wenn Sie glauben, ich schlüge einer hochverehrten Dame etwas Unanständiges vor. Belmonte verläßt morgen Venedig und meine Cousine Laura wird Sie mit Vergnügen empfangen."

Die Wittwe erblühte wie eine Päonie.

„Gräfin Belmonte, von deren Geist und Liebenswürdigkeit ich schon so viel hörte?" fragte Frau von Nerheim begierig.

„Dieselbe, Angelique!" versetzte Marchio, seine hübschen, verrätherischen Augen fest auf die Baronin gerichtet „Hoffentlich gehen meine innigsten Wünsche bald in Erfüllung, es ist Zeit, Sie mit meiner Familie bekannt zu machen."

So direkte Anspielungen hatte Bianchini noch nie versucht.

„Wir könnten uns doch noch eine Stunde in der Oper zeigen," sagte Frau von Nerheim, über und über voll Lächeln.

„Alba, bestellen Sie die Gondel," wandte sie sich herrisch an die Schwarzgekleidete, nachdem der Graf Zustimmung nickte.

Sie blieben allein zusammen, der hübsche Junge that, was er thun zu müssen glaubte, er stahl seinen ersten Kuß.

„Marchio!" stammelte die Wittwe verwirrt.

Arme, reiche Frau! sie war so selten im Leben geküßt worden!

„Wer ist diese schwarze Dame, welche ich heute zum ersten Male bei Ihnen treffe?" fragte Bianchini.

„Nur meine neue Gesellschafterin,“ entgegnete die Baronin geringschätzig. „Sie wurde mir von Abbate Rossi recommandirt, jenem alten Gelehrten, welcher uns beim Besuche des Museo Correr begleitete.“

Graf Bianchini empfand merkliche Erleichterung, als Alba wieder eintrat. Er besaß durchaus keine Lust, auf der betretenen Bahn eines unternehmenden Liebhabers vorwärts zu schreiten.

Der schlanke Venetianer sprang leichtfüßig in die Gondel und half den Damen einsteigen. Er reichte der Gesellschafterin mit derselben Artigkeit die Hand, wie der Baronin.

„Neben mich, Marchio!“ rief Angelique ungeduldig, als sie bemerkte, daß er diesen Platz für Alba freilassen und auf einem Seitenbänkchen Platz nehmen wollte.

Als später Besucher in Frau von Nerheims Loge traten, benützte Bianchini diese, sonst so erwünschte, Gelegenheit sich frei zu machen nicht, sondern blieb ruhig auf seinem Sitze und plauderte mit der neuen Gesellschafterin. Indessen erhielt er blos einfache Antworten auf seine Bemerkungen. Nur was die strikte Höflichkeit erforderte, mehr gewährte Alba nicht.

Nach der Oper versammelte sich Gesellschaft bei der Baronin. Rossi's Schützling saß mit an der reichen Tafel, genoß von den feinen Gerichten und trank feurigen Wein dazu.

„Dieses Leben behagt mir vortrefflich,“ dachte sie, während sie in ihrem einsamen Zimmer sich entkleidete. „Wenn ich erst das Geld der häßlichen kleinen Jüdin hätte! Conte Marchio würde sich leichter in seine Aufgabe finden! Ein hübscher Junge, aber was kümmert das mich! Meine

Lage erfordert Klugheit, ich muß die Thorheit der Menschen benützen, um mir einen Platz im Leben zu erringen. Erst gesicherte Stellung, nachher Lust und Genuß! Sich zu verlieben ist eine Dummheit, wie sie allerdings die verwittwete Baronin Nerheim begehen kann, jedoch ich nicht! Einmal folgte ich der Liebe — dieses brachte mir schweres Unheil!"

Unter solchen und ähnlichen Gedanken entschlief Alba die erste Nacht in ihrer neuen Heimath.

IV.

Am folgenden Morgen erwartete die alte Gräfin Bianchini wieder jemand in ihrem Cabinet, indessen diesesmal war es nicht der hübsche Marchio, sondern der Notar Festari. Sie hatte Letzterem verschiedene Documente zur Einsicht übergeben.

Der Geschäftsmann erschien pünktlich, auf einen Wink der Dame nahm er Platz und breitete die Papiere vor sich auf den Tisch. Unruhig hafteten die Augen der Gräfin auf ihm, während er gelassen ein Blatt aus den vielen vorsuchte.

„Nun, Festari!" begann endlich die alte Dame, unfähig ihre Ungeduld länger zu zügeln.

„Eccellenza erlauben mir ganz offen zu reden," bemerkte der Notar zögernd.

„Sprechen Sie, Festari, dem Arzte, dem Beichtvater und dem Geschäftsmanne gegenüber gibt es weder Zurückhaltung, noch Geheimniß," versetzte Gräfin Bianchini.

„Der Signor Conte beging eine gesetzlose Handlung, als er das Gut Cologna bei Verona verschrieb, er besaß kein Recht darauf, da es Ihr persönliches Eigenthum ist. Nun trat der Fall ein, daß Conte Bianchini nicht im Stande ist, den Zahlungstermin einzuhalten, folglich macht der Hauptgläubiger sein Pfandrecht geltend. Allerdings können Eccellenza als Besitzerin auftreten, aber dann kommt auf Ihren Gemahl der häßliche Flecken, als habe er eine absichtliche Täuschung versucht. Möglicherweise geräth seine persönliche Freiheit in Gefahr! Daher ich es Eccellenza selbst überlasse, zu bemessen, ob der Schritt geeignet sei," sagte der Notar.

„Sie haben unrecht, Festari, Andrea Bianchini ist kein Betrüger!" entgegnete die alte Dame.

„Nur Ihre Autorisation veranlaßte mich zu dieser Aufrichtigkeit," versetzte der Notar.

„Conte Bianchini ist ganz einfach ein Blödsinniger!" rief die Gräfin.

„Diese Ansicht wäre von unschätzbarem Vortheil für uns, wenn wir sie rechtlich zu begründen vermögen," erwiederte Festari.

„Es ist die Wahrheit, ich würde es sonst nicht behaupten!" sagte die Gräfin fest. „Betrachten Sie Andrea's Handlungen! Seit einer Reihe von Jahren zeigen sich deutlich Spuren einer geistigen Unfähigkeit, die ihren Höhepunkt fand, als er jenes unselige Papier unterzeichnete. Sie wissen, ich lebte die meiste Zeit zurückgezogen in Cologna. Voriges Frühjahr trieb mich die Sehnsucht, Marchio zu sehen, nach Venedig. Als ich nun unerwartet ankam, traf ich Gesellschaft bei Conte Bianchini. Ich bemerkte, daß mein Erscheinen unwillkommen sei.

Auch däuchte mir manches verdächtig, man suchte beständig meine Aufmerksamkeit zu fesseln und ließ mich nie aus den Augen. Von keinem bestimmten Argwohn geleitet, vermochte ich der Sache nicht auf den Grund zu kommen. Jetzt ist mir das Ganze verständlich, das Datum jener Urkunde gibt mir die traurige Aufklärung. Es war am Tage meiner Ankunft, daß Andrea zur Unterschrift beredet wurde."

Die peinlichen Eindrücke überwältigten Gräfin Bianchini, sie sank erschöpft in die Kissen des Divans zurück.

Nach einigen Minuten ermannte sie sich wieder und nahm den Faden ihres Berichtes von neuem auf.

„Der hoffnungslose Zustand, in dem ich unsere Finanzen fand, veranlaßte mich, seit jener Zeit in der Stadt zu bleiben, zu versuchen, Licht in das Dunkel, Ordnung in den Chaos zu bringen. Es ist eine ermüdende, fürchterliche Arbeit! Ueberall erscheint mein Mann als der Geprellte, schwach und leichtsinnig war er von jeher, wir sehen diese Eigenschaften bis zu gänzlicher Unzurechnungsfähigkeit sich steigern. Mein älterer Sohn Benedetto ist ebenso wie sein Vater, beide gebe ich auf, aber für Marchio möchte ich ehrenvolle Unabhängigkeit retten."

„Ich war eine Erbtochter, Festari," fuhr die Dame fort, von lang verhaltener Bitterkeit weit über die Gränzen des gegenwärtigen Falles in ihren Erinnerungen geführt. Sie gab sich dem Bedürfniß der Mittheilung hin, wie jemand, der altes Schweigen bricht.

„Mit fünfzehn Jahren Waise, wurde ich von meinem Vormunde an Conte Bianchini verkauft. Der Gatte besaß niemals weder meine Liebe, noch selbst meine Achtung. Die Jugend verfloß mir in leichtsinnigem Taumel von

Zerstreuungen. Als ich endlich das Leben verstehen lernte — war es zu spät. Ich zog mich auf mein Landgut zurück und nahm Marchio dorthin mit, um ihn zu erziehen. Eingezogen und sparsam, hoffte ich in Cologna im Stande zu sein, meinem Liebling dennoch ein Erbe zu sichern. Wie wenig bedeuten die einzelnen Bemühungen einer Frau, gegenüber von einem Verschwender! Für Hunderte, die sie mühsam sammelt, vergeudet er Tausende. Auch diese traurige Erfahrung sollte mir zu Theil werden. Einen Augenblick traf mich das Einsehen der absoluten Unfruchtbarkeit meiner harten Kämpfe mit vernichtendem Schlage. Die Liebe für Marchio stachelte mich zu neuen Anstrengungen auf und nun kurz zum Resultat derselben. Conte Bianchini's Unzurechnungsfähigkeit muß bewiesen werden, die Möglichkeit dazu liegt in der Wahrheit der Sache. Dadurch hoffe ich zu gleicher Zeit, der Myrmidonenschaar der Gläubiger einen panischen Schrecken zu versetzen. Diese Stimmung müssen wir benützen, und rasch handeln, günstige Bedingungen erzielen! Cologna ist ohnedies gerettet! Was halten Sie von meinem Plan, Festari?" schloß die Gräfin.

„Eccellenza deuteten den einzigen Ausweg des Labyrinthes an," erwiederte der Geschäftsmann.

„Seltsam," dachte Nostar Festari, als er die Treppe des Palazzo Bianchini hinabschritt, „es steckt doch ein gutes Gran Narrheit in der klügsten Frau! Wenn die alte Gräfin zu rechter Zeit nur die Hälfte ihrer jetzigen Energie anwandte, war ihr eigenes, sehr bedeutendes Vermögen erhalten. Statt dem verdammt sie sich lieber zu monotonem Einsiedlerleben! Erst die Liebe für Marchio treibt sie zum Handeln, nachdem es beinahe zu spät ist! Dieser

jüngere Sohn ist keineswegs besser als Vater und Bruder, aber der Mutter Verblendung läßt sie es nicht erkennen!"

Während die alte Dame verdrießliche Geschäfte abmachte, dachten Andere an Vergnügen.

In eleganter, leichter Sommerkleidung stund „La Stella" am Fenster des Palazzo Moro-Lin. Das Mädchen hatte bereits den Hut auf und hielt den Sonnenschirm in der Hand. Sich die Zeit zu vertreiben, bis Baron Breitberg käme, Mutter und Tochter zur projektirten Lustfahrt abzuholen, schaute Polissena von ihrer hohen Warte herab.

Nicht etwa die magische Beleuchtung altersgrauer Paläste, der tiefblaue Himmel sich wiederspiegelnd in den Fluthen des Canale grande, zogen die Blicke des jungen Mädchens an. Nein, für dergleichen fehlte Polissena Fränkel der Sinn. Die kleinliche Staffage allein interessirte sie, die raschen Schifflein, welche die Wogen zertheilten. Darin saßen geputzte Menschen, Bekannte und Unbekannte. „La Stella" musterte, mit einem der Wichtigkeit dieser Aufgabe vollkommen angemessenen Eifer, die Toiletten der Vorbeifahrenden.

Plötzlich erregte ein zierliches Fahrzeug die Aufmerksamkeit des Mädchens.

In der schönen Jahreszeit entpuppt sich nämlich die venetianische Gondel aus der schwarzen Raupe zum bunten Schmetterling. Das Felze*) wird abgenommen und über den Hauptsitz eine elegante Decke gebreitet. Scheint die Sonne, so spannt man ein leichtes Zelt über das

*) Dach der Gondel.

Ganze, welches weder den Zutritt der Luft, noch die Aussicht hindert.

Das gegenwärtig am Palazzo Moro=Lin flüchtig und sanft vorübergleitende Schifflein war mit königsblauem Teppich überdeckt, der geschmackvoll drapirt rückwärts über die Lehne fiel und ein Wappen zeigte. Ein von vier Säulen getragenes luftiges Dach, ebenfalls von königsblauem Tuche mit Silberfranzen geziert, beschützte die Häupter der Lustfahrenden. Vornen stack ein munter in der Luft wehendes Fähnlein, auf welchem das Wappen des Eigenthümers noch einmal angebracht war. Vier in Matrosentracht gekleidete Ruderer lenkten das Fahrzeug mit Leichtigkeit und Geschick. Die runden Hüte von Glanzleder, die kurzen blauen Jacken mit der Leibbinde von weißer Seide, nebst den faltigen weißen Hosen stunden den Burschen vortrefflich. Sie paßten sehr wohl an ihren Platz und es war glücklich der Ungeschmack vermieden worden, die Gondel von Livreebedienten rudern zu lassen. Das Ganze bot einen schönen Anblick.

Polissena seufzte, während ihre Augen auf dem schmucken, soliden Reichthum kündenden Fahrzeuge ruhten. „Wann werde ich je so ein Schifflein besitzen?" Diese Frage an das Schicksal drängte sich gewaltsam dem eiteln Geschöpfe auf.

Das Mädchen kannte die Gondeln ebenso gut als mancher Pflastertreter einer Hauptstadt die Equipagen. Nur sind Luft, Licht und Wasser diesen Sommervögeln so verderblich, daß wohlhabende Besitzer alljährlich deren Gefieder wechseln. Demgemäß prangte denn auch das gegenwärtige Lustschifflein in voller Jugendfrische.

Nachdem Polissena sich an der hübschen Außenseite

satt, oder vielmehr lüstern sah, wollte sie auch einen Blick auf die reiche und nach ihrer Meinung nothwendig glückliche Besitzerin dieser Herrlichkeiten werfen. Das Resultat der Neugierde war ein ungewöhnlicher Grad von Aufregung.

„Maman, schnell!" stieß Polissena heraus.

Signora Desirée eilte auf diesen Ruf in einem Zustande herbei, den unsere keusche Feder sich weigert, näher zu beschreiben. Ihr Marterwerkzeug, den Schnürleib, hielt sie in der Hand. Die ganze Seele dieser Frau schien in die Sehorgane übergegangen. Schon schwamm die schöne blaue Gondel der Salute gegenüber, Signora Desirée's Blick folgte noch immer starr den Furchen, welche das Fahrzeug auf der Wasserstraße zog.

„Maman, sah ich recht?" fragte Polissena mit zitternder Stimme. „Alba in Baronessa Nerheim's Gondel!"

„Wie kommt die — da hinein? nachdem ich mich vergebens abmühte, zu den Gesellschaften dieser reichen Wittwe eine Einladung zu erhalten! Ha! das thut mir jener verwünschte Rossi! er soll es büßen!" schrie Signora Desirée plötzlich und ballte im Wuthparoxismus, der sie befiel, ihre Fäuste.

„Mir scheint, Abbate Rossi kümmert sich wenig um unsere Feindschaft, aber es wäre vortheilhaft, die Gewogenheit eines Mannes mit so bedeutenden und reichen Bekanntschaften zu besitzen," entgegnete Polissena.

Die Mutter blickte verwundert auf ihr Kind, sie war um soviel schlauer, als das träge, indolente, jedoch genußsüchtige Mädchen, daß sie mit Recht erstaunen durfte, eine richtige Ansicht von demselben zu vernehmen, die bisher ihrem eigenen Scharfsinn entging. Wenn indessen Leiden=

schaften sie entflammten, dann trübte sich Signora Desirée's sonst sehr gutes Fassungsvermögen.

„Mir scheint es leicht, diese Person fortjagen zu machen, man darf nur Baronessa Nerheim mittelst eines anonymen Briefes von ihrem Geschicke in Kenntniß setzen," bemerkte die noch immer zornige Frau.

„Würde in diesem Falle nicht etwas von dem Schmutze, den Du aufzustöbern gedenkst, auf uns zurückspritzen, Maman," sagte Polissena bedächtig.

Abermals das Ei klüger als die Henne!

Signora Desirée entfernte sich kopfschüttelnd, um ihren Anzug zu der heutigen Spazierfahrt zu vollenden, die ihr nun der Aerger verdarb.

Im Uebrigen wurde der Ausflug von allen Umständen begünstigt. Eine herrliche Frühlingssonne, noch nicht sengend und brennend, schien auf das weiße, über die Gondel gespannte Zelt. Der Aether war duftig blau, die Woge demanten schillernd im Reflex der Sonnenstrahlen, die Luft von köstlicher Weiche.

Der junge Husar empfand den Einfluß der Scenerie, niemals hatte ihm noch das wälsche Land so schön gedünkt. Er knöpfte seinen Waffenrock auf und holte tiefen Athem. Sanft schaukelnd glitten sie an der volkreichen Riva dahin, fast ermüdete das Auge an den massenhaften Steingebäuden im Sonnenlicht, doch fand es wieder einen wohlthätigen Ruhepunkt am saftigen Grün der Giardini pubblici, welche die südöstliche Spitze der Stadt bilden.

Polissena sah ungewöhnlich hübsch aus, den einzigen Fehler ihrer Physiognomie, die niedere Stirne, verbarg der breitränderige Strohhut. Sie hatte vorsichtig auf dem Bänkchen Platz genommen, um die Garnirung ihres

Kleides nicht zu zerknittern. Die herrliche Fahrt erhöhte in ihr das Gefühl des Daseins nicht. Die Poesie des jungen Lebens lag längst in Polissena erstickt, oder vielmehr ließ der Wurm ihres Innern die Blüthe des Menschenherzens niemals sich entfalten. Unter dem Drucke häuslicher und socialer Mißstände büßte das schöne Mädchen seine Unbefangenheit ein. Polissena besaß nicht die glückliche Fähigkeit, sich hinzugeben, sei es einer Empfindung, sei es einer Person. Der verliebte junge Mann an ihrer Seite war weiter nichts für sie als eine Partie, durch welche sie ihrer precären Lage entrissen würde. Die Wasserfahrt bot Gelegenheit.

Theodor Breitberg suchte des Mädchens Hand zu zärtlichem, vielsagenden Drucke. Wahrhaftig, das Herz ging ihm auf! Er plauderte von der Heimath, wie er, des Soldatenlebens müde, sich zurückziehen wolle auf sein väterliches Erbe und Landwirthschaft treiben. Aber nicht ohne liebe Gefährtin!

Polissena hörte ihm ruhig zu, das Ziel schien erreicht. Jedoch empfand sie die von dem Erfolg erwartete Freude nicht. Das Zukunftsbild, das er mit beredten Worten entwarf, fröstelte sie an. Ein deutscher Winter, ohne Oper, ohne Carneval und ohne Intrigue däuchte ihr fürchterlich leer. Aber Polissena Fränkel durfte sich nicht den Luxus gestatten, einen annehmbaren Freier abzuweisen. Das Mädchen war gut geschult, nicht einen Augenblick schwand das stereotype Lächeln von den Lippen. „La Stella" ging sogar mit einigen nichtssagenden Phrasen in Theodors Ideen ein.

„Die Angelegenheit steht vortrefflich!" flüsterte Ca=

pitain Richter auf der vordern Bank in Signora Desirée's Ohr, weil diese nur wenig deutsch verstand.

Die kluge Mutter hütete sich wohl, den Kopf zu wenden; sie betrachtete mit großer Aufmerksamkeit die bereits durch die Büsche entgegenschimmernden freundlichen Gebäude des Lido.

Indessen hatte der Husar das entscheidende Wort noch nicht gesprochen, als die Barke an der Landungsbrücke anlegte.

Polissena's Auge fiel auf die schöne, blaue Gondel, welche hier bereits angeknüpft war. Wirklich befand sich auf dem besten Platz unter dem Zeltdach von Sant' Elisabetha eine Gesellschaft. Auch die Aufmerksamkeit des Wirthes schien durch diese Gäste vollständig in Beschlag genommen zu sein; er beachtete kaum Signora Desirée's Bestellungen. Die vier Matrosen, welche ihre Herrschaft bedienend hin und her rannten, vermehrten noch die Verwirrung in der kleinen Küche.

Mittlerweile trat der Husar unter das Zelt, Baronin Nerheim zu begrüßen, die er kannte.

„Wie schade, daß Sie nicht allein kamen! ich würde Sie bitten, an unserm Essen Theil zu nehmen," sagte die Wittwe. „Können Sie sich nicht von Ihrer Gesellschaft los machen?"

Theodor verneinte.

„Nun, so trinken Sie wenigstens ein Glas Mirano, ich brachte ihn mit, sowie die Speisevorräthe, man darf sich hier nicht auf's Geradewohl verlassen," versetzte Frau von Nerheim.

„Conte Marchio, schenken Sie Baron Breitberg ein,"

fügte sie mit coquettem Lächeln hinzu; sie liebte es, an ihrem Tisch Bianchini den Wirth spielen zu sehen.

„Doch ich vergaß, die Herren einander vorzustellen!“

Marchio fiel es zuweilen ein, sich die Miene des Patrioten zu geben; er verneigte sich steif vor dem Austriaco. Theodor trank Mirano und bat im Stillen den venetianischen Landweinen alle die Verwünschungen ab, welche er denselben häufig nachgesandt hatte.

Bianchini benützte die Zeit, während der Husar mit Baronin Nerheim plauderte und zu wiederholtenmalen sein Glas leerte, sich Alba zu nähern. Kalt und theilnahmlos, mehr einer Marmorstatue, als einem lebenden Wesen ähnlich, saß die Gesellschafterin bei Tisch. Sie ergriff die Gelegenheit nicht, mit dem hübschen Marchio ein Gespräch anzuknüpfen, sondern antwortete blos ausweichend und mit schneidender Kürze.

Dennoch bemerkte Frau von Nerheim Bianchini's Absicht. Sie wandte sich zornglühend an ihre Untergebene.

„Mir scheint, ich ließ meinen Shawl in der Gondel liegen, sehen Sie nach, Alba!“ befahl die Wittwe hochmüthig.

Baron Breitberg wurde erst durch diese kleine Scene aufmerksam auf die stumme Gesellschafterin. Er richtete seine etwas faden, wasserblauen Augen auf die hohe, schlanke, einfach in schwarze Seide gekleidete Gestalt. Sie stach gewaltig ab gegen ihre in bunter Farbenpracht strahlende Herrin. Es war ein kluger Ausweg, den Alba traf, um neben der äußerst putzsüchtigen Frau immer anständig zu erscheinen. Die ernste Farbe paßte zum antiken Schnitt ihres Gesichtes. In dem Augenblick, als der Husar sie vielleicht zu genau betrachtete, trat ein leichter Carmin auf

die durchsichtig lichtgelben Wangen. Indessen erhob sich Alba, äußerlich vollkommen ruhig, den erhaltenen Auftrag zu vollziehen.

„Bleiben Sie, Signora," sagte Bianchini bestimmt, „ich kann ebenso gut den Shawl holen, oder einer der Diener. Warum sollen Sie in der Sonnenhitze den Weg zurücklegen?"

„Verzeihen Sie, Signor Conte, ich muß dem Willen meiner Dame Folge leisten, also suchen Sie mich nicht zu verhindern," erwiederte Alba kühl.

Ein leichtes Zucken der Lippen, nebst finsterm Blick auf Marchio, begleiteten ihre Worte.

„Wie es beliebt, Signora! wenigstens werde ich mit bis zur Barke gehen," sagte Bianchini.

Er schritt, ohne von ihr beachtet zu werden, neben ihr dem Lagunenstrande zu. Aber das sonderbare Paar gelangte nicht weit, bevor es die zornige Stimme der Wittwe erreichte.

„Alba, kommen Sie zurück! wie ungeschickt von Ihnen, den Shawl nicht zu sehen, der doch über der Lehne meines Stuhles hängt!" versetzte Frau von Nerheim.

Wortlos nahm die Gesellschafterin ihren Sitz wieder ein. Marchio folgte ihrem Beispiele nicht, der Despotismus der Baronin, den sie sogar über ihn auszuüben versuchte, ärgerte den jungen Mann. Indessen war er auch mit der Art unzufrieden, wie Alba seine großmüthigen Bemühungen zu ihren Gunsten aufnahm. Er, der Frau von Nerheim zu jeder Tollheit bringen konnte, selbst zu der allergrößten ihn zu heirathen, das fühlte er, sollte vergebens auf ein armseliges Lächeln der gedemüthigten Gesellschafterin warten!

In dieser Stimmung empfand er keine Lust, sogleich wieder zu den Frauen zurückzutreten, die beide auf verschiedene Art seinen Unmuth reizten. Daher schlenderte Marchio am Strande der Lagunen hin und traf auf „La Stella“, die er von Bällen her kannte. Wie fast alle Venetianer, fand er das Mädchen sehr hübsch. Polissena erfreute sich einer großen Popularität unter der eleganten Männerwelt, die Löwen hatten sie „La Stella“ getauft und zeichneten sie bei allen öffentlichen Gelegenheiten aus. So ging auch jetzt Bianchini mit plötzlich erheiterter Stirne auf sie zu.

Theodor Breitberg starrte die rückkehrende Alba an. Er hatte rasch in die Hitze getrunken und seltsame Gedanken wirbelten in seinem Kopfe. Vergebens suchte er die wirren Bilder zu bemeistern, sie ordneten sich zu keiner bestimmten Klarheit.

„Mir scheint, wir sahen uns schon einmal, Signora?“ sagte er endlich. „Nur weiß ich nicht mehr, wo und wann!“

„Ich erinnere mich dessen nicht, aber es ist wohl möglich, man trifft sich ja täglich auf dem Markusplatz“, entgegnete Alba.

Diese gleichgültige, ohne eine Spur von Verlegenheit gegebene Antwort, zerriß den losen Erkennungsfaden, der sich im Hirne des Husaren anknüpfte. Bald darauf empfahl er sich.

Wer nun die beiden Frauen beobachtete, konnte wahrnehmen, daß Baronin Nerheim, dunkelroth vor Aerger mit ihrer Gesellschafterin zanke. Jedoch schienen die Worte der Wittwe eher von einem Steinwall abzuprallen, wie an ein fühlendes Wesen gerichtet zu sein.

Nach vieler Mühe war es Capitain Richter gelungen, einen Tisch vor das Haus zu erhalten und endlich erschien auch ein nichts weniger wie einladendes Mahl. Signora Desirée strengte sich an, ein zähes Stück Rindfleisch zu verschneiden. Sie war bei übler Laune, weil sie sich in ihrer Hoffnung eines guten Mittagessens betrogen sah.

Diese Frau lebte eigentlich wie die Geächteten der menschlichen Gesellschaft, nur dem Genusse des Augenblicks, ohne Gedanken an Vergangenheit oder Zukunft. Es gibt viele solcher zerrissenen Existenzen, unsere moderne Welt weist häufig derartige Schwimmer, die mit großer Geschicklichkeit den Kopf über den Fluthen halten und manchen guten Bissen schnappen. Wird der Strudel dieselben endlich hinabziehen? oder eine unverhoffte Glückeswelle sie an's Ufer tragen? Man lernt auch diese Ungewißheit, sowie viele andere, mit Gleichmuth betrachten!

Die stattliche Frau trank ein Glas von dem sauren, schlechten Wein und warf einen vorwurfsvollen Blick auf Capitain Richter. Der Flottillenoffizier verstand ihre Meinung, er trat in die kleine Osteria auf Sant' Elisabetha und so energisch fiel seine Beredsamkeit aus, daß ein schmackhaftes Gericht zum Vorschein kam, flankirt von einer Bouteille aus der Reserve.

Die hübsche Polissena, welche öffentlich niemals vernünftig aß, sich jedoch durch heimliches Naschen für ihre angebliche Enthaltsamkeit schadlos hielt, fand Muse, Baronin Nerheim's Gesellschaft zu beobachten. Der Husar ließ ihr Zeit dazu, er sprach wenig und war auffallend zerstreut. Offenbar weilte sein Geist noch bei dem ungelösten Räthsel. Auch erzeugte der rasch in die Hitze ge-

trunkene Wein lästigen Nachdurst; Baron Breitberg sprach der Flasche fleißig zu.

Polissena sah feine Speisen unter das Zelt tragen. Später kam die elegante Gestalt Marchio Bianchini's unter der Leinwand hervor. Der junge Mann zündete seine Cigarre an und schlenderte nachläßig den Pfad am Ufer entlang, welcher nach San Niccolo führte.

Lange folgten ihm die Augen des Mädchens, wenn irgend jemand Polissena gefiel, so war es eben dieser Marchio. Freilich empfand sie entfernt nicht das schmachtende läppische Sehnen, wie es weibliche Wesen nur allzu oft zum Gegenstande ihrer geheimen Neigung hinzieht. Die gefeierte „La Stella" hatte zuviel Männer in der Nähe gesehen, um einem derselben kindischen Cultus zu weihen. Er war eben ganz einfach ein Mann nach ihrem Geschmacke. Wäre sie die glückliche Tochter eines wohlhabenden Hauses gewesen und Wahl in ihrer Macht gelegen, so traf jene unter Tausenden Marchio Bianchini. So aber erschien jedes Bedauern nutzlos, Polissena Fränkel hatte zum Träumen eine zu praktische Richtung.

Bald nach dem hübschen jungen Manne verließen zwei Frauengestalten das Zelt. Die Erste klein und mager und in bunten, vielfarbigen Seidenstoff gekleidet, der sich um die unbedeutende Figur aufbauschte, zugleich übersäeten sie Blumen und Spitzen. Die Zweite hoch, schlank in ernster, nüchterner Einfachheit, jedoch vollgepackt mit mehreren Kleidungsstücken und Schirmen ihrer Dame.

Alba's dunkle, blitzende Augen überflogen den Tisch, an welchem Signora Desirée nebst Gesellschaft saß. Ihre marmorene Physiognomie erweichte sich nicht, kein Schatten einer Gemüthsbewegung spiegelte sich darauf. Auch

wurde kein Erkennungszeichen gewechselt. Im Gegentheil, Mutter und Tochter senkten verwirrt den Blick. Die beiden Herren blickten Baronin Nerheim und ihrer Gesellschafterin nach. Capitain Richter kannte Alba nicht, er war erst, nachdem sie das väterliche Haus verlassen hatte, nach Venedig gekommen.

„Seltsam, diese Schwarze sah ich unter ganz eigenthümlichen Umständen, nur will mir das Gedächtniß nicht recht dabei zu Hilfe kommen!“ bemerkte der Husar.

Diese Worte erzeugten ein außerordentlich seltenes Symptom: Signora Desirée wurde roth. Fast gewaltsam lenkte sie das Gespräch von dem ihr peinlichen Gegenstande ab.

Unterdessen wanderten die beiden Frauen schweigend den Strand entlang. In voller Maipracht blühte die Natur, die grünen Büsche, die zahlreichen Obstbäume gruppirten sich lieblich um Ansitze, denen niemals ein malerischer Anstrich fehlte. Hinter den die schmale, lange Insel südöstlich begrenzenden Sandhügeln donnerte die anprallende Woge des Oceans. Zur Seite hatten die Frauen den glatten Lagunenspiegel, mit dem Blick auf das kuppelreiche Venedig. Als sie weiter gingen, verloren sich die freundlichen Meierhöfe, die stattlichen, altersgrauen Mauern von San Nicolo wurden zwischen hochstämmigen Linden sichtbar.

Ohne ihrer Umgebung zu achten, betrat Frau von Nerheim den wunderschönen Klosterhof, mit köstlichem aus Stein gehauenen, von Schlingpflanzen umrankten Brunnen. Da lag, noch fast unversehrt vom Wechsel der Zeit und ihrer Ungunst, die herrliche alte Abtei. Nur erhielt sie

andere Bewohner. Die gelehrten Benediktiner sind aus- und dafür österreichische Infanterie eingezogen.

Einige große Bäume bildeten ein Blätterdach, darunter saßen plaudernd und rauchend mehrere junge Offiziere und vertrieben sich die Zeit so gut sie konnten. Die große Barke des Militär-Traghetto von Sant' Anna war bereits vor einer halben Stunde eingetroffen, ohne etwas Neues zu bringen. Von derselben Stelle, wo es vielleicht fünfzig Jahre früher die Schwarzröcke thaten, blicken die Weißröcke mit jener unbestimmten Neugierde ins Freie, wie sie einigermaßen leere Existenzen leicht erzeugen.

Sieh da, zwei Damen nahen ihrem Bereiche! In den kleinen Festungen leben die dislocirten Truppentheile unbeweibt gleich den Saporoger Kosaken. Ein Frauenrock ist da immer willkommen. So klirrten auch sechs Säbel und die Gesellschaft erhob sich, um den Besuchern entgegenzugehen.

Baronin Nerheim erwachte aus tiefem Sinnen, sie bestund ihren letzten Kampf.

Einige der Offiziere kannten, alle begrüßten sie. Die Begleitung kam der Dame eben jetzt recht ungelegen. Sie gelangten unter das hohe Portal der Kirche.

„Ich möchte einen Augenblick eintreten, bleiben Sie zurück, Alba", sagte die Wittwe.

Hierauf neigte sie sich verabschiedend gegen die Gefährten. Die schwere Thüre fällt ins Schloß, hinter ihr sind die Störer. Doch die erregte Frau floh nicht in die kühle Halle, um zu beten. Bald findet sie sich im Halbdunkel zurecht, hinter dem Hochaltar ist ein Pförtchen. Liebe macht stark und unternehmend; mit dem Aufwand aller ihrer Kräfte gelingt es Frau von Nerheim, den ver-

rosteten Riegel zurückzuschieben. Sie tritt in's Freie. Ein saftig grüner Platz mit uralten Bäumen dehnt sich hinter der Klosterkirche aus, bis er gegen den Ocean zur sanften Wellenlinie des Hügellandes sich schwellt und die Befestigungen trägt.

Da fand Angelique den Gesuchten! Im Schatten einer mächtigen Ulme lag Marchio ausgestreckt, blies blaue Rauchwolken gegen das Blätterdach und freute sich seines Daseins.

Die Wittwe warf ihren türkischen Shawl zu Boden, in der Absicht, sich neben Bianchini niederzulassen.

„Was beginnen Sie, Baronessa?" fragte der junge Mann, halb sich aufrichtend.

„Das Nämliche, was auch Sie thun, Marchio, ich genieße den Landaufenthalt und setze mich in's Gras," antwortete Frau von Nerheim.

„Ja, aber ich habe weder Spitzen noch Schleifen an mir, Sie richten ihren Anzug jämmerlich zu Grunde," bemerkte Graf Bianchini.

„Gleichviel, Marchio, lassen wir uns die schöne Stunde durch solchen Tand nicht verkümmern!" rief Angelique.

Ein ausdrucksvoller Seufzer der Wittwe folgte diesen Worten, sie rückte etwas näher an ihren Gefährten heran und meinte vielleicht, er solle seine Freiheit von gestern wiederholen. Der erste Kuß ist etwas Sonderbares, er brennt so lange auf den Lippen, bis ihn viele nachfolgende löschten.

Bianchini befand sich gegenwärtig in durchaus nicht elegischer Stimmung, es dünkte ihm im Gegentheil die Situation höchst lächerlich und er wünschte dieselbe abzukürzen

„Dachten Sie niemals an die Süßigkeit des Lebens

zu zwei, Marchio?" lispelte die Baronin, nachdem sie vergeblich wartete —

Es ist etwas Widerliches um eine nicht getheilte Liebe, besonders, wenn die Frau um Gunst wirbt —

Marchio durchrieselte es kalt, er verwünschte den Kuß, welcher ihn in die Lage brachte, entschieden vorwärts zu gehen. Alles weitere Temporisiren schien unmöglich, der gewandte Italiener fand dennoch einen Ausweg.

„Angelique, vergeben Sie, aber die Gefahr, der Sie sich hier aussetzen, verwirrt mich vollständig!" sagte er. „Bedenken Sie, wenn uns die verdammten Austriachi hier beisammen fänden!"

„Man würde wohl Böses von uns denken?" stammelte Frau von Nerheim.

„Nein, schlimmer als das, sie würden über uns lachen!" erwiederte Bianchini.

„Nehmen Sie meinen Arm, der Abend wird feucht und kühl, ich bin besorgt für Ihre Gesundheit," fügte er hinzu.

Hierauf hüllte der verrätherische Marchio sorgfältig die magern Schultern seiner Witlwe in das türkische Umschlagtuch.

„Wir treffen uns am Boote, Marchio," flüsterte die Baronin.

Es war ein unbestimmtes trauriges Gefühl, welches ihr das helle Wasser in die Augen trieb und sie wünschte die Thränen ihrem Bewerber zu verbergen. Angelique verschwand hinter den Bäumen, langsam trat auch Graf Bianchini den Rückweg an. Mit einem Male wurde sein Schritt elastisch und frei, er trat auf die alte Klosterkirche zu. Von einem der Strebepfeiler löste sich Alba's

hohe, schlanke Gestalt und sie floh nicht bei seiner Annäherung, wie er es befürchtete.

„Ich habe Sie hier erwartet, Signor Conte!“ sagte die Gesellschafterin kühl.

„Sehr liebenswürdig von Ihnen, bella carà! gerade so wie Sie liebe ich die Frauen, außen Eis, innen Gluth,“ entgegnete Marchio.

Der feurige, junge Mann schlang seinen Arm um ihre Hüfte, er versuchte, sie an sich zu ziehen, sein heißer Athem streifte die schön geformte Wange.

Mit kräftigem Rucke befreite sich Alba.

„Conte Bianchini“, versetzte sie und ein leises Beben des Zornes verlieh ihrer Stimme eigenthümliches Vibriren, „ich habe Sie um etwas zu bitten, dieses nöthigenfalls von Ihnen zu fordern. Beachten Sie mich in Zukunft gar nicht!“

„Ein grausames, unmögliches Begehren, denn ich liebe Sie,“ erwiederte Marchio zärtlich.

„Diese angebliche Liebe ist für Sie nur ein Spiel, mir aber kann Sie die Existenz kosten. Die Partie ist ungleich, Conte Marchio!“ bemerkte Alba bitter.

Der hübsche Junge stund verblüfft; erst hatte ihn seine Mutter verwöhnt, verzogen und später thaten es die Frauen im Allgemeinen. Die verbotene Frucht däuchte ihm doppelt süß. Bisher waren kurze Bemühungen stets durch raschen Erfolg belohnt worden und nun die kleine Gesellschafterin sollte ihm widerstehen! Geradezu lächerlich, doch lachte Marchio nicht.

„Gehen Sie links, ich rechts, wir dürfen nicht aus gleicher Richtung kommen, Baronessa Nerheim würde wüthend,“ sagte Alba in ihrem gewöhnlichen, ruhigen Ton.

Unwillkürlich folgte er ihrem Wunsche.

Die Gesellschafterin lehnte ihre heiße Stirne an den Marmor eines Monuments. In Gedanken verloren, murmelte sie halblaute Worte vor sich hin.

„Jetzt Angelique, die man weit eher Diabolique nennen sollte, wenn sie dazu nicht zu dumm wäre, muß ich wieder zu Dir, Deine gehorsame Sklavin spielen! Was würdest Du darum gegeben haben, häßliche, kleine Kröte, hier an meiner Stelle gewesen zu sein! Aber vergeblich, viele Männer werden Dein Geld, nie einer Deine Person begehren! Und der Husar, wie er mich anblickte, sollte er mich unter anderen Verhältnissen gesehen haben?"

Auf das kurze Bild des Triumphes folgten dunkle Schatten in Alba's Erinnerungen. Langsam nahm sie den Weg an's Ufer. Die Schmähungen, mit welchen die Gesellschafterin von ihrer Dame empfangen wurde, bewiesen deutlich, daß mit Bianchini nicht alles gut stehe.

Verstimmt fuhr Frau von Frau von Nerheim nach Hause. Der Ausflug auf den Lido erzielte nicht dasjenige Resultat, was die Wittwe nach den gestrigen Präliminarien bestimmt erwarten zu dürfen glaubte. Uebrigens erhöhte Marchio's Zurückhaltung seinen Werth in ihren Augen, die Lust nach seinem Besitze steigerte sich. Er erschien nun nicht mehr im Lichte eines Glücksjägers, in welchem wohl ihr Mißtrauen Graf Bianchini früher der Baronin zeigte. Daß er sie haben konnte und sich dennoch bedachte, sprach für seine Gleichgiltigkeit gegen ihren Reichthum. So raisonnirte wenigstens Angelique, jedoch war sie verliebt und unter dem Einfluß eines erregten Gefühles leidet stets die Argumentation.

Auch die Barke mit Signora Desirée nebst Gesellschaft folgte in kurzem Zwischenraume auf die schöne, blaue, silberbefranzte Gondel. Die Mutter lehnte in einen dicken Shawl gehüllt behaglich in ihrer Ecke und plauderte unbekümmert um den herrlichen Sonnenuntergang mit Capitain Richter. Zwischen diesen Beiden fehlte es niemals an mannigfachen Berührungspunkten.

Auf der hintern Bank dagegen war es eigenthümlich stille. Die erfahrene Frau wußte, daß gerade, wenn Reden und Lachen aufhören, die eigentliche Gefahr beginnt. Im selben Augenblick, als Signora Desirée besorgt ihr mütterliches Haupt umwenden wollte, tippte ihr Polissena leise auf die Schulter.

„Maman, Baron Breitberg schläft," flüsterte „La Stella."

Wirklich schlummerte der Husar friedlich an der Seite des hübschen Mädchens. Seine Gesichtszüge nahmen in der Ruhe des Schlafes eben keinen sehr geistreichen Ausdruck an. Die hohe Mütze war bis auf den Rücken der Nase hereingesunken, was nichts zur Verschönerung beitrug.

„Maledetto Tedesco!" murmelte Signora Desirée.

Sie war einigermaßen ungerecht in ihrem Urtheil, sicher trugen der genossene Wein und das deutsche Phlegma einige Schuld, aber der größte Theil derselben traf die Puppe Polissena. Nur mit ihrem Anzug und sich selbst beschäftigt, that sie nicht das Mindeste, ihren Gefährten aufzumuntern. An der klügern Mutter Seite war es nie noch einem Manne vergönnt gewesen, in Frieden seine Augen zu schließen.

Der Fall erforderte ernsthaftes Nachdenken; auch auf dem vordern Bänkchen verstummte die Unterhaltung. Es galt eine Katastrophe herbeizuführen! Ohne dieselbe würde

Polissena wahrscheinlich nie Baronin Breitberg. Das fruchtbare Hirn der Mutter beschäftigte sich jetzt mit dem Entwurf eines Planes, den Husaren aufzurütteln.

So war auch diese Lidofahrt erfolglos geblieben, wie jene der Wittwe. Weder der Wälsche noch der Deutsche hatten gethan, was man unter den obwaltenden Umständen von ihnen erwarten zu können vermeinte. Häufig verhält es sich so im Leben, gleich Bleigewicht heftet sich Enttäuschung an die Ferse des Erdenpilgers.

V.

Wir erzählten im vorigen Capitel, wie Theodor Breitberg nahe daran war, die interessante Frage an Polissena zu richten. Indessen erweckte die Begegnung mit Alba so eigenthümliche und dabei verworrene Erinnerungen, daß dieselben seine Liebe einstweilen in den Hintergrund drängten.

Sicher wäre er beim Heimfahren zum begonnenen Thema zurückgekehrt, wenn Polissena einigermassen ihre Kraft gegen die Dünste des Miranoweines gesetzt hätte. Aber die Puppe wartete mit ihrem stereotypen Lächeln auf Baron Breitberg's Anrede und vernahm dagegen, noch ehe sie fünf Minuten sich vom grünen Lido entfernt hatten, seine etwas lauten, gleichmäßigen Athemzüge, worauf der Kopf jenes bedenkliche Nicken und Neigen begann, welches die Mütze so weit von ihrem ursprünglichen Standpunkte verrückte. Selbst die nichts weniger als scharfsinnige Polissena vermochte das Faktum nicht zu leugnen, der Husar schlief, anstatt zu freien!

So lange das Mädchen ihn fest zu haben meinte, erschien Signora Desirée's Tochter ihre Zukunft als Breitberg's Gattin durchaus nicht verlockend. Umsomehr traten jetzt wieder, nachdem die gehegte Erwartung sich nicht erfüllte, die reellen Vortheile der Verbindung in den Vordergrund. Es war für Polissena, wie sie recht gut wußte, wahrscheinlich die einzige Chance, jemals eine ehrenvolle und sorgenfreie Existenz zu erringen. Die glatten Süßigkeiten der Italiener hatte „La Stella" bereits zur Genüge genossen, um zu wissen, daß ihre Landsleute sich schwerlich mehr zu geben entschließen würden. Polissena faßte den Vorsatz, es das nächste Mal besser zu machen und richtete den brünstigen Wunsch an das Schicksal, ihr nur noch eine Gelegenheit zu senden!

Der Schlaf hatte das etwas erregte Gemüth Theodor Breitberg's wohlthätig abgekühlt. Er fuhr noch denselben Abend in seine Garnisonsstadt Padua zurück. Im Eisenbahnwaggon that der Husar etwas, welches ihm nicht oft geschah, er dachte nach.

Bisher war er einfach den Eingebungen seiner Verliebtheit gefolgt, ohne über sein Verhältniß zu Polissena einen ernsten Entschluß zu fassen. Diese verhängnißvolle Pente douce des sich Gehenlassens hatte ihn bis zu der Grenze eines Heirathsantrags geführt. Vor jenem Rubicon war er aufgewacht — oder vielmehr eingeschlafen!

Bei nüchterner Erwägung verlor sich die glückliche Unbefangenheit, er fing an zu überlegen. Theodor's Vater zählte erst achtundvierzig Jahre, folglich schien es für den Sohn beinahe zu früh, schon an die Gründung eines eigenen Hausstandes zu denken. Auch bedurfte Baron Breitberg zu einer Vermählung der Einwilligung seiner

aristokratischen Familie, wollte er sich nicht große pekuniäre Nachtheile zuziehen; an eine solche war aber im gegenwärtigen Fall nicht zu denken. Zu diesen Vernunftgründen gesellten sich, nun da die Bahn der Reflexion einmal betreten, noch andere Motive.

Wie die meisten jungen Leute von guter Herkunft, mit Aussichten auf Vermögen, brachte der Husar ziemlich bedeutende Ansprüche mit auf den Heirathsmarkt. In dem Augenblick einer gemüthlichen Aufwallung traten jene in den Hintergrund, jedoch bei kaltem Blute rechnete Theodor Breitberg so gut wie jeder Andere. Seine Person nebst allen ihren angenehmen Accidenzien für bloße Schönheit hinzugeben, däuchte ihm geradezu wahnsinnig.

Nachdem der Husar so lange nachdachte, bis ihn der Kopf schmerzte, woran vielleicht auch der Miranowein Schuld trug, blieben nur noch zwei klare Gedanken in seinem Haupte zurück. „La Stella“ war wunderhübsch und „er“ verliebt!

Daheim angelangt, ließ Baron Breitberg seinen türkischen Hengst satteln und stürmte in die Mondnacht hinaus. Es war ein toller Spazierritt, wobei die Brombeerhecken und Wassergräben, welche die fruchtbaren Felder um Padua vielfach durchschneiden, durchaus kein Hinderniß boten. Das schöne Thier hatte nicht ein trockenes Haar mehr, als es in den Stall kam. Sein Herr schwang sich unmittelbar darauf auf den Rücken des Dienstpferdes, welches der Bursche bereit hielt, denn es war Zeit zum Ausrücken.

Einige Wochen führte Theodor Breitberg ein wildes Reiterleben. Der kräftigen Constitution des jungen Mannes bekam die starke Bewegung vortrefflich, nur eines ging dabei zu Grunde, seine Liebe. — Blässer und immer

blässer tauchte „La Stella“ in den Erinnerungen des Husaren auf. Bald kam ihr Bild zu dem übrigen Gerümpel, das vergessen im Hintergrunde seines Gedächtnisses lag. Die Pferde des Husaren fielen etwas vom Fleisch, indessen er selbst genas.

Hätte Padua mehr Unterhaltung geboten, so blieb es wahrscheinlich bei diesem Zustand der Dinge. Da aber Theodor weder Geschmack daran fand, bei den Reliquien des Santo zu beten, noch die Hörsäle der Universität zu besuchen, so vermochte er dort nicht seine leeren Stunden auszufüllen.

Die Mehrzahl der Kameraden brachte die dienstfreie Zeit in Venedig zu. Fanden sich zuweilen einige bei Pedrochi zusammen, dann bildeten venetianische Zustände den hauptsächlichsten Gesprächsstoff. „La Stella“ tauchte häufig in den Schilderungen auf, sie war bei diesem oder jenem Feste wieder die Schönste gewesen. Das Mädchen konnte sich so recht eigentlich rühmen, der einzige neutrale Punkt zwischen den Austriachi und Italianissimi zu sein. Wegen ihrer halb deutschen, halb italienischen Abkunft wurde Polissena von beiden Parteien adoptirt. Die Venetianer feierten in ihr das verkörperte Ideal ihrer Nationalschönheit, während die österreichischen Offiziere unter allen Mädchen am liebsten mit „La Stella“ tanzten.

Theodor Breitberg hörte kalt und theilnahmlos Polissena's Namen. Der vollständig Geheilte sah keinen Grund mehr, sich länger aus carà Venezia zu verbannen. Jedenfalls sprach die Langeweile so laut, daß sie jedes andere Argument übertönte.

Mit großem Behagen badete der Husar an einem heißen Sommertage im Meere, aß hierauf in der Europa

vorzüglich und trank dann seinen Kaffee bei Quadri. Drinnen in der schattigen Ecke zog der Husar seine Beine auf den Divan und überließ sich einem Oilo (venetianischer Ausdruck für Schläfchen), wozu ihn die Hitze, das Bad und das gute Mahl disponirten.

Aus dem süßesten Schlummer weckte ihn Capitain Richter's Stimme. Theodor schlug seine wasserblauen Augen auf.

„Sieh da! der Herr Kamerad auch wieder einmal in Venedig! Befürchteten wir doch fast, Sie seien krank geworden," bemerkte der Flottillenoffizier, und es klang in seiner Rede wie Spott.

Ohne Erwiederung abzuwarten, langte Signora Désirée's Hausfreund an seine Dienstmütze und eilte davon.

„Auf ein Wort, Capitain!" rief Baron Breitberg, der in diesem Augenblick eine Recapitulation seines Betragens hielt, welche ihm ein der Scham ähnliches Gefühl erzeugte. „Ich handelte unverantwortlich gegen diese Familie Fränkel," dachte er. „Von Anbeginn empfing ich nichts als Freundlichkeit von ihrer Seite, mein Leben in Venedig bringe ich in ihrem Hause zu. Vor ungefähr einem Monate mache ich dem Mädchen beinahe einen Heirathsantrag und seit der Zeit lasse ich von mir weder etwas sehen, noch hören. Selbst Richter, der mich vorstellte, ist einigermaßen durch meine Schuld compromittirt, ich muß ihm meine Beweggründe erklären, er wird dieselben verstehen!"

Der Flottillenoffizier hatte absichtlich oder zufällig des Husaren Zuruf überhört. Letzterer erhob sich mit dem Vorsatz, den Fortgegangenen auf der Straße einzuholen.

Als Theodor bei Quadri heraustrat, sah er Richter

eben noch unter den Bögen des Durchganges im Palazzo Reale verschwinden. Der Capitain lief mehr als daß er ging. Alles, was der junge Mann vermochte, war, die Richtung seines Weges nicht aus den Augen zu verlieren.

Bis Campo San Stefano dauerte die Hetzjagd, dann verlor sich die Gestalt des Flottillenoffiziers in dem Gäßchengewirr gegen San Samuele hin. Ueber Richter's Ziel konnte Baron Breitberg nun nicht länger im Zweifel bleiben. Er selbst mäßigte seine Eile, eine gewisse Unentschlossenheit lähmte die Füße des Husaren. Endlich erreichte er fast mechanisch den Campiello, der nun bei Tage und seit Theodor den Weg genau kannte, ihm kein ausgangsloses Labyrinth mehr erschien.

Nicht ganz mit sich zufrieden, jedoch ruhig, ohne das mindeste Herzklopfen, stieg Baron Breitberg die drei Treppen des Palazzo Moro-Lin. Ohne irgend ein Hinderniß gelangte er bis zu dem Saal mit den Wandgemälden. Die Fensterläden waren des heißen, sonnigen Nachmittags halber geschlossen. Halbdunkel herrschte in dem hohen weiten Gemache. Beinahe wäre der Husar, noch geblendet von dem grellen Lichte draußen, über einen Gegenstand am Boden gefallen.

Nach und nach erst gewöhnte sich Theodor an das Zwielicht, seine Augen gewannen die volle Sehkraft wieder. Er entdeckte gerade unter dem Bilde des Kriegers mit dem rothen Mantel einige Polster auf dem kühlen Terrazzo, darauf lag leicht hingegossen ein weißgekleidetes Mädchen. Die Athemzüge hoben die runde volle Brust, die ganze Stellung zeigte etwas Malerisches, fast zu artistisch geordnet für natürlichen Schlaf.

Der Husar war nicht argwöhnisch, er schaute mit der

vollen Lust einer jugendlich frischen Natur auf die reizende Polissena. Es lag süßes Vergessen in dem Anschauen, er vergaß Ort und Zeit, weshalb er hergekommen und warum er so lange weggeblieben!

Im hohen, luftigen Saal war die Temperatur kühl im Vergleich zu außen, aber dem Husaren wurde es heiß, sein Blut begann zu kochen, der Athem kam schwer und ungleich. Mit der letzten Kraftanstrengung einer unterliegenden Natur verließ er den gefährlichen Posten und ging mit dröhnenden Schritten im Saale auf und nieder. So sehr auch die Sporn klirrten, die Stiefel auf dem Steinboden hart aufschlugen, störte es seltsamerweise die schöne Schläferin nicht. Sie schien dies Alles nicht zu bemerken, sowenig wie Baron Breitberg wahrnahm, daß der Vorhang zu den innern Gemächern zuweilen wie vom Winde hin und her bewegt, stark zitterte.

Theodors Haupt schwindelte, er blieb in der Mitte des Gemaches stehen, kreuzte die Arme über der Brust und warf wieder einen Blick auf das schöne Mädchen, was er während seiner Wanderung zu thun vermieden hatte. Der Vorhang schwankte heftig, selbst die Wangen der Schlafenden färbten sich dunkler, obwohl sie sonst jede Regung unterdrückte, der entscheidende Moment war angebrochen.

„Fräulein Polissena, wachen Sie auf!" rief der Husar mit einer Stimme, als befände er sich vor der Schwadron.

Mit graziösem leichtem Erschrecken fuhr „La Stella" in die Höhe und floh durch den Thürvorhang, von welchem Signora Desirée, nebst Freund, gerade noch Zeit fanden, zurückzutreten.

Der gut angelegte Plan der Mutter war an der Ehrlichkeit eines Deutschen gescheitert. Aber der mächtige Sieg, den er über sich selbst errang, erschöpfte zugleich Theodors physische Kraft. Wie von Sinnen stürzte er auf die Polster nieder, welche noch den Druck der zarten Glieder wiesen.

Nach wenigen Augenblicken triumphirte die ungebrochene Jugendstärke über die der Erregung folgende Erschlaffung. Baron Breitberg trat äußerlich gefaßt bei Signora Desirée ein und wurde ebenso unbefangen, ohne Fragen oder Vorwürfe, wegen seines langen Ausbleibens von derselben empfangen. „La Stella“ hatte unterdessen Toilette gemacht und servirte mit ihrem ewigen, etwas faden Lächeln Kaffee.

„Ich gehe mit Ihnen, Capitain!“ sagte der Husar mit Bestimmtheit, als sich Richter nach einiger Zeit erhob.

Schon ehe sie über die Treppe hinab waren, erleichterte Theodor seine Brust durch aufrichtiges Bekenntniß.

„Ich befand mich in vollem Zug, mich in das Mädchen zu verlieben“, berichtete er, „an Heirath mit Polissena zu denken, wäre von meiner Seite Thorheit, daher blieb ich weg aus dem Hause Fränkel. Haben Sie die Güte, Capitain, mit aller Schonung den Damen die Beweggründe meines Handelns zu erklären“, schloß er.

„Wie Sie wollen, Herr Kamerad! jedoch scheint mir. Sie nehmen die Sache zu streng, wir sind ja nicht in carà patria, wo eine Liebschaft für Verbrechen gilt. Bei Fränkels gehen viele Männer aus und ein, „La Stella“ ist an Huldigungen gewohnt und wird denselben kein übermäßiges Gewicht beilegen“, erwiederte der Flottillenoffizier,

„Uebrigens, wie Sie wollen, mir schien die Höhle immer amüsant!“ fügte er hinzu.

Am Traghetto von San Samuele warf sich Baron Breitberg in eine Gondel. Behaglich streckte er sich auf den Kissen aus und schwamm mit unter den Tausenden von Frescofahrenden auf dem Canale grande

Er war mit sich und seiner Handlungsweise zufrieden, genoß deshalb die köstliche Fahrt doppelt. Es erschien ihm Wahnsinn, Venedig so lange gemieden zu haben.

Als er später wieder vor Quadri saß, um Eis zu essen, da sah er gegenüber bei Florian Polissena von einem Kreis von Männern umgeben. Das Mädchen sah, wie gewöhnlich, sehr hübsch aus, in seinem Betragen war es anständig und zurückhaltend. Höflichkeit für Jeden und für Keinen einen Vorzug, das schien die Regel. Theodor konnte nicht umhin, den graziösen, anmuthigen Bewegungen Polissena's mit Aufmerksamkeit zu folgen, und unwillkürlich beobachtete er ihr Benehmen mit Wohlgefallen.

Noch unter dem Einfluß dieser Empfindung nahm er den Weg nach der Fenice, woselbst die Sommersaison begonnen hatte. Nicht lange währte es, bis Baron Breitberg Signora Desirée mit deren hübschen Tochter in eine Loge des zweiten Ranges treten gewahrte. Es gehörte mit zu den unergründlichen Rechenproblemen, wie Rath Fränkel das Abonnement einer Loge bestreiten konnte, welches zusammengenommen mit dem Eintrittspreis so ziemlich die Höhe seines Gehaltes erreichte.

Indessen gibt es viel unbegreifliche Dinge zwischen Himmel und Erde!

Uebrigens weilten die Gedanken des Husaren gegenwärtig nicht bei diesem interessanten Problem, sondern er folgte mechanisch dem Zug, welcher ihn zu dem Mädchen hintrieb. „La Stella" zu meiden, däuchte ihm nachgerade ebenso abgeschmackt, wie die Zumuthung, anstatt im lieben Venedig sich seines Lebens zu freuen, im düstern Padua die langen, langweiligen Stunden mühsam todtzuschlagen.

„La Stella" und Venedig dünkte Theodor Breitberg gewissermaßen verwachsen und verwandt. Aber dessenungeachtet schloß die unterliegende Willenskraft des Husaren noch ein Compromiß mit seiner Klugheit. Herz und Sinne wollte er preisgeben, jedoch sorglich die Zunge hüten, damit kein Heirathsantrag derselben entschlüpfe!

VI.

Eine alte Frau humpelte der Thüre ihres ärmlichen Häuschens auf dem Campo Carampan zu. Von ihrem Haupte war das dunkle, *fettige* Tuch zurückgesunken, welches den Weibern des Volkes zugleich als Kopfbedeckung und Umhüllung dient. Die spärlichen, wirren, grauen Haare flatterten im Winde. Die Züge waren welk, nicht allein die Zeit, sondern auch Armuth und Laster hatten eine fürchterliche Verwüstung auf dem Angesichte angerichtet. Thränende Augen, die unten ein breiter Kranz von wildem Fleisch umfaßte, eine Nase, welche mit ihrer Spitze das Kinn berührte, der weite, eingefallene, zahnlose Mund stempelten die alte Martha zu einer geradezu schaudererregenden Erscheinung.

Wer sie sah, auf ihren Stab gestützt dahin wanken, der konnte wohl begreifen, daß in frühern finstern Zeiten solche Geschöpfe dem Aberglauben zum Opfer fielen. Das gemeine Volk nannte sogar in unserm aufgeklärten Jahrhundert Martha eine Hexe. Scheu wichen ihr die wenigen Begegnenden aus. Die Alte lachte und rief denselben Verwünschungen zu, welche den Schrecken nicht wenig steigerten.

Nachdem sie ihr Haus erreichte, hielt sie es nicht einmal für nöthig, den hölzernen Riegel vor die Thüre zu schieben. Sie war hinlänglich durch die Furcht beschützt, welche sie im Stadtviertel einflößte. Die Alte setzte sorgfältig die mitgebrachte Flasche dunkelrothen Landweins auf den Tisch, denn sie hatte ihre Wohnung nur zu dem Zwecke verlassen, sich den Trunk zum Nachtmahle zu holen.

Sie glich darin einem Raubthier, daß sie niemals aus ihrer Höhle hervorkam, als wenn die Befriedigung eines sinnlichen Bedürfnisses sie hinaus trieb. Die freie Gotteserde, die goldene Sonne, der blaue Himmel besaßen keine Gewalt, sie anzuziehen. Die sonoren Glockentöne riefen Martha niemals zur Gemeinschaft der Gläubigen, kein Band der Liebe verknüpfte sie mit der Außenwelt. Es konnte nicht fehlen, daß eine so seltsam abgeschlossene Existenz unter der unwissenden Bevölkerung allerlei Gerüchte hervorbringen mußte.

Vor Jahren hatte das Volk in der Markuskirche einem seiner Lieblings-Schauspiele beigewohnt. Die Patres Franciscani machten von ihrem althergebrachten Rechte Gebrauch und trieben den Teufel aus der besessenen Martha. Solches geschah unter ungeheurem Zulauf der Menge.

Leider konnte aber der Exorcismus nicht vollständig von Statten gehen. Der damalige Polizeidirektor hatte sich die unvernünftige, weil unmögliche Aufgabe gestellt, mittelst Dekrete den Aberglauben mit seinem wilden Getreibe in Venedig auszurotten. So griff der Arm der weltlichen Gerechtigkeit störend in die geistliche Komödie. Was war natürlicher, als daß der Teufel in Martha sich nun erst recht häuslich einrichtete, so urtheilte wenigstens das Volk. Selbst die Franziskaner fanden nun den Dämon zu stark, oder möglicherweise hielt sie auch die Furcht vor dem ebenfalls beherten Polizeidirektor zurück? Kurz, sie ließen ferners die alte Martha unbelästigt in ihrer Hütte in Carampan.

Das Lamm war unrettbar verloren, kein guter Hirte ging mehr, es zu suchen! Wenn aber auch die Bande der Liebe, welche die Geschöpfe untereinander verknüpfen, sehr leicht zerreißen, so gibt es andere, die sich mit dichsern Fäden um die verirrten Herzen schlingen. Thorheit und Laster schüttelt der Mensch nicht so geschwinde ab, als der zarte Himmelsfunke Liebe im Gemeinen erstickt.

Bei dem unwissenden Haufen steht der „Parron grande“, wie der Teufel in Venedig genannt wird, in bedeutendem Ansehen. Er kann schaden, daher muß man sich hüten, ihn zu reizen, oder vielmehr Diejenigen, welche seine Bevollmächtigten und Minister sind auf Erden. Indessen kann er auch nützen, da er Kenntniß besitzt von allen Dingen, weiß er natürlich die herauskommenden Lotterienummern.

Aber nicht allein das gemeine Volk besuchte Martha, um durch Vermittlung des Parron grande die Treffer zu erfahren, sondern Menschen aus allen Ständen kamen,

sich die Karten schlagen zu lassen und Anderes mehr. — Martha war schlau, sie wußte wirklich viel und verstand dieses zu benützen.

So hatte sich allmählig ihre Berühmtheit gesteigert, das elende, alte, zerfallene Haus und dessen Bewohnerin genossen ein gewisses Ansehen, gestützt auf abergläubische Furcht. An Gespenstern fehlt es nirgends in Venedig, hier gesellten sich noch Dämonen dazu!

Jedoch hatte die Hexe nur das Erdgeschoß ihres Hauses inne, die obern Stuben bewohnten hübsche, geputzte und geschminkte Mädchen, Basen von Martha! wenigstens gab sie Dieselben so auf der Polizei an. Ihrer Schlauheit und Gewandtheit war es zuzuschreiben, daß diese sonderbaren Basen — unbelästigt unter ihrem Dache weilen durften. Gewöhnlich waren es blos zwei, aber diese wechselten oft. Martha besaß, wie es schien, eine zahlreiche Verwandtschaft!

Noch war die Zeit nicht zu jener Stunde vorgerückt, in der die alte Hexe ihre Audienzen ertheilte. Sie zündete Licht an, zog einen großen Lehnstuhl an den Tisch, stellte neben die Weinflasche das Viertel einer kalten Dindietta, Salami und Käs. Während dieser Zurüstungen sprang ein großer, schwarzer Kater auf den Tisch und schaute mit funkelnden, lüsternen Augen nach den Speisen.

„Parron, kannst Du es nicht erwarten!“ sagte die Alte und strich über das glänzende, dunkle Fell des Thieres, welches in der Nachbarschaft nicht weniger gefürchtet war, wie seine Herrin.

Der böse Kater setzte sich auf die Hinterbeine und rüstete sich zum Kampfe, dann krallte er seine scharfen Klauen fest in die fleischlose Hand der Alten.

„Parron, gib Dich zufrieden!“ bat Martha mit schmeichelnder Stimme. „Sieh, welch' guten Braten Du bekommst!“

Sie hielt ihm das Viertel der Dindietta unter die Nase, während sie selbst von der Salami aß. Knurrend zog die schwarze Katze das Fleisch auf den Rand des Tisches und verzehrte es dort. Hierauf leerte Martha mit Behagen ein Glas Wein, der Rebensaft goß wieder Kraft in ihre verdörrten Glieder.

„Gut, daß der Parron den Conegliano nicht liebt! sonst bliebe mir kein Tropfen in der Flasche!“ sagte die Hexe laut, denn sie hatte durch das viele Alleinsein die Gewohnheit des Selbstgesprächs angenommen.

Nachdem das Thier sich satt gefressen, sprang es mit einem wilden Satz über Martha hinweg, durch die offene Thüre in's Nebenzimmer.

„Du bist doch nur eine unvernünftige Bestie, weil Du keinen Wein trinken kannst!“ schrie ihm Martha spöttisch nach.

Dabei schüttelte sie aber bedenklich das Haupt. In ihrem verfinsterten Geiste hatte sich nach und nach die Idee festgesetzt, Parron sei ein untergeordneter Dämon, ihr zum Gehülfen geliehen von ihrem Freunde, dem Parron grande! Gegen diese Vorstellung versuchte das letzte Fünkchen Vernunft in ihrem Gehirne, noch zuweilen einen ohnmächtigen Kampf.

Immer lallender wurde das Selbstgespräch, je mehr die Flüssigkeit in der Flasche abnahm; endlich sank die Alte in die Lehne ihres Stuhles zurück und nickte ein. Nicht lange blieb sie der Ruhe überlassen, heftige Schläge drangen aus dem Nebenzimmer. Martha fuhr erschreckt

in die Höhe; dieser Eingang, der durch einen düstern Sotto portico nach der Hinterseite des Hauses führte, wurde von ihren Kunden niemals benützt. Ueberhaupt kannten nur Wenige denselben.

„Bist Du es, Aldo?“ fragte sie.

„Doch nein! der kann es nicht sein, er hat den Schlüssel“, murmelte gleich darauf die alte Hexe vor sich hin.

„Oeffnen Sie, Martha!“ rief eine ungeduldige Stimme von außen, „für mich brauchen Sie Ihren Zauberapparat nicht erst in Ordnung zu stellen, ich glaube doch nicht daran!“

Die Alte erkannte zwar jetzt die Person, hatte aber noch immer keine Lust, dieselbe einzulassen.

„Was suchen Sie bei einer armen Frau, die kaum ihr eigenes Leben nothdürftig zu fristen vermag?“ sagte sie.

„Seien Sie unbesorgt, ich komme nicht wieder, um Brod zu bitten, aber öffnen Sie“, erwiederte die Person vor der Thüre, und die heftigen Schläge wiederholten sich.

„Hören Sie doch mit dem Lärmen auf, er wird noch die ganze Nachbarschaft in Aufruhr bringen! Kommen Sie beim vordern Eingang herein“, versetzte Martha unwillig.

„Ich will nicht bei dieser Zeit über den verrufenen Carampan gehen, und was den Spektakel betrifft, so wird der dumme Pack glauben, Sie feierten heute Nacht Hexensabbath mit dem Parron grande!“ antwortete es draußen.

Die Alte sperrte nun mürrisch von Innen auf, da sie merkte, mit einem entschlossenen Gegner zu thun zu haben.

„Ich wußte nicht, daß an Ihrer Reputation noch etwas zu verderben sei!“ mit diesen Worten, von spöttischem Grinsen begleitet, begrüßte Martha ihren Besuch, in dem wir Alba, Baronin Nerheim's Gesellschafterin, erkennen.

„Sieh da, es scheint, Ihre Umstände besserten sich, seitdem wir uns zum letzten Male sahen“, fügte die Alte hinzu, den Seidenstoff von Alba's Kleid zwischen den Fingern befühlend.

Diese Erwähnung weckte die Gesellschafterin aus dem Sinnen, in welches sie verfallen war, seit sie das kleine Gemach betreten.

„Was macht das Kind?“ stieß sie mühsam hervor.

Die Hexe überlegte eine Weile, bevor sie diese einfache Frage beantwortete. Ihr Gast schien jetzt sich im Wohlstand zu befinden, vielleicht mochte es gelingen, aus dem Besitz von dessen Geheimniß Vortheil zu ziehen.

„Sinnen Sie auf keine Lügen“, sagte Alba, den Gedankengang der Alten deutlich errathend, „mich betrügen Sie nicht! Theilen Sie mir einfach mit, lebt es, ja oder nein? Sie ersparen mir dadurch blos die Nachfrage im Findelhaus.“

„Das Kind starb“, entgegnete nun die Hexe.

Alba's bleiche Züge färbten sich erdfahl, die dunkeln Augen schienen sich zu vergrößern, bis langsam einige Thränen herabrollten.

„Unglückliches Geschöpf, von der Ausgestoßenen zu einem Leben voll Mühsal und Schande geboren, Dir ist wohl!“ versetzte sie bitter.

„Nun, Sie werden doch nicht etwa gar den Rangen

bedauern?" erwiederte Martha, in deren verknöcherter Brust längst jedes menschliche Gefühl erstorben war.

„Wo ist Aldo?" fragte Baronin Nerheim's Gesellschafterin, ohne die Bemerkung der Hexe zu beachten.

„Er kommt jetzt oft hierher, weil er in der Nachbarschaft eine Liebschaft unterhält mit der jungen Frau des Gondoliers Teo", entgegnete Martha höhnisch, und spähte auf den Zügen ihres Gastes, ob sich Zorn bei dieser Nachricht abspiegle.

„Also befindet er sich wieder hier in Venedig?" fragte die bleiche Frau gleichgültig.

„Ja, vielleicht können Sie ihn heute Nacht noch bei mir treffen", versetzte die Alte.

„Ich trage danach kein Begehren", erwiederte Alba kalt.

„Es gab doch eine Zeit, wo Ihr Euch gewaltig liebtet", bemerkte die Hexe spöttisch.

„Mich liebte nie Jemand, auch der Bube nicht!" versetzte die Gesellschafterin bitter, unwillkürlich fortgerissen von ihren Erinnerungen. „Als Kind schon quälte mich die böse Stiefmutter mit ihrer Puppe Polissena. Wenn Etwas zerbrochen ward oder ein kindischer Fehler begangen, so mußte stets ich die Strafe tragen. Später lud sie auf meine jungen Schultern die Last der Hausarbeit. Ich hatte die halben Nächte durch zu nähen, damit sich Polissena und ihre Mutter putzen konnten. Den Tag über fiel es mir zu, die Kinder zu überwachen. Ausgehen mit der Familie, Antheil nehmen an deren Erholungen, mochte ich nicht, wenn auch die Stiefmutter es gestattet hätte, denn die geringen Kleider, welche sie mir gab, stachen

gewaltig ab gegen ihre und die Polissena's. So saß ich die langen Abende allein am Fenster und dachte über mein trauriges Schicksal nach. Im ersten Stocke des Palazzo Moro-Lin wohnte ein General. Er hatte zahlreiche Dienerschaft und empfing viele Besuche. Dem daraus entstehenden lebhaften Getreibe zuzusehen, bildete meine einzige Unterhaltung.

Hier stockte Alba plötzlich, sie schien an einen Punkt angelangt, wo die Erinnerungen doppelt peinlich wurden.

Nach kurzer Pause fuhr sie düster fort: „Eines Abends bemerkte ich ein neues Gesicht, ein hübscher, junger Bursche trug die geschmackvolle Matrosentracht, welche der General seinen Gondolieren gab. Nach und nach wurde es stille auf der Riva, nur der neue Barcarolo ging nicht mit den Uebrigen fort. Er saß im Mondscheine auf der Steinbank und sang schöne Lieder. Bis zu mir herauf drangen die Töne, mein armes, einsames Herz erfreuend. Allabendlich hatte ich nun ein kleines Concert. Aldo bemerkte mich auch bald, er grüßte mich artig, so oft ich über die Treppe hinab kam, und bewies mir jene unbedeutenden Aufmerksamkeiten, die Denjenigen besonders wohl thun, welche sich immer mit Geringschätzung behandeln sahen. Einstmals bot er mir an, mich spazieren zu führen. Er brachte mich hierher. In dieser Stube hörte ich zum ersten Male seine Liebesschwüre. Nun begann ein Leben voll Seligkeit für mich, ich vergaß Vergangenheit und Zukunft, verwischt aus meinem Gedächtniß waren alle die Ungerechtigkeiten und Bedrückungen, welche ich täglich erfahren mußte. In Aldo's Armen war mein Himmel!"

Wieder schwieg die Gesellschafterin, von mächtiger

Regung überwältigt, sie begrub ihr Gesicht in den Händen. Ohne ein Zeichen Theilnahme kauerte Martha auf ihrem Sitze.

„Der schmucke, gewandte Bursche wurde bald der Liebling seines Herrn", begann Alba von Neuem. „Der General versetzte denselben von der Treppe in's Vorzimmer zu seinem persönlichen Dienst. Auf Aldo's schöne Stimme aufmerksam geworden, hielt er ihm Lehrer, sie auszubilden. So schien sich allmählig der Unterschied der Stellung auszugleichen, welcher uns trennte. Zwei Jahre war ich glücklich, da entdeckte ich, daß unser Umgang nicht länger ohne Folgen blieb. Aldo erhielt um diese Zeit ein Engagement in Padua und nahm mich mit sich. Welche Behandlung hätte ich auch von der bösen Stiefmutter zu erwarten gehabt, wenn ich mich derselben entdeckte. Nun war aber auch meine Seligkeit zu Ende, seit ich hatte aufgehört, eine Eroberung zu sein, welche Aldo's Eitelkeit schmeichelte; die Last meiner Erhaltung fiel ihm nun zu, meinethalben mußte er sich manche Entbehrung auferlegen. Von dem Augenblicke an betrug er sich roh und grob. Schweigend erduldete ich seine Mißhandlungen, denn ich befand mich in seiner Gewalt. Nur lernte ich Denjenigen glühend hassen, welchen einst mein bethörtes Herz geliebt. Doch sollte mein Elend noch höhern Grad erreichen. Aldo verließ heimlich Padua, mein Zustand war weit vorgerückt, ohne Geld und fremd blieb ich zurück. Die Liebe zum Leben ist zäh in der Menschenbrust, der Beweis davon liegt darin, daß ich mich damals nicht tödtete. — In bitterer Noth und unter Schmerzen schleppte ich mich nach Venedig, vor diese Thüre, der einzigen, von der ich erwarten konnte, daß sie sich mir

aufthue. Aldo's Großmutter, die Gelegenheitsmacherin seiner Liebe, war mir Schutz schuldig!"

„Nun, pflegte ich Sie nicht in der schlimmen Stunde und versorgte das Püppchen?" fragte die Alte hämisch, indem sie mit bösem Blicke ihre rothen Augen auf Alba richtete.

„Wahrlich, es war nicht Ihr Verdienst, daß ich nicht in Venedigs Straßen verdarb!" entgegnete die Gesellschafterin finster.

„Horch, da schlägt es Mitternacht, die Stunde, in der ich meine Kunden empfange, und ich ließ mich durch Ihr Geplauder hinhalten", sagte Martha zornig.

Die Hexe erhob sich, um mit den nöthigen Vorbereitungen zur Ausübung ihres Gewerbes zu beginnen.

Dieselben zwölf Schläge wurden auch von einer Dame vernommen, welche eben an einem ihr ganz unbekannten Ort landete.

„Ist das die nächste Riva am Campo Carampan?" fragte sie mit bewegter Stimme.

„Ich wüßte keine nähere, Signora, gehen Sie nur von hier das Gäßchen und dann immer geradeaus", erwiederte der Gondolier.

„Warten Sie, bis ich zurückkomme!" versetzte die Dame.

„Auf Befehl, Signora!" und der Gondelmann streckte sich unter dem Felze seines Fahrzeugs zu behaglichem Schlaf aus.

Die Dame ging in der angegebenen Richtung vorwärts, langsam tönten die zwölf Glockenschläge noch einmal von San Bassian, wie erschreckt drückte sich die einzelne Frau an die Wand. Die Stille der Nacht ward

nur von jenen eigenthümlichen Lauten unterbrochen, die erst dann gehört werden, wenn alles Leben schweigt, aber im höchsten Grade unheimlich sind für solche, die ihrer nicht gewohnt. Die Füße der Dame zitterten stark, jedoch wurde sie durch ein mächtiges Gefühl vorwärts getrieben, welches ihre Furcht überwand und alles Bedenken, denn sie wußte sehr gut, daß sie sich in einem verrufenen Stadtviertel befinde.

Das Gäßchen war zu Ende, geradeaus hat er gesagt! murmelte die Dame, aber hier ist eine Ecke!

Das düstere Oellämpchen unter dem Madonnenbild beleuchtete schwarze, halbverfallene Gebäude. Die nächtlich Wandernde folgte der einzig ihr möglich dünkenden Wendung, sie bog um mehrere Ecken, lief mit wankenden Knien dem Wasserspiegel zu und hielt gegenüber von ihrer Gondel. Sie sah diesen Umstand halb als Mahnung an, wieder umzukehren, die ausgestandene Angst lud sie dazu ein, jedoch überwog das andere, stärkere Gefühl.

„Barcarolo!" schrie die Dame mit jener kreischenden Stimme, wie sie die Furcht verleiht.

Der Gondelmann weilte bereits im Reich der Träume, sie mußte ihr Rufen wiederholen, bevor er es vernahm.

„Begleiten Sie mich, ich kann das Haus nicht finden", befahl sie.

„Aber wenn man mir einstweilen die Gondel stiehlt!" bemerkte der Gondolier bedenklich; er hielt sich nur zum Wasser-, zu keinem Landdienst verpflichtet.

„Ich werde dieselbe ersetzen", entgegnete Diejenige, welche ihn gedungen hatte, ungeduldig.

Mißmuthig entschloß sich endlich der Gondelmann dazu, der Dame Begehren zu erfüllen, und da er das

venetianische Geradeaus besser verstand, wie Jene, so erreichten sie nach kaum fünf Minuten den Campo Carampan. Der Barcarolo ging wieder an die Riva zurück und die Dame klopfte an eine Hausthüre, nachdem sie mühsam die rothe und schwarze Nummer über derselben entzifferte.

„Oeffnen Sie, es ist Jemand, der Ihren Rath sucht", fügte sie hinzu.

Eben war Martha mit ihren Vorbereitungen zu Ende gekommen, Alba stund im Begriff, das Haus, wie sie es betreten, durch die Hinterthüre auch wieder zu verlassen, als sie durch die Stimme der Anklopfenden veranlaßt, in einer Ecke des innern Gemaches Platz nahm.

Die alte Martha öffnete und packte mit ihrer knöchernen Hand die eintretende Person, dieselbe so nach der Stube führend. Vollkommen finster war es auf dem Vorplatz, das Blut rieselte kälter in den Adern der kleinen Frau, die ein Unternehmen gewagt hatte, welches mit ihrem Muthe und ihrer physischen Kraft in durchaus keinem Verhältniß stand. Ihre Führerin geleitete sie bis an einen Lehnstuhl, der sich vor einer schwarz gedeckten Tafel befand. An der Wand gegenüber war ein Postament angebracht, darauf stund ein Cruzifix, unter demselben brannte in einem Todtenkopf eine Lampe. Dieses bildete die einzige Beleuchtung des Gemaches.

Zitternd sank die kleine Frau in den Sitz und stieß, überwältigt von den Schrecken der Umgebung, einen leisen Schrei aus. Ruhig zündete die Hexe zwei gelbe Wachslichter an, nahm an der Seite ihres Besuches Platz und ließ die Karten abheben.

Während die schreckliche Alte ihre bunten Blätter auf dem schwarzen Tuche auslegte, veränderte sich die Haltung der Beiden. Die gekommen war, ihr Schicksal zu erfahren, verlor nach und nach ihre Aengstlichkeit; mit jener nervösen Aufregung, die, wenn Mitternacht vorüber ist, so leicht eintritt, folgte sie den Karten, als verstünde sie deren mystische Bedeutung. Die alte Martha hatte aufgehört, die gebrochene Greisin zu sein, ihre magere Gestalt richtete sich empor, in den blutunterlaufenen, gräulichen Augen blitzte irres Feuer. Sie unterlag dem gewöhnlichen Schicksal Derjenigen, die sich mit den Nachtseiten der Natur befassen, partieller Wahnsinn bemächtigte sich ihrer.

„Sie besitzen viel Geld, aber wenig Freunde!“ versetzte die Hexe. „Zum Heirathen werden Sie sich schwer entschließen, Sie lieben Ihr Geld zu sehr!“

„Aber Einen liebe ich mehr, wie meinen Reichthum!“ flüsterte die Dame, in jener sonderbaren Aufregung, welche sie ihre Gedanken verrathen ließ.

„Dieser liebt Sie nicht“, entgegnete die Prophetin grinsend, „und überdies haben Sie ein falsches Frauenzimmer in der Nähe. Nehmen Sie sich vor demselben in Acht, mir scheint es fast, als ob Ihr Geliebter es darauf abgesehen hätte!“

„Ein Argwohn, dem ich selbst zuweilen Raum gab. Er warb um mich und erklärte sich beinahe schon, seit ich aber meine neue Gesellschafterin genommen, schweigt er stille. Zwar kommt er noch alle Tage, jedoch von Liebe spricht er nicht mehr. Anfangs hegte ich Bedenklichkeiten, ich argwohnte, er suche mich meines Vermögens willen; obwohl er mir von jeher gefiel, hätte ich damals

mit dem Jawort gezögert. Jetzt wünsche ich seinen Besitz um jeden Preis! Gibt es kein Mittel, ihn zur Liebe zu zwingen?" erwiederte die Dame.

„An verschiedenen Mitteln fehlt es nicht; Kräuter in einer Mondnacht gepflückt, haben wunderbare Kraft, Thiere und Steine sind vorhanden, die Gewalt auf den Menschen üben", sagte die Hexe. „Ich kann Ihnen einen Trank geben, der Ihres Liebsten Kälte in zärtliches Feuer verwandelt, aber dies kostbare Mittel ist theuer."

„Geben Sie!" rief die kleine Frau, streckte ihre bebende Hand aus und empfing die Flasche.

Grinsend beschaute die alte Martha die drei Goldstücke, welche sie erhielt.

„Zum Dank für Ihre Großmuth eine Warnung", versetzte die Hexe. „Geben Sie Ihrem Liebsten nicht zuviel von jenem Trank, sonst könnten Sie sich den theuren Freund in eine kalte Leiche verwandeln sehen."

In diesem Augenblick vernahm man leises Geräusch aus dem Nebenzimmer, Alba hatte genug gehört und entfernte sich nun. Zugleich erschallten einige Schläge an der vordern Hausthüre.

„Die Flüssigkeit enthält doch kein Gift?" fragte die Dame entsetzt.

„Nein, beruhigen Sie sich, es schadet nur das Zuviel, wie es bei allen guten Dingen der Fall ist", erwiederte die Alte.

„Aber verlassen Sie mich jetzt, ich höre kommen", fügte sie hinzu.

Hierauf blies Martha die Wachslichter aus und geleitete die kleine Dame an der Hand zur Thüre, wo sie in derselben Weise ihren neuen Gast empfing. Alba sah

an des Hauses Hinterseite an einem jener Kanalausläufe eine Gondel liegen, deren Führer besser mit der Lokalität vertraut war, als sein Kamerad, welcher die kleine Dame zur entfernten Riva geführt.

„Sie brachten wohl auch Kundschaft zur alten Hexe?" fragte sie den alten Gondelmann, der in dem Vordertheil seines Schiffchens zusammengekauert eine Cigarre rauchte.

„Ja, Signora! ein schönes, junges Mädchen", erwiederte derselbe.

„Mir scheint, ich kenne Sie!" bemerkte Alba, näher tretend.

„Ich bin aus dem Traghetto von San Samuele, Signora, der Sohn des alten Teo Carpi", versetzte der Gondolier.

Dieser Name weckte wieder Erinnerungen in der Gesellschafterin, welche durch die eben belauschte Scene bei Martha verdrängt worden waren.

„Wo finde ich Ihren Vater?" fragte Alba.

„In der Locanda hier im Gäßchen nebenan", antwortete der junge Bursche.

Die Gesellschafterin nickte mit dem Kopfe und verschwand. Der Gondolier betrachtete das sonderbare, alte Gebäude; außer der finstern, halb verborgenen Thüre unter dem Sottoportico und dem ostensibeln Eingang auf Carampan besaß es noch einen Dritten, der nach dem Gäßchen führte, dessen Ecke die Baracke bildete. Diese Thüre wurde von Martha's Kunden niemals benützt, sie gehörte ausschließend den Bewohnerinnen des obern Stockwerkes. Dem letztern Eingang näherte sich jetzt eben ein geputztes Mädchen, begleitet von einem Offizier in Husaren-Uniform.

Sie verschwanden im düstern Hause und für eine Weile sank Alles in Stille zurück.

Dem jungen Gondolier blieb keine andere Zerstreuung, als seine Cigarre und seine Gedanken. Plötzlich schallten muntere Tritte durch das Gäßchen, und die Klänge eines Liedes drangen bis auf das öde Wasser, in dem die Gondel lag. Der Gesang brach, aber mit einer Dissonanz, ab, ganz einfach darum, weil der Sänger einen Messerstich von rückwärts erhielt, rasch sich umdrehte und auf den Angreifenden wüthend eindrang. Wort- und fast lautlos dauerte der nächtliche Kampf einige Minuten, bis der Sänger, trotzdem, daß er überfallen worden war, sein Messer aus der Brust des Gegners zog, und als Sieger auf dem Platze blieb.

Der alte Mann, der ihn angegriffen, brach mit dem Hülferuf: „Santa madre di Dio!“ zusammen.

Diese Stimme wirkte magisch auf den Gondelmann; mit dem Sprung einer wilden Katze schwang er sich auf die Brücke, und das gezogene Messer in der Hand trat er dem Sänger entgegen, der in der Richtung des Hauses der alten Martha vorwärts eilte, seinen Weg durch eine breite Blutlache bezeichnend. Der Verwundete, geschwächt durch den ersten Kampf und Blutverlust, sah mit Entsetzen einen zweiten Feind herannahen, indessen genügte ein Blick, ihn von der Fruchtlosigkeit einer Bitte um Schonung zu überzeugen. So beschloß er, wenigstens sein Leben möglichst theuer zu verkaufen, und gewann mit rascher Besonnenheit die Mauer eines alten Hauses als Stützpunkt für seinen Rücken; in dieser Stellung erwartete er, Athem schöpfend, den Angriff.

Die alte Martha hatte wieder die gelben Wachslichter angezündet, die Karten ausgelegt und starrte eine Weile in das auffallend schöne Gesicht ihres neuen Besuches, bevor sie das Orakel ertheilte.

„Sie kamen nicht, um einen Liebestrank zu holen, dessen bedürfen Sie keineswegs, an Liebsten kann es Ihnen nicht fehlen! aber das Heirathsblatt fällt niemals auf den rechten Fleck. Dreimal schlug ich bereits die Karte, weil ich mich zu irren meinte, jedoch es blieb sich immer gleich", verkündete endlich die Hexe.

„Soll es kein Mittel geben, einen Mann dazu zu zwingen, sich zu erklären?" fragte das hübsche Mädchen, welches auf dem Lehnstuhl saß, der die Eigenschaft zu haben schien, die Leute dahin zu bringen, ihre innersten Gedanken zu verrathen.

Die Alte wiegte bedenklich den Kopf und sann nach.

Ein Schlag an die Hinterthüre unterbrach plötzlich die Stille.

„Oeffne, Großmutter!" rief eine matte Stimme.

Martha war über die Unterbrechung zornig und begab sich scheltend nach dem hintern Eingang ihres Hauses. Kaum hatte sie den Schlüssel umgedreht, als ein bleicher, blutender Körper ihr entgegenfiel.

„Eilen Sie von dannen! der Parron grande ist bei mir, er tödtet Sie, wenn er Sie antrifft!" rief die Hexe aus dem innern Gemache.

Erschreckt sprang das hübsche Mädchen in die Höhe, das Sinnlose in Martha's Worten nicht beachtend. Unter dem Einfluß der Furcht vergaß die Orakelsuchende, daß sie an der Hand der Alten einige Stufen in die Stube aufwärts stieg, in Eile und Finsterniß fiel sie

hinab. Bevor die am Boden Liegende sich aufzuraffen vermochte, sprang der schwarze Kater ihr über das Gesicht. In sinnloser, wahnwitziger Angst stieß nun das Mädchen heisere Schreie aus und hatte nicht mehr Muth oder Stärke, sich emporzurichten.

Ein kräftiger Fußtritt sprengte die morsche Thüre. Es war der Husar, welcher sich noch im Hause befand und erst durch die näherschallenden Töne des Kampfes überrascht, sich dorthin begeben wollte, nun aber durch den weiblichen Hülferuf hierhergezogen wurde. Er stolperte in der Dunkelheit durch die gesprengte Thüre, seinen Säbel vorsichtig in der Hand haltend.

„Beruhigen Sie sich, Beistand ist nahe“, sagte er.

Indessen nahmen die Schreie des weiblichen Wesens jenes unnatürliche Kreischen an, welches beginnende geistige Störung verräth; denn die Finsterniß wurde mit einem Male von einem Anblick unterbrochen, der selbst den Husaren zurücktrieb. Auf der Schwelle der Stubenthüre erschien der Teufel, die Todtenkopflampe in der Hand.

Natürlich faßte sich Baron Breitberg, dieser war der Husar, schnell, sprang auf die Gestalt zu und riß derselben die gehörnte Mütze vom Haupte. Die Züge der alten Martha wurden einen Moment sichtbar, dann schleuderte die Hexe dem kecken Deutschen ihren Todtenkopf in's Gesicht, ging in ihre Stube zurück und verriegelte dieselbe von Innen.

Von Neuem herrschte tiefes Dunkel, auch die weiblichen Schreie hatten aufgehört. Richtig schloß Theodor daraus, daß eine Ohnmacht die Sinne der Erschreckten umhülle. Vorwärts tastend griff er volle jugendliche

Formen, schlang seinen Arm um eine feine Taille und fühlte die bleierne Schwere eines leblosen Körpers. Draußen in der freien Luft kehrte etwas Bewegung in die starren Glieder zurück. Es war hinreichender Mondschein, daß der Husar das Mädchen erkennen konnte.

„Polissena!“ rief er überrascht, „wie kommen Sie hierher?“

Bei der Nennung ihres Namens schlug die Ohnmächtige die Augen auf.

„Ich frage Sie, wie kommen Sie an diesen Ort?“ wiederholte der Husar ungeduldig, seinen Arm von ihrer Hüfte zurückziehend und sie an die Wand lehnend.

„Retten Sie mich“, stammelte das Mädchen, verwirrt die Arme nach ihm ausstreckend.

„Nicht, bevor Sie mir erklärten, warum Sie sich hier befinden! Wer den Muth besitzt, allein um Mitternacht ein entlegenes und verrufenes Stadtviertel aufzusuchen, kann unmöglich so furchtsam sein“, entgegnete Baron Breitberg kalt.

Polissena brach in die Knie; sie war wirklich noch zu schwach, um auf ihren Füßen zu stehen.

„Führen Sie mich nur bis an die Gondel“, bat sie schluchzend. „Ich bin hart dafür bestraft, mir von der alten Hexe die Karten haben schlagen zu lassen“, fügte sie hinzu.

„Polissena! theures Mädchen! vergeben Sie mir“, erwiederte Theodor verlegen unter dem Wahnsinnigen und Ungerechten seines Verdachtes. „Kommen Sie mit mir, da sind Sie sicher, Niemand soll Ihnen ein Leid anthun“, flüsterte er zärtlich.

Zum ersten Male berührte der blonde Schnurbart des Husaren Polissena's Stirne.

„Hinter dem Hause liegt die Gondel", versetzte das Mädchen, „mit dem alten Teo hielt mich Maman für sicher und ließ mich allein gehen, er bedient uns seit Jahren. Heute fuhr mich zwar dessen Sohn, Bastian, jedoch ist dieser ebenso zuverlässig, wie der Vater."

Sie bogen um die Ecke.

„Bastian!" rief das Mädchen.

Indessen erfolgte keine Antwort, die Gondel wiegte sich verlassen auf dem öden, dunkeln Wasser. Polissena zitterte heftig.

„Beruhigen Sie sich, carà! ich hole Hülfe", sagte Theodor, „bleiben Sie einstweilen in der Gondel."

Der Husar trug seine hübsche Bürde vorsichtig über das schmale Fondamenta am Rande des Hauses den Kanal entlang und legte sie auf die Kissen.

„Gleich bin ich wieder bei Ihnen!" rief Baron Breitberg.

Hierauf schwang er sich den kürzern Weg auf die Brücke, wie es der Gondolier Bastian gethan, als die Laute des Kampfes denselben erreichten. Der Husar entdeckte Blutspuren auf seinem Wege, es schien ihm unnatürlich, daß die Nachbarschaft kein Geräusch vernommen haben sollte. Fenster und Thüren der umliegenden Häuser waren ängstlich verschlossen.

Der junge Mann zog eine Klingel, ohne Antwort zu erhalten. Im selben Augenblick hörte er leises Stöhnen und schritt in der Richtung der Töne in der engen Calle vorwärts. In geringer Entfernung von einander lagen zwei Körper auf der Erde, der eine starr und leblos,

im jüngern schien noch Wärme. Der Husar klopfte heftig an die Fensterläden der ebenfalls verschlossenen Locanda. Vorsichtig zeigte sich ein Kopf am obern Fenster und rief eine Verwünschung auf den nächtlichen Ruhestörer hinab. Als der Wirth die Uniform erkannte, eilte er sogleich auf die Straße.

„Tragen Sie Sorge für den Verwundeten und schaffen Sie rasch einen Mann, der zu rudern versteht", sagte Baron Breitberg.

„Auf der Stelle, Signor Uficiale!" entgegnete der Wirth.

Theodor zögerte noch, um sich zu überzeugen, ob seinen Anordnungen Folge geleistet würde.

„Den Ruderer senden Sie nach der nächsten Brücke", bemerkte er.

„Da liegt der alte Teo und der daneben ist dessen Sohn Bastian!" rief der Wirth kopfschüttelnd. „Am besten, man trägt sie nach ihrer nahen Hütte."

Somit war also erklärt, warum Polissena ihre Gondel verlassen fand. Während Bastian auf das Mädchen harrte, hatte er den Angstruf seines Vaters vernommen und war diesem zu Hülfe geeilt, zu spät zwar, ihn zu retten, aber nicht, ihn zu rächen. Auch Bastian empfing von dem gewandten Aldo eine schwere Wunde und war auf der Straße zusammengesunken. Der Sieger verwandte seine brechende Kraft noch dazu, sich nach dem Hause seiner Großmutter zu schleppen.

„So nahe dem Kampfplatz, ist es unmöglich, daß Ihr nichts hörtet!" wandte sich Baron Breitberg an den Wirth.

„Signor Uficiale!" erwiederte Jener, „ein kluger Mann vernimmt und sieht Manches, ohne es zu beachten. Weshalb soll ich mich in fremde Händel mischen? Das paßt nicht zu meinem Gewerbe und trägt mehr blaue Flecken, wie Zwanziger!"

„Lassen Sie sich von Ihrer erbärmlichen Philosophie jetzt wenigstens nicht abhalten, dem Verwundeten Hülfe zu leisten, das rathe ich Ihnen", versetzte Baron Breitberg; „nur die Sorge für eine Dame treibt mich fort."

Nach diesen Worten kehrte er zur Gondel zurück.

Er fand Polissena seines verlängerten Ausbleibens halber bereits wieder heftig erschreckt. Am bebenden Körper des Mädchens gaben sich alle Symptome einer Nervenkrise kund.

Der Husar versuchte Trostesworte und Liebkosungen, er berührte die frischen, rothen Lippen mit den seinigen. Durch dieses Mittel verloren sich die abergläubigen Schrecken einer erregten Phantasie. Warme Küsse verscheuchen am wirksamsten alle Gespensterfurcht. Selbst die abgelegene Straße, in der soeben drei Menschen einen tödtlichen Kampf ausfochten, war an der Seite des starken, bewaffneten Mannes gefahrlos.

Polissena's Pulse klopften wieder rasch, eine belebende Wärme durchströmte ihren Körper, von ihr genommen war der zusammenschnürende Krampf der Furcht. Dennoch wandte sie sich von Theodor, mit scheuer Geberde floh sie aus dem Gondelhäuschen, der wunderbare weibliche Instinkt warnte sie.

„Was fürchten Sie von mir, theures Mädchen?" fragte Baron Breitberg, ihr folgend, weich.

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Sie sollen meine Gattin werden“, fügte er, fortgerissen von der Bewegung des Augenblicks, hinzu.

Ruhig ließ sich Polissena nun wieder unter das Felze geleiten. Gleich darauf langte auch ein Bursche auf der Brücke an, sprang in die Gondel hinab und ergriff das Ruder. Uebrigens zeigten sich die verschiedenartigen Gemüthsbewegungen zu stark für das Mädchen, es lehnte weinend an der Schulter des Husaren. Die Puppe hatte ihre gewöhnliche Haltung gänzlich verloren, durch die drastischen Eindrücke war sie vollkommen natürlich geworden.

„Theodor!“ flüsterte sie zitternd, als sich die Gondel dem Palazzo Moro-Lin näherte, „beschützen Sie mich vor Maman! Diese wird über mein langes Ausbleiben in Zorn gerathen sein, glauben, ich sei in den Skandal mit hineingezogen worden und wird mich deshalb schlagen, bevor sie noch meine Entschuldigung hört.“

„Künftig soll Sie Niemand mehr mißhandeln, liebes Mädchen! Sie stehen von nun an unter meinem Schutz. Bewahren Sie jenes liebenswürdige Vertrauen zu mir, die volle Offenheit, seien Sie versichert, ich bin Ihr bester Freund!“ erwiederte Baron Breitberg.

Am Arme des blonden Husaren stieg „La Stella“ die Treppe des Palazzo Moro-Lin hinan. Signora Desirée, Capitain Richter und Rath Fränkel saßen noch über einer Bowle Punsch, die Gesellschaft erwartete Polissena's Heimkehr. Aengstlich und ärgerlich über deren langes Ausbleiben, hatte die Mutter mehrere Male bereits vergebens Gatten sowohl, als Freund ermahnt, sie zu suchen. Keiner der beiden Herren empfand jedoch Lust, seine Bequemlichkeit zu opfern, und noch dazu lag die Wahrscheinlichkeit

des Verfehlens nahe. Signora Desirée liebte den Widerspruch nicht. Ohne Richter oder Fränkel eines Wortes zu würdigen, saß sie brütend auf ihrem Platz in eben nicht sehr reizendem Negligée. Die Männer tranken und rauchten gemüthlich, als die Thüre aufging und Polissena an Theodor's Arm erschien. Bei dem Anblick stürzte sich die mütterliche Löwin auf „La Stella".

„Ich stelle der Gesellschaft meine Braut vor, und heute keine Erklärungen mehr, das arme Mädchen ist müde, morgen bin ich zu Allem bereit", sagte Theodor mit fester Stimme.

Signora Desirée's wüthende Physiognomie verwandelte sich in eine freundliche. Mit jener Fassung, die sie in den schwierigsten Momenten bewies, warf sie einen Shawl um ihre Schultern und einen Schleier über die schwarzen Ringeln ihres Hauptes.

„Lieber Baron! Sie trinken doch Ihre und Polissena's Gesundheit!" bat die Hausfrau in jenen sanften Stimmtönen, die sonst nur Graf Delfino's privilegirte Ohren erreichten.

Der Husar nahm es an und blieb, bis er bemerkte, daß Polissena bleicher und bleicher ward aus Mattigkeit.

„Nun muß ich darauf dringen, daß mein Bräutchen ausruhe", versetzte er zärtlich, küßte das Mädchen in Aller Gegenwart und empfahl sich.

„Einen Augenblick, Herr Kamerad! wir gehen zusammen", sagte der Flottillenoffizier, aufgefordert durch einen bedeutungsvollen Blick Signora Desirée's.

Die beiden Militärs stiegen, so gut sie es vermochten, die finstere Treppe hinab. Unwillkürlich kehrten Theodor's Gedanken zu jenem Abend zurück, wo ihn Capitain

Richter in diesem Hause einführte. Nun war der Würfel gefallen, Baron Breitberg hatte Polissena zu seiner Gattin erwählt. Uebrigens gehörte er nicht zu jenen düstern Selbstquälern, die ein Entschluß reut, sobald derselbe gefaßt ist. Im Gegentheil, er war langsam und bedächtig vor der That, entschieden nach derselben. Er hatte gerechtes Bedenken getragen, um „La Stella" zu freien, jetzt zerhaute der Zufall den gordischen Knoten, die Liebe war stark geworden und überwältigte alle Ueberlegung. So sah der Husar mit kaltem Blute und fester Entschlossenheit den etwaigen Hindernissen seiner Verbindung entgegen. Ihm erschien die Sache als abgemacht, er liebte das Mädchen und gab sein Wort.

Signora Desirée achtete die offenbare Erschöpfung ihrer Tochter nicht hinlänglich, um ihrer Neugierde Zaum anzulegen.

„Das fingst Du geschickt an! wie brachtest Du denn endlich den deutschen Bären zur Erklärung?" bemerkte sie, sobald sich die Thüre hinter den beiden Offizieren schloß.

„Mutter, die alte Martha ist daran schuld, ohne die Hexe wäre ich niemals Breitberg's Braut geworden. Oh! ich erlebte Schreckliches, der Teufel erschien mir!" entgegnete Polissena; bebend und unter dem Eindruck ihrer Erinnerungen barg sie das Haupt in die Kissen, als habe der Parron grande die Macht, sie bis in den Palazzo Moro-Lin zu verfolgen.

„Nun, Du bist und bleibst eine Gans!" entgegnete Signora Desirée. „Vergiß nur das Eine nicht, es ist leichter, einen Mann zu fangen, wie denselben zu halten!"

VII.

Baronin Nerheim stund auf dem Fensterbalkon des neugebauten Hauses der Riva dei Schiavoni, welche sie bewohnte. Die kleine Frau war nach ihrer Gewohnheit stark geputzt. Träumerisch streiften ihre Augen über das bunte Menschengewoge auf dem lebhaften Quai, oder ihr Blick verlor sich in den bläulichen Fernen über die Lagunen hin.

Frau von Nerheim war bewegt, auf ihren Zügen malten sich noch Spuren der Erregung und des Schreckens vom gestrigen Abend. Plötzlich erbebte der Körper der Dame. Marchio stieg eben die Stufen des Ponte della Pietà hinab.

Der hübsche, fröhliche Junge bemerkte es nicht einmal, daß die Stimme der Wittwe zitterte, als sie ihn mit höflichen Worten empfing. Weit mehr interessirte ihn die marmorkalte Ruhe der Gesellschafterin. Auf Alba weilte auch sein Blick häufig und mit einem Ausdruck, der Baronin Nerheim mißfiel.

„Gehen wir zu Tisch", sagte Angelique ungeduldig und nahm den Arm des Grafen.

Bianchini's Lebensgeister waren womöglich noch gehobener, wie sonst, er aß nicht ungern an der stets vorzüglich besetzten Tafel seiner Wittwe.

„Meine Damen, hörten Sie auch die merkwürdige Geschichte, von der ganz Venedig voll ist?" fragte er während jener sakramentalen acht Minuten, die in einem gutgeordneten Hause verstreichen, bis ein Gericht auf das andere folgt.

„Erzählen Sie, Conte! ich weiß von nichts, gestern Abend hatte ich Migräne und legte mich frühe zu Bett, heute sah ich noch Niemand", erwiederte Frau von Nerheim.

Alba schwieg, wie gewöhnlich, obwohl Marchio's hübsche Augen sie streiften, als ob er auch von der Gesellschafterin Antwort erwarte.

„Gestern Abend fiel in unsern ruhigen Straßen, die ein Kind mit Sicherheit passiren könnte, ein blutiger Kampf vor, der zwei Menschen das Leben kostete. Ein hübscher Bursche nämlich, Aldo hieß er, der Enkel jener berüchtigten Martha, die Sie sicher dem Namen nach kennen, unterhielt eine Liebschaft mit der Frau des Gondoliers Teo. Der eifersüchtige Gatte überfiel Aldo von rückwärts in dem engen Gäßchen, welches von San Cassan nach Carampan führt. Obwohl verletzt durch einen Messerstich in die Schulter, wehrte sich der gewandte Bursche mit solchem Erfolge, daß er Teo eine tödtliche Wunde beibrachte. Aber des alten Gondoliers Hülferuf lockte dessen zufällig in der Nähe befindlichen Sohn herbei. So entspann sich von Neuem ein wüthender Kampf, nur Erschöpfung und Blutverlust trennte die Gegner, einer derselben erlag bereits den Folgen", erzählte Graf Bianchini.

„Welcher?" fragte Alba.

Ein leichtes Roth bedeckte ihre marmorbleichen Wangen, und in ihren dunkeln Augen blitzte es.

„Aldo, Signora", erwiederte Marchio, durch ihre Frage überrascht.

„Kannten Sie ihn?" setzte er hinzu, in der Absicht, die ihm so selten zu Theil werdende Gelegenheit zu

benützen und das Gespräch mit der Gesellschafterin zu verlängern.

„Nein! wie sollt' ich auch!" entgegnete Alba und sank in ihre gewöhnliche Unempfindlichkeit zurück.

„Das Interessanteste blieb aber doch die Haussuchung bei der alten Hexe selbst", fuhr Bianchini in seinem Berichte fort. „Es bedurfte des Vorangehens eines höheren Polizeibbeamten, um die Sbirren zum Eintreten zu bringen. Martha schwatzte verrücktes Zeug vom Parron grande, welcher ihr sicher zu Hülfe kommen würde. Man fand auch eine Teufelsmaske bei ihr. Jedoch um nichts besser, als wir sie täglich im Carneval auf der Straße sehen, des Pöbels abergläubische Furcht that das Fehlende hinzu. Auch auf Martha's schwarzen Kater wurde eine förmliche Treibjagd angestellt, weil die Nachbarn ebenfalls einen höllischen Geist in ihm witterten. Indessen gelang es demselben, der Justiz zu entrinnen."

„Was hat aber die Hexe mit dem Straßenkampf zu schaffen?" versetzte Alba, die sich offenbar mehr für Marchio's Geschichte interessirte, wie Baronin Nerheim, welche in Gedanken versunken schwieg und wenig Speise oder Trank genoß.

„Weil eine Blutspur vom Orte des Kampfes bis zu deren Hausthüre führte. Man fand den tödtlich verwundeten Aldo bei seiner Großmutter. Aus seiner Vernehmung sowohl, wie aus der Bastian's, ging das von mir mitgetheilte Resultat hervor. Doch konnte Aldo sein Bekenntniß nicht vollenden, das Springen eines Blutgefäßes unterbrach seine Rede, und er starb während des Verhöres", erzählte Marchio.

„Was wurde aus Martha?“ forschte die Gesellschafterin weiter.

„Man brachte dieselbe in ein Gefängniß, sie soll des Gewohnheitsbetrugs, ausgeführt durch Täuschung der Menge zum Zwecke der Gelderpressung, angeklagt werden. Manche hingegen halten die Alte für wahnsinnig, die Untersuchung muß erst noch den richtigen Bestand herstellen“, erwiederte Bianchini.

Das Mahl war zu Ende, nach dem Dessert gab Frau von Nerheim der Gesellschafterin einen Wink, welcher bedeutete, sie wolle mit Marchio allein sein. Der duftende Mokka wurde gebracht, die Wittwe nahm aus einem Kästchen Cigarren von Latakia bereitet, die sie direkt aus dem Oriente bezog, und überreichte dem hübschen Jungen einige davon.

Er zog mit Wohlbehagen das köstliche Aroma ein. Sie saßen auf einem kleinen Divan beisammen. Bianchini fand die Situation ganz angenehm, er war heute, wie immer, ausnehmend mit sich und auch ganz leidentlich mit seiner Wittwe zufrieden, daher plauderte er heiter und lebhaft. Daß Angelique's Antworten kurz und einsilbig ausfielen, zuweilen sogar ganz ausblieben, beachtete er nicht.

Die Wittwe war erregt, ihre gewöhnliche aschgraue Gesichtsfarbe hatte einer gerötheten Platz gemacht. Sie fühlte sich unzufrieden über seine leichte, scherzende Art. Süßer Augenblick, an welchem das Gespräch stockt und die Cigarre aufhört zu brennen! Nun kannte freilich die arme, reiche Frau solche Momente nicht aus eigener Erfahrung, aber ihr Instinkt verrieth ihr, daß es Lagen

geben müsse, in denen die alltäglichen Bedingungen des Daseins unterbrochen, aufgehoben seien!

Bianchini plauderte mit seiner verzweifelten Leichtigkeit fort und seine feine Cigarre setzte kunstgerecht ihre weißliche Asche an. Er beachtete nicht den etwas grellen Blick, welchen Baronin Nerheim auf ihn warf. Oh, jener einzige Kuß, wie brannte er im Innern dieser Frau! warum hatte ihn der hübsche, blonde Junge geraubt? und weßhalb nicht wiederholt? Die Wittwe war zu ihrem Thun berechtigt, es bildete eine Art Selbstvertheidigung und Nothwehr, so däuchte es ihr, darum erhob sie sich auch jetzt mit Entschlossenheit. Auf natürlichem Wege des jungen Mannes Liebe zu erwarten, dazu war die Hoffnung vorbei, so helfe, was helfen kann!

„Sie verzeihen, Conte Marchio, daß ich Sie einige Minuten allein lasse", sagte Angelique, und verließ das Gemach.

Bianchini dehnte seine Glieder, legte sein blondes Haupt auf ein reichgesticktes, türkisches Kissen, schloß die Augen, zog mit Wollust den feinen Rauch ein und erwartete in großer Gemüthsruhe die Rückkehr seiner Wittwe.

Alba befand sich auf ihrem Zimmer; hier in diesem Raum durfte sie die Maske, welche die abhängige Stellung ihr aufnöthigte, abnehmen und frei athmen. Gegenwärtig überließ sie sich einer freudig erregten Stimmung.

Wenn uns auf dieser Lebensreise ein Freund wieder begegnet, dessen Gesinnungen Zeit und Entfernung nicht schwächen konnten und wir uns treu blieben in schönem, geistigem Sinne, so gewährt dies reine Seligkeit. Jedoch zählt man auf Erden mehr Feinde, wie Freunde! Hat

sich ein Mensch so recht in das Innerste unseres Lebens gegraben, sind unsere Thorheiten und Laster seine Bundesgenossen geworden, denn nur in diesem Falle ist er wirklich gefährlich, dann frißt und zehrt jener Feind am Marke unseres Daseins. Wir möchten uns aufrichten, aber wir können es nicht, die Erinnerung webt ihre düstern Bilder fort, und gleich einem Gespenst tritt uns die Gestalt desjenigen entgegen, der unserer Seele Harmonie gestört. Würde dieser Mensch hinweggenommen, so empfänden wir Erleichterung. Daher ist das höchste Gut auf Erden ein lebender Freund, und das zweithöchste ein todter Feind!

Alba genoß die Wollust dieses Gefühles in dem Maße, als sie bittern Erinnerungen preisgegeben gewesen. Mit Aldo's Blute schien ihr viel Schande aus ihrer Vergangenheit gewaschen, und die jugendlich kräftige Seele wandte sich neuen Lebenshoffnungen zu.

Doch nicht lange gab sie sich dem nun freudigen Strome ihrer Gedanken hin, die Zeit zum Handeln war herangekommen. Sie ahnte, was eben bei ihrer Herrin vorging, weil sie deren Gespräch mit der alten Martha belauschte. Bianchini vor der Gefahr einer Vergiftung zu beschützen und einen Plan der Wittwe zu durchkreuzen, dazu hatte sich Alba aus mehrfachen Gründen entschlossen. Sie war sogar vorbereitet, aus der Sachlage persönlichen Nutzen zu ziehen.

Leise schlich die Gesellschafterin durch das Eßzimmer nach dem Salon; um den rechten Moment zum Eintreten abzuwarten, hob sie den Thürvorhang. Der hübsche Marchio lag ahnungslos auf den Polstern, und Alba's dunkle Augen überflogen die schlanke, geschmeidige Gestalt

mit Wohlgefallen. Indessen mußte sie ihre Betrachtung rasch abbrechen, Baronin Nerheim kam durch die Thüre eines innern Gemaches, und hinter ihr trug ein Bedienter auf silberner Platte zwei Gläser Limonade.

„Marchio, der Tag ist heute so heiß, daß ich meinte, dieses Getränke sollte Ihnen gut thun“, sagte die Wittwe, als sie sich wieder allein wähnte mit dem Gegenstande ihrer unglücklichen Neigung.

Hierauf überreichte Angelique eines der Gläser dem blonden, jungen Manne mit zärtlichem Lächeln.

„Sie sind wirklich die aufmerksamste, liebenswürdigste Wirthin, die es geben kann“, erwiederte Bianchini mit leichtem Anflug von Galanterie.

In der That empfand er in diesem Augenblick, daß, wenn ihn Frau von Nerheim nicht mit zuviel Zärtlichkeiten quälen würde, er den Gedanken ertragen könne, durch eine möglichst lose gehaltene Fessel mit ihr verknüpft zu sein, und die Annehmlichkeiten ihres wohlhabenden Hausstandes zu genießen. So nahe war er dem Entschlusse, Baronin Nerheim zu heirathen, selbst damals nicht gewesen, als er den Kuß stahl!

Marchio führte lächelnd das Glas an seine Lippen. Ehe er noch den Rand desselben berührte, huschte eine schwarze Gestalt durch das Gemach und stieß mit Bianchini's Ellenbogen so heftig an, daß der volle Inhalt seines emporgehobenen Glases sich auf das hell lila Seidenkleid der Baronin ergoß.

Die kleine Frau sprang wie eine Tigerin in die Höhe, natürlich nicht, um Marchio, sondern ihre Gesellschafterin die volle Wucht des Zornes empfinden zu lassen.

denn einer unbeschreiblichen Ungeschicklichkeit Alba's maß sie den Unfall bei.

Die Gesellschafterin stund vollkommen ruhig, kalt, wie eine Marmorsäule.

„Wünschen Sie, daß Conte Marchio die Geschichte jener Limonade erfährt?" sagte Alba deutsch.

Die Wirkung dieser paar Worte war drastisch. Die Wittwe vermochte den Zusammenhang nicht zu begreifen. Sollte Martha sie verrathen haben? aber die alte Hexe kannte sie ja nicht! Aerger, Zorn, Scham und die Furcht vor einem Skandal überwältigten die kleine Frau dermaßen, daß sie außer sich aus dem Gemache floh. Gegenüber von Bianchini mochte das begossene Kleid als Rechtfertigung des eiligen Rückzuges gelten. Alba schickte sich gelassen an, dem Beispiel ihrer Herrin zu folgen.

„Bleiben Sie, Signora!" versetzte der junge Mann, der ein neugieriger Zuschauer der Scene zwischen den Damen gewesen.

Mit diesen Worten legte er entschlossenen „Halt" auf den Arm der Gesellschafterin.

„Warum mißgönnen Sie mir denn auch nur einen unbedeutenden Satz?" fuhr Marchio dringender fort. „Erklären Sie mir das eben Vorgefallene. Was sagten Sie zu der Baronessa in einer Sprache, welche ich nicht verstand? Ich würde Ihnen gerne einen Dienst verdanken! War es Antheil oder Zufall, daß Sie mich stießen?"

„Ich kann Ihnen keine Erklärung geben", entgegnete Alba, jedoch in weicherem Tone, als sie sonst zu Bianchini sprach, und der Versuch, den sie machte, sich von seinem Arm zu befreien, war ein sehr schwacher.

„Seien Sie ganz offen gegen mich, Theuerste!“ bat der hübsche Junge, Alba auf eben die Stelle neben sich ziehend, welche ihre Dame verlassen hatte.

„Ich will Ihnen mit gutem Beispiel vorangehen“, fügte er hinzu, „es ist jetzt keine Zeit zur Ziererei! Baronessa Nerheim liebt mich und ich erwiedere dieses Gefühl nicht! Dergleichen verzeihen die Frauen niemals, war es vielleicht auf eine kleine Rache abgesehen?“

„Ich beschwöre Sie, Conte Marchio! Halten Sie mich nicht länger, und wenn ich Ihnen vielleicht einen unbedeutenden Dienst leistete, so gedenken Sie meiner freundlich, wir sehen uns nie wieder!“

Damit riß sich Alba gewaltsam los, ohne auf Bianchini's Rufen zu hören, und eilte dorthin, wo sie wußte, daß er ihr nicht folgen würde, nämlich zur Frau von Nerheim. Die Wittwe lag zusammengeballt gleich einer Kugel auf dem Sopha, und hysterisches Schluchzen erschütterte ihren Körper.

Alba betrachtete sie, dabei flog ein leichtes, spöttisches Lächeln über die Züge der Gesellschafterin. Ihre Dame hatte sie viel gequält, nun war der Moment der Rache angebrochen. Indessen beherrschte Alba schnell wieder den Ausdruck ihrer Physiognomie.

„Sie werden mir ein ausgezeichnetes Zeugniß ertheilen, nebst dem Gehalt eines Jahres vorausbezahlt, unter der Bedingung will ich schweigen“, sagte sie kalt.

„Verwünscht sei der Tag, welcher Sie in mein Haus führte!“ stöhnte Frau von Nerheim. „Wo ist Marchio?“

„Der Conte beharrte auf seinem Begehren einer Erklärung. Ich hätte das Recht, mehr von Ihnen zu fordern; indessen weiß ich, daß Sie die Vermeidung eines

Skandals nicht sehr theuer bezahlen werden. In der Wahl zwischen Ihrem Geld und Ihrer Ehre werden Sie unbedingt das Letztere vorziehen. Deshalb stelle ich auch meine Bedingungen so mäßig", versetzte Alba.

„Diese Sprache ist unverschämt! fort aus meinen Augen!" rief Angelique wüthend.

„Nicht eher, als bis Sie ein von mir selbst aufgesetztes Zeugniß unterschrieben und dreißig Napoleon bezahlten. Im Weigerungsfall mache ich Anzeige bei der Polizei, man wird den Bodensatz der Limonade untersuchen!" entgegnete die Gesellschafterin.

„So sei es, ich nehme Ihre Bedingungen an, nur zögern Sie nicht, mich so rasch als möglich von Ihrer Person zu befreien", sagte die Wittwe.

„Der Wunsch, uns ohne Zeitverlust zu trennen, ist gegenseitig", bemerkte Alba.

Marchio kehrte in sonderbarer Stimmung heim.

Alba's Bitte, ihrer zuweilen freundlich zu gedenken, erfüllte er nur allzugut. Ueber der Gesellschafterin, deren Eis nun einigermaßen für ihn aufgethaut schien, vergaß er nahezu der geheimnißvollen Limonade!

Graf Bianchini hatte mehr als zuviel Glück bei den Frauen. Seine zahlreichen Liebschaften ließen ihm nichts wie Langeweile und Leere zurück. Freilich waren bisher das Ziel seiner leichten Eroberungen meistens solche gewesen, die gleich ihm blos einen Moment des Vergnügens suchten. Aber auf bloße Sinnenlust, die durch kein Gefühl veredelt, durch kein geistiges Element verklärt wird, folgt stets rasch Ueberdruß. Nur ewiger Wechsel vermag Reiz zu bewahren. Wäre Alba im ersten Augenblick, als sie der junge Mann begehrte, ihm zu Willen

gewesen, sicher hätte sie das Schicksal ihrer Vorgängerinnen getheilt. Indessen setzte die Gesellschafterin Graf Bianchini's Annäherungsversuchen Gleichgültigkeit und Kälte entgegen. Als Folie ihrer Persönlichkeit diente vortrefflich die reiche, aber unschöne und wenig liebenswürdige Wittwe, um deren Hand sich Marchio aus Vernunftgründen bewarb. Bei dem verwöhnten, verzogenen, jungen Manne war es ganz natürlich, daß er eine wahnsinnige Lust empfand, dasjenige zu besitzen, was ihm versagt wurde. Einmal hatte Alba einen Schein von Theilnahme gezeigt, ihm wahrscheinlich einen Dienst geleistet, indem sie ein Marchio noch unbekanntes Vorhaben zu dessen Nachtheil vereitelte. Das in ihm erregte Interesse steigerte sich mächtig durch die Abschiedsworte der Gesellschafterin: „wir werden uns nicht wieder sehen."

Graf Bianchini war geradewegs nach Hause gegangen. Aus den Fenstern des alten Palastes seiner Familie schimmerte ihm die einsame Lampe seiner Mutter entgegen. Die Gräfin erhob ihren Kopf vom Buche, worin sie gelesen, als ihr Lieblingssohn eintrat. Sie blickte ihn überrascht und erfreut an, gewöhnlich kehrte Marchio erst gegen Morgen heim.

„Wir wollen ein wenig plaudern, Maman!" sagte der hübsche Junge, indem er sich an der Seite der Dame niederließ.

„Du, mein Einziger!" erwiederte die Mutter zärtlich. „Seit Benedetto mit Laura Belmonte über das Meer zog, bist nur Du mir geblieben! aber Du warst mir immer das Liebste meiner Kinder. Weißt Du, Marchio, daß ich schon seit einigen Tagen überlege, Dir eine

gute Nachricht mitzutheilen, nur fürchte ich Deinen Leichtsinn."

„Immerhin, Maman, wage es! Zum Danke dafür werde ich Dir eine sonderbare Geschichte erzählen", sagte Marchio, und die heitern blauen Augen des hübschen Jungen richteten sich fröhlich auf das Angesicht der Dame.

Die alte Gräfin bog sich herüber, fuhr mit ihren feinen Fingern durch die goldblonden Haare ihres Sohnes und küßte denselben auf die Stirne.

„Also meine gute Nachricht, Marchio!" versetzte sie. „Cologna ist mir erhalten, die thörichte Verschreibung Deines Vaters ungültig erklärt. Es zeigt sich sogar Hoffnung, Andrea's Gut bei Treviso vor den Gläubigern zu bewahren. Mit einigen Opfern, ruhiger Zurückgezogenheit von ein paar Jahren auf dem Lande, werden wir im Stande sein, die Schuldenlast vollständig von uns abzuwälzen. Folglich", fügte die alte Dame zögernd hinzu, „ist Deine Verbindung mit Baronessa Nerheim, wenn auch noch immer wünschenswerth, doch nicht mehr absolut nöthig, für den Fall, daß Du einen unüberwindlichen Widerwillen dagegen empfindest. Und nun, wie fiel Dein heutiges Diner bei der Wittwe aus?" fragte sie.

„Maman, Du bist wirklich zu gütig!" rief Marchio, der alten Gräfin lebhaft die Hand küssend; „während Du Dich quälst, zu erhalten, was möglich ist, machte ich leichtsinnige Schulden. Glaube mir, ich erkenne es zuweilen deutlich, was ich für ein unnützer Mensch bin! aber es ist so schwer, nicht zu thun, wie Andere!"

Die gemischte Bewegung trieb eine Thräne in die hübschen, blauen Augen.

„Tröste Dich, Marchio! laß nur das Spiel, alle übrigen kleinen Thorheiten will ich verzeihen“, sagte Gräfin Bianchini. „Wem bist Du schuldig und wie hoch beläuft sich die Summe?“

„Mein Hauptgläubiger ist der Wucherer Vassari, der den Antiquitäten-Laden hält in San Salvatore. Ich nahm, da ich sehr gedrängt war, seine Bedingungen an und stellte eine Verschreibung aus, der gemäß er mich einsperren lassen kann, wenn ich den Zahlungstermin nicht einhalte“, entgegnete der junge Mann.

„Die Zeit und der Betrag?“ fragte seine Mutter.

„In zwei Monaten muß ich Vassari zweitausend Gulden bezahlen, so hoch, fürchte ich, wird sich die Schuld mit den schurkischen Zinsen und Provisionen belaufen“, erwiederte Marchio. „Ueberdies habe ich noch eine Menge Rechnungen ausständig bei Schneidern, Juwelieren, Gastwirthen und Andern mehr, deren Summe kann ich nicht genau angeben“, schloß Graf Bianchini mit einem Seufzer seinen Bericht.

„Du bist traurig geworden, mein Kind! erzähle Deine sonderbare Geschichte, sie wird uns erheitern“, bemerkte die alte Gräfin.

„Du hast recht, Maman, warum sich einiger lumpigen Tausend Gulden wegen die Laune verderben lassen!“ versetzte der hübsche Junge.

Die Mutter schüttelte bei dieser Aeußerung Marchio's mißbilligend den Kopf; dieselbe bewies ihr nur zu deutlich, daß sein leichtes Temperament bereits wieder nach kurzer Einkehr und Reue gesiegt habe. Bald jedoch wurde Gräfin Bianchini's Aufmerksamkeit durch ihres Sohnes Schilderung des in Baronin Nerheim's Hause Vorgefallenen

gänzlich in Anspruch genommen. Der Name der Gesellschafterin kam etwas häufiger vor und wurde mit mehr Interesse genannt, als es der alten Dame gefiel.

„Der Gedanke, daß die Wittwe Dich vergiften wollte, ist geradezu abgeschmackt“, sagte sie. „Mir scheint das Ganze viel eher die Intrigue einer Person, welche um jeden Preis Deine Theilnahme fesseln wollte. Wie heißt sie doch?“

„Ich vermuthe, Maman, Du meinst Alba Fränkel, die Gesellschafterin der Wittwe“, entgegnete Marchio. „Indessen scheint es mir, Du täuschest Dich in Bezug auf ihre Absichten; sie schien mich vielmehr zu fliehen, wie aufzusuchen, und das erste Mal, wo sie mit mir sprach, war es, um mir zu sagen, wir würden uns nie wiedersehen.“

„Lauter Berechnung“, bemerkte die alte Gräfin.

„Du bist zu argwöhnisch, Maman“, erwiederte Marchio.

„Oh nein, ich kenne blos Welt und Menschen“, versetzte die Mutter.

„Ich versichere Dich, Alba gefiel mir und ich ließ ihr es merken, aber sie wies mich entschieden zurück“, betheuerte der Sohn.

„Ebenfalls Berechnung, Dich besser anzuziehen“, entgegnete Gräfin Bianchini. „Glaube mir, Marchio, nur die Glücklichen handeln unbefangen. Diejenigen jedoch, welche einem ungünstigen Geschick jeden Sonnenblick abtrotzen müssen, lernen ihr Lächeln, wie ihre Thränen, zu einem gewissen Preis anschlagen. Das gewöhnlich so complicirte Spiel der Leidenschaften im Menschenherzen reducirt sich dann auf zwei einfache Factoren: Mittel und

Zweck. Was soll es dieser Person helfen, eine Liebschaft mit Dir zu beginnen? Dadurch würde sie im Gegentheil ihrer Stellung verlustig! Nein, die Schlaue bemerkte den Antheil, welchen sie Dir einflößte, sie muß Dein Interesse steigern und greift sogar zu einem Theatercoup, um auch Dich zu außerhalb dem geordneten Lauf der Dinge zu treiben, zu einer Heirath!"

„Maman, es ist köstlich, wie Deine Phantasie arbeitet! An eine solche Lösung des Liebesknotens dachte weder ich, noch, ich schwöre es, Alba jemals. Kannte sie mich doch als Bewerber ihrer Dame, der Baronessa!" sagte der junge Mann lachend.

„Deshalb ersann dies Muster einer Gesellschafterin die abgeschmackte Geschichte der Limonade, um Dich von ihrer Herrin zu trennen", erwiederte die alte Dame.

„Ich wollte, Maman, die Beiden wechselten die Rollen, dann würde mir der Entschluß sehr leicht, die zwanzigtausend Gulden Renten zu heirathen", bemerkte Graf Bianchini.

„Willst Du mir einen Gefallen erweisen, Marchio?" versetzte die Mutter.

„Gerne, Maman!" rief der hübsche Junge.

„So gehe morgen ganz ruhig zu Deiner Wittwe, als ob nichts vorgefallen sei. Du wirst die Dulcinea auf dem alten Fleck finden, das romantische: „wir werden uns nie wiedersehen", löst sich zur Lüge auf. Hierauf wird dieses Muster einer Gesellschafterin, welches nun einmal den Weg der Heimlichkeiten mit Dir betrat, Dir höchst wahrscheinlich zuflüstern: „Conte, verrathen Sie mich nicht, wenn Sie mich nicht unglücklich machen wol-

len; that ich Unrecht, so liegt meine Entschuldigung in unbezwinglicher Leidenschaft!" sagte Gräfin Bianchini.

„Maman, ich will hingehen, Deinen Wunsch zu erfüllen und auch, weil ich neugierig bin, die Haltung der Damen nach dem gestrigen Auftritt zu beobachten", entgegnete Marchio.

„Alba Fränkel nanntest Du diese Person?" fragte die Mutter.

„Ja, Maman", antwortete der Leichtsinnige, „wenigstens kann sie sich rühmen, der Gegenstand Deines lebhaftesten Interesses zu sein."

„Fränkel? Diesen Namen hörte ich bereits!" bemerkte die alte Gräfin.

„Freilich wohl! so heißt ja auch „La Stella"; sonderbar, daß mir bisher der Umstand entging", versetzte Marchio.

„Sind sie verwandt?" fragte die Mutter.

„Ich weiß es nicht", antwortete der Sohn.

„Noch Eines, Marchio!" fragte Gräfin Bianchini, „war ich gütig, nachsichtig, liebevoll gegen Dich?"

„Ja, Maman, gewiß, Du verzogst mich sogar", erwiederte der hübsche, blonde Junge in seiner gewöhnlichen, leichtfertigen Weise.

„Nun denn", fuhr die alte Dame ernst fort, „so wahr ich Dich mehr liebe, als man ein Geschöpf lieben soll; so wahr Du die letzte Freude meines Alters, der Trost meiner Augen bist: eine Mißheirath dulde ich nicht! Hoffe auf keine Schwachheit von meiner Seite; Unglück, Einsamkeit und Nachdenken stählten meinen Charakter, während Genußsucht und Wohlleben den Deinigen ver-

weichlichten. Was ich gelobe, das halte ich, und nun für heute gute Nacht!"

Marchio schüttelte sich, nachdem er seine Mutter bis vor die Thüre von deren Schlafgemach geleitet; ihre ernste Mahnung glitt von seinem Leichtsinn ab. Nachher legte er sich sorglos zu Bett und träumte die ganze Nacht von Alba, stets umgaukelte ihn ihr Bild, aber so oft er die Gesellschafterin in die Arme schließen wollte, trat die alte Gräfin Bianchini dazwischen. Letztere nahm verschiedene Fratzen an, womit sie die Liebenden auseinanderschreckte. Zuletzt setzte sie sich gleich einem Alp auf die Brust ihres Sohnes und vor dem Gespenst zerfloß Alba's Gestalt in Nebel.

Wir glauben nicht an prophetische Träume und erklären das Phänomen ganz einfach damit, daß Marchio bei seiner Wittwe zuviel aß und auf sehr natürliche Weise der Gegenstand der spät Abends gepflogenen Unterredung in den Traum hineinragte.

Die alte Dame selbst träumte nichts, denn sie schlief nicht. In der Stille der Nacht erwog sie noch ein Mal alle Umstände und ward in ihrem vorgefaßten Urtheil bestärkt. Ueber die Motive der Personen täuschte sie sich nicht leicht, nur konnte sie in der Form irren, in welcher dieselben ihren Ausdruck erhielten, weil solche zu sehr durch die Individualität bedingt ist, um allgemeinen Regeln unterworfen zu sein.

Uebrigens erwog Gräfin Bianchini, sobald sie das Herannahen der Gefahr erkannte, auch im Stillen ihre Hülfsmittel. Sie verlor keine Zeit in unnützem Bedauern, verzagte nicht, sondern nahm den Kampf entschlossen auf, wie immer, wenn es Marchio's Zukunft galt.

VIII.

Graf Delfino verwandte den mittlern Saal, dessen Vorderwand ganz aus Fenstern bestund, wie es in den meisten venetianer Palästen der Fall ist, zur Bibliothek. In dem lichten, luftigen Raum ließ sich gut studiren, die Gedanken kamen von selbst. Die mächtigen Bücherschränke an den Wänden wechselten auf angenehme Weise mit antiken Büsten. Einige gute Bilder unterbrachen die ernste Nüchternheit des kostbaren giallo antico, womit die Mauern begleitet waren. Der Plafond kündete den strengen venetianer Geschmack, er ermüdete das Auge nicht durch bunte Malerei, sondern dunkel gebeizte Holzbalken, mit stellenweise angebrachten Vergoldungen, bildeten die Decke des hohen Gemaches.

Auf Tischen von Pietra dura lagen alle die zahlreichen Kupferstiche und künstlerischen Abbildungen geordnet, womit seit alten Zeiten merkwürdige Personen, Begebenheiten und Denkmäler der Republik von San Marco verewigt wurden.

Das ganze Studirzimmer bot den wohlthuenden Anblick eines verfeinerten, veredelten Geschmackes. Hier war die Wissenschaft nicht zum Handwerk erniedrigt, ein vornehmer und reicher Mann hatte ihr in seinem Hause würdige Freistätte errichtet.

Der alte Herr selbst saß vor einem großen Schreibpult in der Mitte des Saales. Kunstvoll geordnete Gesträuche bildeten ein grünes Gebüsch um den Arbeitstisch; so oft das Auge sich vom Blatte erhob, mochte es sich am saftigen Grün der Pflanzen erholen. Fremdländische

Vögel auf den Ilex, der Eriobothria japonica, den dunkeln Laurusarten, den kleinen Cedern. Mit wunderbarem Instinkte suchten die goldgelben Kanarienvögel die Zweige ihrer heimischen Araucarien auf.

Graf Delfino studirte eben die Rede, welche er bei der nächsten Sitzung der Akademie zu halten gedachte. Sie betraf die Geschichte des eigenthümlichen, nun halbverfallenen maurischen Gebäudes am Canale grande, Fondaco dei Turchi genannt. Auf der Stelle hatten einst die Pesaro ein Haus besessen, dieses ging später in den Besitz eines Este von Ferrara über. Die Eifersucht der Republik sah die Ansiedlung eines fremden Fürsten nicht gerne, so erhielt der alte Palast seine maurischen Säulenhallen, seine Moschee und die Bestimmung zum Kaufhaus der Türken.

Der geistreiche, alte Herr war echter Aristokrat, ausgestattet mit den herkömmlichen Tugenden sowohl, als Fehlern seines Standes. Unter den letztern zählte stark ausgeprägt die gegenseitige Eifersucht und Rivalität der großen Geschlechter. Stets hatten die Pesaro den Delfino zu kühn in ihren Ansprüchen gedünkt. Nun galt es natürlich dem gelehrten Akademiker blos um historische Wahrheit! Persönlichkeiten durften sich nicht in die Untersuchung mischen. Sollte indessen bei gründlicher Analyse es ihm begegnen, die Pesaro's etwas aus den Wolken herabzuziehen, in die sie so gerne ihre mystische Abkunft verhüllten, so war es eben einfach nur wieder Pflicht der historischen Kritik, welche er übte. Vielleicht hatte die Absicht, zu jenem Resultate zu gelangen, den Grafen fast unwillkürlich zur Wahl seines Stoffes verleitet.

Leonardo Delfino schlug ein genealogisches Werk zu, in dem er eifrig gelesen.

„Fabeln! nichts als Fabeln!" sagte er ungeduldig vor sich hin.

Der Autor, vermuthlich ein Client der Pesaro, hatte deren Stammbaum in ununterbrochener Reihenfolge bis zu Noah geführt. Uebrigens vermochte in der harmonischen Seele des alten Herrn kein unmuthiges Gefühl zu wurzeln; er unterbrach nur einen Moment seine Arbeit, weil er das nicht fand, was er suchte, und schaute einstweilen seinen Vögeln zu.

Mit großer Ruhe ging Graf Delfino daran, eine andere Quelle zu consultiren, als ein eintretender Diener ihm auf einer Silberplatte ein Billet überreichte. Zu gleicher Zeit kam durch eine Seitenthüre eine Dame in den Saal, sie kannte des Hauses Gelegenheit wohl und wurde nicht angemeldet.

„Guten Morgen, Desirée", begrüßte dieselbe der alte Herr freundlich. „Sie kommen so selten zu mir, daß ich annehmen muß, es habe Sie heute ein besonderes Ereigniß hergeführt"; dabei faßte er ihre Hand und geleitete sie zu einem schwellenden Divan.

Wirklich betrat die Frau des Rathes Fränkel den Palast ihres langjährigen Freundes nicht oft. Sie trug eine Wunde in ihrem Innern, die stets von Neuem blutete, wenn sie in den fürstlichen Hallen weilte. Reue ist unter allen geistigen Qualen die schlimmste, jener Empfindung aber fiel Graf Delfino's ehemalige Braut stets zum Raube, so oft sie ihr verlorenes Paradies betrachtete.

„Leonardo, ich habe Ihre häufig erprobte Nachsicht und Güte abermals in Anspruch zu nehmen", stammelte Signora Desirée, in einem Gemisch von wirklicher und künstlicher Bewegung.

„Sprechen Sie und beruhigen Sie sich", erwiederte der Patrizier.

„Wir sind nicht Herr der Verhältnisse und deshalb auch nicht verantwortlich für die Schritte, zu denen sie uns nöthigen . . . ."

„Nein, fassen wir den Satz richtig", unterbrach hier Graf Delfino die etwas casuistische Logik der Dame. „Allerdings sind wir nicht Herr der Ereignisse, aber stets unserer eigenen Person und der sie leitenden Grundsätze."

„Es gibt doch eine zwingende Nothwendigkeit", bemerkte Signora Desirée.

„Welche uns niemals der geistigen Freiheit berauben darf", entgegnete Graf Delfino. „Aber wo hinaus zielt diese Einleitung?" fügte er hinzu.

„Versprechen Sie mir, unter keiner Bedingung Ihre kostbare Freundschaft zu entziehen, Leonardo! Diese ist das einzige Gut meines Lebens", bat Signora Desirée schmeichelnd.

„Konnten dreißig Jahre der Treue Sie über diesen Punkt noch nicht hinreichend beruhigen?" versetzte der alte Herr.

„Leonardo, ich bin leider durch die Umstände genöthigt, etwas zu thun, was Ihnen unangenehm ist", fuhr die Dame zögernd fort.

„Zur Sache, Desirée!" sagte Delfino.

„Polissena wird Baron Breitberg heirathen!" erklärte endlich die besorgte Mutter.

„Den Austriaco!“ rief der Graf bitter.

„Es ist eine gute Parthie für das Mädchen, hier bietet sich keine Aussicht. Seit fünf Jahren besucht Polissena die Welt, die hiesige Jugend huldigt ihr, aber ernsthafte Absichten bezeugt Keiner“, versetzte die kluge Frau.

„Sie haben recht, Desirée; übrigens steht es Ihnen ja frei, Ihre Tochter zu geben, wem Sie wollen“, erwiederte der alte Herr.

Indessen lag merkliche Kälte in dem Tone, womit diese versöhnlich und ruhig klingenden Worte ausgesprochen wurden.

„So sei es, Leonardo! das Opfer Ihrer Freundschaft bringe ich nicht! Die Mutter betraf ein elendes Loos, geschehe Gleiches der Tochter! Heute noch weise ich den Husaren zurück“, sagte Signora Desirée entschlossen. Sie sprang in großer Bewegung empor, ungestüm wogte ihr Busen.

„Ich war ein Thor, vergeben Sie“, versetzte Graf Delfino. „Hatten wir nicht einen ähnlichen Streit vor drei und zwanzig Jahren, als Sie Rath Fränkel heiratheten?“

„Es war damals nothwendig“, lispelte die Dame, die sich als Siegerin erblickte.

„Ja! und so widerwärtig mir der Gedanke erschien, litt darum unsere Freundschaft nicht. Allmählig gewöhnte ich mich an das Gesicht Ihres Mannes“, erwiederte Graf Delfino gelassen.

„Also „La Stella“ will durchaus den deutschen Bären! Liebt sie ihn?“ fragte er.

„Nein, Leonardo, sie liebte noch niemals, ich machte sie von früher Jugend an auf die Gefahren dieses

Gefühles für unser Geschlecht aufmerksam, und es gelang mir, jeden Funken im Keime zu ersticken", entgegnete Signora Desirée!

„Glauben Sie, Polissena damit einen Dienst erwiesen zu haben?" bemerkte der Patrizier.

„Ich denke so!" versetzte die Frau des Rathes Fränkel.

„So wäre denn die Sache abgemacht; Sie geben Ihre Einwilligung zu der Vermählung, und zwischen uns bleibt alles beim Alten", fügte sie hinzu, ihre etwas grellen Augen mit zärtlichem Blicke auf die markirten Züge des alten Herrn richtend.

„So sei es, Desirée! nächste Woche ist Polissena's Geburtstag, und da essen Sie, wie gewöhnlich, bei mir, nur ersparen Sie mir den Bräutigam, den Anblick der österreichischen Uniform kann ich nicht ertragen", sagte Graf Delfino.

„Auf Wiedersehen, Leonardo!" versetzte Signora Desirée mit coquettem Lächeln. „Sie sind mir jetzt, da ich bei Ihnen war, einen Besuch schuldig"; hierauf brachte sie ihre Wange dem Munde des Patriziers sehr nahe.

Dieser drückte auch der Versöhnung das übliche Siegel auf, geleitete die Dame bis an die Thüre und öffnete, sobald er sich allein befand, das erhaltene Billet. Es kam von Gräfin Bianchini und enthielt die Bitte, sie recht bald zu besuchen. Zur Wiederaufnahme seiner akademischen Rede fehlte ohnehin, dem durch Signora Desirée's Mittheilungen etwas Aufgeregten, die Lust, daher folgte er der Einladung sogleich.

„Ich danke Ihnen für Ihre rasche Gewährung meiner Bitte!" rief Gräfin Bianchini dem Eintretenden entgegen.

„Zu meinen alten Sorgen gesellten sich neue, und da möchte ich Sie gerne über Einiges befragen."

„Wenn ich dienen kann, Contessa, dann zweifeln Sie niemals an meiner Bereitwilligkeit", erwiederte Graf Delfino, sich über die Hand der Dame beugend.

„Sie kennen eine Familie Fränkel, mit einer hübschen Tochter, welche man „La Stella" nennt?" begann Marchio's Mutter.

„Ja, Contessa!" antwortete der Patrizier.

„Existirt außer diesem Mädchen noch eine zweite erwachsene Tochter?" fuhr die alte Dame in ihrer Forschung fort.

„Rath Fränkel hatte wohl noch eine Tochter erster Ehe", entgegnete Delfino, sich besinnend, „aber diese ging vor ein paar Jahren mit einem Liebhaber durch, seitdem ist aller Verkehr zwischen ihr und der Familie abgebrochen."

„Helfen Sie mir suchen, Delfino! Bei Baronessa Nerheim befindet sich eine Gesellschafterin, welche Alba Fränkel heißt! Könnte sie und die älteste Tochter des Rathes nicht identisch sein?" bemerkte die Gräfin.

„Allerdings, der Name stimmt, aber in ein anständiges Haus wird kaum Jemand ohne Erkundigung und Empfehlung aufgenommen, und wer sollte letztere dieser Person gegeben haben!" erwiederte der alte Herr.

„Das weiß ich nicht! genug, daß die Gesellschafterin Marchio zu umgarnen sucht; darum liegt mir so viel daran, die Geschichte ihrer Vergangenheit zu erfahren, um vielleicht meinem Sohne noch die Augen zu öffnen", sagte die Dame seufzend.

„Also deshalb das Interesse! Beruhigen Sie sich, Contessa, Marchio nimmt die Sache gewiß nicht ernsthaft, es läuft auf eine kleine Liebschaft hinaus, welche sie am Besten ignoriren. Widersprüche schüren das Feuer", versetzte der Graf lächelnd.

„Meine letzte Lebenshoffnung ist auf Marchio gesetzt, darum bin ich auch so ungewöhnlich zaghaft bei Allem, was ihn betrifft, und jene Person scheint mir sehr schlau", entgegnete Gräfin Bianchini traurig.

„Da kömmt mir eine dunkle Erinnerung!" rief Delfino plötzlich. „Natürlich interessirte mich diese Alba Fränkel, denn so hieß auch die älteste Tochter des Rathes, keineswegs, und so gab ich wenig Acht auf dasjenige, was bei Gelegenheit ihrer Flucht gesprochen wurde. Vielleicht lasen Sie in der Gazzette Veneziana die Schilderung des vorgestern in Carampan stattgehabten Straßenkampfes, Contessa? Durch jene Erzählung wurde ich an diese längst vergessene Alba wieder gemahnt. Aldo, der Enkel der berüchtigten Martha, war, glaube ich, der Nämliche, mit dem sie damals entfloh!"

„Ich hoffe, diese Entdeckung wird hinreichen, um Marchio von seiner Verblendung zu heilen", sagte Gräfin Bianchini.

„Gewiß in dem Sinne, wie Sie die Sache befürchten, wird nachher nicht mehr daran zu denken sein; aber erlauben Sie mir den Rath, nicht mit unbestimmten Anklagen, sondern mit klaren Beweisen vor Ihren Sohn zu treten. Das Material dazu schaffe ich herbei", bemerkte der Patrizier.

„Tausend Dank, Delfino! Jedoch, ich höre Schritte,

es kann nur Marchio sein, schweigen wir jetzt von dieser fatalen Geschichte", versetzte die alte Dame.

Wirklich stürmte in demselben Moment der hübsche Junge in das Zimmer seiner Mutter; nachdem er den Patrizier begrüßt hatte, sank er athemlos auf einen Sitz.

„Weißt Du, was mir begegnete, Maman!" rief er, sobald er sich ein wenig erholte. „Ich wollte Deinem Wunsche gemäß Baronessa Nerheim besuchen, aber fand das Nest leer. Beide fort, die Wittwe und die Gesellschafterin, indessen nicht miteinander, die Baronessa reiste ohne Alba auf der Eisenbahn nach Verona. Folglich vermuthe ich, daß Letztere noch hier in Venedig sein muß."

„Nun, mit der Abreise der Dame ist die Sache beendet", bemerkte Gräfin Bianchini, und ein leichtes Roth färbte dabei ihre Wangen.

„Für mich durchaus nicht, Maman! ich bedarf die Erklärung jener seltsamen Limonadescene, und eine solche kann mir nur die Gesellschafterin geben, daher ich dieselbe aufzusuchen genöthigt bin", versetzte der leichtsinnige, junge Mann mit großer Lebhaftigkeit.

„Marchio, thue mir den Gefallen und lasse die Geschichte ruhen", bat die alte Dame.

„Jetzt habe ich es!" rief Bianchini, die letzten Worte seiner Mutter vollständig überhörend; „von Abbate Rossi kann ich erfahren, wo sich Alba aufhält, jener recommandirte sie Baronessa Nerheim!"

Damit sprang Marchio auf, ergriff seinen Hut und stürmte fort.

„Was sagen Sie dazu, Delfino?" fragte die alte Gräfin seufzend.

„Muth, meine Freundin! rechnen Sie auf meinen Beistand", erwiederte der Patrizier tröstend. „Das uns fehlende Glied der Kette, um von Alba's erster Verwirrung bis zu ihren gegenwärtigen Verhältnissen zu gelangen, besitzen wir jetzt. Ihr Sohn selbst verrieth uns den Namen des Mannes, bei dem wir Erkundigungen einziehen können. So werde ich mich an die Stiefmutter wenden, an Rossi, und nöthigenfalls sogar mit der Hexe conferiren. Das Resultat meiner Nachforschungen sollen Sie in Bälde erfahren, Contessa."

Mit diesen Worten verabschiedete sich der Patrizier von der Dame.

Marchio Bianchini lief mehr, als er ging, seine Neugierde war erregt, sein Interesse wach geworden, was ihm selten genug begegnete in seinem thatenlosen Leben. Zum ersten Male sah sich der junge Mann als den Mittelpunkt einer Intrigue, und dieses schmeichelte seiner Eitelkeit.

Plötzlich, auf dem Markusplatz, hielt der Graf seine Schritte an, durch den Uhrenthurm nahte eine schlanke, wohlbekannte Gestalt in schwarzer Seide gekleidet. Alba gewahrte Bianchini und floh vor der Begegnung in das offene Thor von San Marco.

War es Zufall oder Absicht, daß sie die einsame Capelle der Madonna della Scarpa wählte? Dort lag sie hingegossen, tief versunken in Gedanken oder Gebet. Nicht ein einziges Mal wandte sie den Kopf, um nach dem jungen Mann zu sehen, der unbeweglich an einer Säule lehnte, und dessen laute Athemzüge in der allgemeinen Stille bis zu ihrem Ohr drangen.

Stürmische Gedanken jagten sich in Marchio, nur der Ort, an dem er sich befand, hielt ihn zurück; aber

eben durch die seiner Natur ganz ungewohnte Selbstbeherrschung dämmte sich das Feuer gewaltig nach Innen. Mit Augen, die fast aus ihren Höhlen traten, starrte er auf Alba's Gestalt, die ihm niemals noch so ebenmäßig, so rein in ihrer Form gedünkt.

Mit einem Male neigte sich der Oberkörper der Knienden nach vornen, als bedürfe er einer Stütze, ein leidenschaftlicher Ausbruch von Seufzern und Thränen folgte auf die Ruhe von vorhin, der Körper erbebte unter der mächtigen Bewegung.

Nun hielt sich Marchio nicht länger, leise trat er an ihre Seite.

„Alba, vertrauen Sie mir Ihren Kummer", flüsterte der Graf zärtlich.

Sie schrak zusammen.

„So bin ich also selbst hier nicht mehr sicher vor Ihrer Verfolgung, Conte Bianchini!" sagte sie im Tone der Verzweiflung. „Wo soll ich Schutz suchen vor einer Leidenschaft, die mich überwältigt, vor dem Wahnsinn, der mir droht!"

„Wie, Alba, ich wäre Ihnen nicht gleichgültig!" rief Marchio entzückt.

„Was sprach ich! in Ihrer Nähe bin ich meiner Sinne nicht mehr mächtig! Vergessen Sie mich und überlassen Sie mich meinem dunkeln Geschicke!" stieß sie anscheinend mühsam heraus.

„Nicht doch! niemals mehr nach dem süßen Geständniß!" entgegnete Bianchini, und schlang berauscht seinen Arm um Alba.

Sie riß sich kräftig los und floh dahin, wie ein abgedrückter Pfeil. Marchio stürzte ihr durch die enge

Merceria nach, wobei er an viele Personen anrannte. Alba behielt immer einige Schritte Vorsprung, so erreichte sie auch das Haus am Ecke der Calle delle Ballotte und riß krampfhaft an der Glocke.

„Hülfe! Schutz! Onkel", stieß sie keuchend hervor, als Rossi's häßliches Gesicht oben am Fenster erschien.

„Conte Bianchini, heben Sie sich von meiner Schwelle!" rief der Abbate hinab. „Es thut mir leid, Ihnen so begegnen zu müssen, aber Ihr Betragen zwingt mich dazu", fügte der höfliche Venetianer bei.

„Abbate, ich liebe Alba, sie gesteht mir, meine Gefühle zu theilen und flieht mich dennoch hartnäckig. Lassen Sie mich ein!" flehte der junge Mann, welcher der erhaltenen Aufforderung ungeachtet auf seinem Posten ausharrte, als Rossi die Thüre öffnete.

„Ah so! Sie sind verrückt, Conte, oder verliebt, was wie man behauptet, die gleiche Wirkung hervorbringt", versetzte der alte Gelehrte. „Verzeihung, ich thue, was ich als Schützer dieser Dame thun muß."

Marchio befand sich dem verschlossenen Hausthore gegenüber und hörte von Innen noch einen gewaltigen Riegel klirren.

„Sie wird wahnsinnig aus Liebe zu mir! das that bis jetzt doch noch Keine!" wiederholte sich Marchio in Gedanken, als er langsam den Weg zurücknahm, den er so stürmisch gekommen.

„Was bedeutet der sonderbare Auftritt von vorhin, mein Kind?" fragte Abbate Rossi sanft, während er vor Alba stand, die schluchzend in einem Lehnstuhl lag.

„Warum ließen Sie mich nicht in jener schrecklichen

Nacht zu Grunde gehen? Sie hätten mir viel Leid erspart!" stammelte die Weinende.

„Sie sprechen unsinnige und frevelhafte Worte, Alba", bemerkte Rossi tadelnd.

„Nun denn, so vernehmen Sie mein Geständniß, Onkel! ich liebe Marchio bis zur Raserei", lispelte die ehemalige Gesellschafterin.

Den alten Mann durchzuckte ein sonderbares Gefühl, als das leidenschaftlich erregte Weib in seinen Armen lag. Den Kopf an Rossi's Brust gelehnt, hatte Alba die letzten Worte geflüstert.

„Aber was gedenken Sie zu beginnen, mein Kind?" versetzte endlich der Abbate.

„Verschaffen Sie mir die Erlaubniß zu einer heimlichen Trauung!" erwiederte Baronin Nerheim's gewesene Gesellschafterin entschlossen.

„Alba, was fordern Sie von mir!" rief Rossi erschrocken. „Es war immer mein Grundsatz, mich von Anderer Angelegenheiten fern zu halten; nun soll ich den Zorn einer unserer ersten Familien auf mich laden, indem ich einem jungen Narren zu unpassender Verbindung helfe!"

„Urtheilt der Philosoph, wie der große Haufe! sieht auch er auf die zufälligen Unterschiede der Geburt", entgegnete die Schlaue fast spöttisch. „Fassen Sie Muth, Abbate, die hochmüthige Gräfin Bianchini ist weniger aristokratisch, wie Sie. Sollte ja doch Conte Marchio auf der Mutter Wunsch sich mit der verwittweten Baronin Nerheim vermählen, der Tochter eines Wiener Juden!"

„Ich bin ganz verwirrt, Alba; sie treten immer gleich einem Sturmwind in mein ruhiges Leben, geben

Sie mir Zeit, mich zu besinnen", bemerkte der alte Gelehrte. „Wie kam es, daß sie so überraschend schnell Ihren Platz verließen?" fragte er nach einer Weile. „Freilich spricht das ausgezeichnete Zeugniß ihrer Dame und der Gehalt, den man Ihnen für ein Jahr vorausbezahlte, für ihr Wohlverhalten", fügte Rossi nachdenklich hinzu.

„Sie sollen jede gewünschte Erklärung erhalten, aber vorher gestatten Sie mir, Ihnen mitzutheilen, was ich auf dem Herzen trage", sagte Alba mit gepreßter Stimme. „Onkel!" fuhr sie mit steigendem Affekte fort, „bei Ihren Grundsätzen, Ihrer Philosophie, Ihrer Religion, beschwöre ich Sie, retten Sie mich! Als Bianchini's Gattin vermag ich tugendhaft zu werden, ohne diese Schutzmauer falle ich dem Laster anheim, dem bereits eine Jugendthorheit und meine drückenden Familienverhältnisse mich nahe brachten. Also von Ihnen hängt meine Zukunft ab, Sie wissen, daß es schwer, fast unmöglich ist, sich zu erheben, nachdem einmal die thörichten Menschen uns gerichtet haben. Mir bietet sich jetzt diese seltene Gelegenheit. Reichen Sie mir den Rettungsstab, oder stoßen Sie mich in den Abgrund!"

„Alba, Sie wälzen eine schwere Verantwortung auf mein Haupt; ich bedarf der Sammlung und Ueberlegung, bevor ich einen Entschluß fasse", erwiederte Abbate Rossi, „lassen Sie mich jetzt allein."

Einige Stunden später trafen sich die Zwei beim Mahle wieder, doch berührten sie den Gegenstand der stattgehabten Unterredung mit keiner Sylbe. Wäre der alte Mann argwöhnisch gewesen, so müßte ihm ohne Zweifel die Art und Weise aufgefallen sein, in welcher Alba sowohl den Speisen, als dem Miranowein zusprach. Die

Komödie des Morgens hatte der Exgesellschafterin einen tüchtigen Appetit verursacht. Der Abbate hingegen zeigte sich zerstreut und genoß wenig. Der glatte See seines Innern war getrübt, Rossi empfand die Wirkung eines unerquicklichen, geistigen Kampfes.

Acht Tage nach Frau von Nerheim's Abreise von Venedig schlenderte Graf Bianchini durch die Merceria, die Gasflammen brannten bereits und beleuchteten die hübschen Auslagen in den Läden. Wie gewöhnlich wogte in den engen Gassen eine Menschenmenge auf und nieder. Rialto und San Marco sind die zwei Pole des venetianischen Lebens, Geschäfte werden am ersten Platze abgethan, das Vergnügen hat seinen Sitz am zweiten aufgeschlagen. Zufällig befand sich das Haus, welches Abbate Rossi und sein Gast Alba bewohnten, in der Mitte zwischen jenen beiden Endpunkten. Daher streifte Marchio fortwährend in deren Nähe umher.

Seit dem Zusammentreffen in der Markuskirche war es ihm nicht mehr gelungen, Alba zu sprechen. Zuweilen hatte er eine Gestalt auftauchen sehen, welche der ihrigen glich, indessen, bevor er vermochte, die Menge zu theilen, war sie stets verschwunden. Oder er langte athemlos auf dem Ponte de' Barretteri an, um zu beobachten, wie sich die Thüre des Eckhauses hinter der Eintretenden schloß.

Diese Hindernisse steigerten Marchio's Capriccio zu einer wahren Wuth. Was er eigentlich wollte, davon entwarf er sich ein klares Bild. Alba besitzen, unter irgend einer Form! Wäre sie fortgefahren, ihm Gleichgiltigkeit zu bezeigen, so hätten höchst wahrscheinlich Eitelkeit, Leichtsinn und die natürliche Indolenz seines Charakters ihm rasch über das beginnende Interesse geholfen.

Seit jener Limonadescene war jedoch das Betragen der ehemaligen Gesellschafterin verändert, und damit erklärte sich zugleich auf die allerschmeichelhafteste Weise ihr früheres abstoßendes Wesen. Einer Frau halber, die bekannte, aus Liebe zu ihm rasend zu werden, konnte wohl Marchio einige Male des Tages die Merceria auf und ab gehen.

In Gedanken mit dem Gegenstande seiner gegenwärtigen Passion beschäftigt, achtete der junge Mann nicht genau darauf, sich rechts des Weges zu halten, was bei der Frequenz dieser Gäßchen höchst nothwendig ist. Deshalb er auch an die ihm Entgegenkommenden häufig anrannte, dabei manchen Stoß und manches Scheltwort erhielt.

Ein dicker, blonder Herr bog eben um die Ecke von San Julian und empfing Marchio mit solcher Gewalt in seinen Armen, daß Beide nahe daran waren, zu Boden zu stürzen.

Mit kurzem „scusi!“ wollte Bianchini seine Straße fortsetzen, aber der Dicke hielt ihn fest.

„Sage mir, Marchio! bist Du toll geworden?“ redete dieser den hübschen Jungen an.

„Ah, Du bist es, Belmonte! jetzt erst erkenne ich Dich“, erwiederte der Graf.

„Eigentlich muß ich mich über den Zufall freuen, daß Du mich beinahe niederwarfst, außerdem bekomme ich von Dir nichts zu sehen“, versetzte der Herzog.

„Du bist ein junger Ehemann und ich will nicht stören“, bemerkte Marchio.

„Spotte nicht, Bianchini! Du weißt, daß nur die äußerste Nothwendigkeit mich zu dieser Heirath trieb“,

entgegnete Belmonte. „Seit die Herzogin den Palazzo Rezzonico bewohnt, fliehe ich denselben. Sie kann noch immer nicht Italienisch und will es auch nicht lernen, ich liebe das französisch Sprechen nicht, deshalb reden wir so wenig als möglich zusammen. Ich will Dir einen freundschaftlichen Rath geben, Bianchini, heirathe gar nicht und in keinem Fall eine Frau, die Dir Langeweile verursacht."

„Davor bewahre mich der Himmel, obwohl mir Maman ein ähnliches Geschick zudachte", versetzte der leichtsinnige Marchio. „Aber jetzt lebe wohl, Belmonte!"

„Sicher läufst Du einem Mädchen nach", bemerkte der Herzog.

„Ja und Nein, ich belagere das Haus meiner Geliebten", entgegnete Graf Bianchini.

„Laß es gut sein für heute und komme mit mir, ich fordere es als Freundschaftsdienst! Ohne Widerspruch!" Der Herzog schob seinen Arm in den des Vetters.

„Ich habe Dir Bekenntnisse abzulegen, und wir müssen dazu einen ruhigen Ort aufsuchen", fuhr Belmonte fort. „Auch ich bin verliebt!"

„Kaum über die Flitterwochen hinaus! Erzschelm!" sagte Marchio.

„Ja! daran ist die Herzogin schuld; seit ich ihr fades, breites, blondes Gesicht, mit den platten Zügen, täglich unter den Augen habe, fange ich an, zu vergleichen. Ich lernte jetzt erst durch den Gegensatz die Vorzüge unseres Nationaltypus so recht schätzen. Jene köstliche, lichtgelbe Tinta calda mit ihrer wunderbaren Incarnation bei dem leichtesten Affekt. Der feine, griechische Schnitt des Gesichtes, die dunkeln Haare und Augen,

welche mit den korallenrothen Lippen der Physiognomie Farbe geben. Unsere alten Meister waren Dummköpfe, daß sie niemals echte venetianer Schönheit malten", versetzte der Herzog von Belmonte.

„Du wirst ja vollkommen begeistert! wo findet sich das Original, das einen Titian, oder Paul Veronese noch berühmter gemacht haben würde, als es ihre rundwangigen, blonden Schönheiten thaten? Die an Rubens Flamänderinnen erinnern", fragte Marchio lächelnd.

Die beiden jungen Leute traten in den finstern Durchgang hinter den alten Procuratien, und Belmonte führte den Grafen in den Capello nero hinauf, wo er Essen bestellte. Der hübsche Marchio sah sich lachend in dem kleinen, schmutzigen Restaurant um.

„Dein Speisesaal im Palazzo Rezzonico wäre mir lieber, Belmonte", bemerkte er.

„Ja, aber Du vergißt, daß dort meine Frau den Vorsitz führt", entgegnete der Herzog.

„Allerdings! Du bist mir noch den Namen jener fabelhaften Schönen schuldig, welche Dich zur ersten Untreue verleitet", sagte Bianchini. „Kenne ich dieselbe?

„Freilich, ganz Venedig kennt sie!" versetzte Belmonte.

„La Stella!" rief Marchio.

„Recht gerathen", erwiederte der Herzog.

„Liebt Dich „La Stella" wieder?" fragte der Graf etwas ungläubig.

„Nein, eigentlich nicht, das Mädchen ist kalt, wie ein Fisch, aber bietet dennoch eine schwache Seite, bei welcher ich dasselbe zu attaquiren gedenke", antwortete Belmonte.

„Da bin ich begierig, Deinen Angriffsplan zu erfahren", versetzte Bianchini.

„Die schwache Seite von „La Stella" ist deren Mutter", bemerkte der Herzog; „man behauptet, Signora Fränkel sei Geschenken durchaus nicht unzugänglich. Es ist auch klar, daß sie noch Nebenquellen besitzen muß, um zu leben, wie sie es thut. Die Besoldung ihres Mannes reicht gerade hin, die Loge in der Fenice zu bestreiten."

„Conte Delfino ist der Hausfreund", sagte Marchio Bianchini.

„Ja, aber dieser alte Herr ist ungeachtet seines Reichthumes sparsam und geordnet in seinen Ausgaben; ich bin überzeugt, daß er nicht zuviel thut", erwiederte Belmonte.

„Bisher traf das Mädchen noch kein Verdacht", bemerkte der Graf.

„Die Alte ist schlau", versetzte der Herzog, „sie weiß auch immer noch für sich selbst eine gewisse Stellung zu behaupten."

„Mir gefällt die Sache nicht, Belmonte!" sagte Marchio.

„Das muß man sagen, Du hast das Recht, den Moralisten zu spielen!" rief der Herzog ungeduldig.

„Streiten wir nicht darüber, ich bin weder Dein Mentor, noch „La Stella's" Beschützer", entgegnete Bianchini gleichgültig.

„Spielen wir lieber", versetzte Belmonte, rief nach Karten und schob die Gläser zurück.

Der Herzog war zerstreut und spielte unglücklich.

Im Verlauf von einigen Stunden verlor er zweihundert Napoleon an seinen Vetter.

Der hübsche Marchio hatte viel Wein getrunken und viel Geld gewonnen, demgemäß befand er sich in freudig aufgeregter, unternehmender Stimmung. Er schlenderte wieder dem Ponte de' Barretteri zu. Das kleine, von Abbate Rossi bewohnte Haus lag im Schatten, in der Calle seitwärts der Brücke, deren Eck es bildete, regte sich kein Mensch, Marchio lehnte sich an die Mauer gegenüber und sang eine bekannte Melodie. Leise öffnete sich ein Fenster des zweiten Stockes, eine weiße Gestalt erschien an demselben.

„Leben Sie wohl, Conte, ich reise morgen!" rief Alba hinab.

„Nicht ohne mich werden Sie Venedig verlassen, carà! aber sperren Sie mir die Thüre auf, sonst stürme ich das Haus, auf die Gefahr hin die ganze Nachbarschaft in Aufruhr zu bringen", entgegnete Bianchini feurig.

„Unter der Bedingung, daß Sie sich bei mir ebenso betragen, wie Sie es thun würden, wenn Sie sich allein mit Baronessa Nerheim befänden", sagte die Exgesellschafterin der Wittwe.

„So sei es! ich gebe mein Ehrenwort darauf", erwiederte der Graf.

„Nun denn, aber vorsichtig! ich muß den Schlüssel vom Nachttisch des Abbate stehlen!" rief die Stimme von oben, und das Fenster schloß sich.

Wenige Minuten später trat Marchio in den dunkeln Raum der Hausflur.

„Himmlisches Wesen!“ rief er, nach Alba tastend

„Conte Bianchini! gedenken Sie Ihres Versprechens! nur unter dieser Bedingung gewährte ich Ihnen die erste und auch zugleich letzte Zusammenkunft, denn morgen scheide ich unwiderruflich aus Venedig“, versetzte die Exgesellschafterin kalt.

Hierauf schritt sie ruhig ihrem erhitzten Liebhaber voraus.

„Jetzt mäßigen Sie Ihre Stimme“, sagte Alba, oben angekommen, „wir sind am Ziele; zwar trennen uns drei Thüren von dem Abbate, aber dennoch kann Vorsicht nicht schaden.“

„Erklären Sie mir, carà, warum Sie Venedig in eben dem Augenblicke verlassen wollen, wo ich mich der Hoffnung hingab, glücklich zu werden?“ fragte Graf Bianchini zärtlich.

„Ich fliehe, Conte Marchio, weil ich mich selbst nicht länger zu beherrschen vermag und mein Glück unmöglich ist! Rossi verschaffte mir die Stelle einer Gesellschafterin in Mailand, so bin ich weit weg von dem Manne, den ich die Schwachheit habe, leidenschaftlich zu lieben, ohne jemals hoffen zu können, ihm anzugehören“, versetzte die Schlaue.

„Im Gegentheil, Alba, jener Mann liebt Sie eben so zärtlich und begehrt nichts sehnlicher, als Ihren Besitz“, erwiederte Marchio stürmisch.

„Sie vergessen, Conte, daß eine Heirath zwischen uns unmöglich ist“, bemerkte die ehemalige Gesellschafterin.

„Unmöglich ist sie nicht! Allerdings wird dieselbe Maman betrüben, außerdem weiß ich kein Hinderniß“, entgegnete der leichtsinnige Bianchini.

„Wie, Marchio, Sie hätten die Großmuth zu übersehen, welche Kluft das arme Mädchen genöthigt, seinen Unterhalt unter Fremden zu verdienen, von Conte Bianchini trennt!“ rief Alba mit verstellter Ueberraschung.

Gleichsam hingerissen von ihren Gefühlen, hauchte sie einen heißen Kuß auf die Hand des jungen Mannes. Die Liebkosung durchzuckte diesen elektrisch.

„Wecken wir Abbate Rossi, er muß uns einen Ausweg zeigen, denn an Einwilligung meiner Familie ist nicht zu denken“, sagte Bianchini entschlossen.

„Nein, ich nehme das Opfer nicht an!“ versetzte Alba, „Sie sollen meinethalben sich nicht mit Ihrer Familie entzweien; besser, ich allein bin unglücklich“, versetzte die Ergesellschafterin.

„Kind, sei vernünftig, ich liebe Dich! und Belmonte erklärte mir erst heute, es sei fürchterlich, mit einer langweiligen Frau verheirathet zu sein; so würde ich wahrscheinlich jede von Maman erwählte Braut finden. Sei also ruhig! Es wird einige Thränen, Schmollen, Vorwürfe von Maman kosten, dann gibt sie nach, wenn sie einsieht, daß an der Sache nichts mehr zu ändern ist. Gegen mich war sie immer weich, obwohl sie außerdem einen eisernen Kopf besitzt“, erwiederte Graf Bianchini.

„Aber jetzt fordere ich einen Kuß!“ fügte er hinzu.

„Sachte, Marchio!“ entgegnete das Mädchen, sich der ersten, berauschenden Umarmung entziehend. „Ich fürchte mich jetzt, mit Ihnen allein zu bleiben, wecken wir den Abbate!“

Der alte Gelehrte fuhr erschreckt aus dem Schlaf empor; er starrte mit so komischer Verwirrung das Paar

vor seinem Bette an, daß der leichtsinnige Junge lachte, bis ihm die Thränen in die Augen traten.

„Caro Abbate! wir sind keine Gespenster, sondern Wesen mit sehr heißem Blute, die sich gegenseitig lieben, Sie sollen uns zusammenhelfen“, redete er Rossi an, nachdem er sich einigermaßen von seinem Heiterkeitsanfall erholte.

„Begeben Sie sich in ein Nebenzimmer, Conte Marchio, bis ich mich ankleidete“, versetzte der alte Mann mit seinem allergrimmigsten Gesichte.

Alba zog ihren Geliebten mit sich fort in die nächste Stube, nach wenigen Minuten folgte ihnen Abbate Rossi dahin, der mittlerweile an der Nachtlampe eine Kerze angezündet hatte.

„Ich bin froh, Ihre Erziehung nur begonnen, nicht vollendet zu haben, Conte Marchio“, bemerkte der alte Gelehrte in strengem Tone.

„Sie mißbrauchten meine Gastfreundschaft auf die unwürdigste Weise, Alba“, wandte er sich zürnend an die Ergesellschafterin. „Ich verstehe den ganzen Plan“, fuhr Rossi fort, „man will mir moralischen Zwang anlegen und mich zu einer Handlung treiben, die meinen Grundsätzen zuwiderläuft. Indessen gedenke ich, nur der Stimme meines Gewissens zu folgen. Diese nächtliche Zusammenkunft ......“

„Leider von der unschuldigsten Art, Abbate!“ unterbrach Bianchini den alten Gelehrten.

„Schweigen Sie, Conte Marchio“, entgegnete Rossi ernst. „Morgen werden Sie meinen Entschluß erfahren und jetzt folgen Sie mir sogleich. Sie, Alba, ziehen sich

in Ihr Zimmer zurück, ich bin heute nicht ruhig genug, um mit Ihnen zu sprechen."

Das junge Paar machte hinter dem Rücken des Abbate eine spöttische Grimasse, befolgte jedoch seine Befehle.

Rossi achtete nicht auf Marchio Bianchini's Geplauder die Treppe hinab, sondern drehte den Schlüssel mehrmals im Schlosse und schob einen starken Riegel vor, nachdem er den Grafen hinausgelassen.

Zurückgekehrt in seine Zimmer, hielt der alte Mann unwillkürlich vor seinem Lieblingsbilde Kleopatra und dachte wieder, den Kunstschatz mit stillem Entzücken betrachtend, um wieviel die gemalten Frauen doch besser seien, als die wirklichen! Auf keinen Fall, das gelobte er sich in dieser Stunde, wenn er wieder eine Verlassene, Obdachlose auf der Straße finden sollte, wollte er dieselbe mehr in sein Haus aufnehmen. Die Eine hatte genug Verwirrung unter sein friedliches Dach gebracht!

Währenddem verneigte sich Alba vor ihrem Spiegelbilde. „Gräfin Bianchini, ich gratulire", rief sie demselben zu, „der Sieg ist mein!" Dann zogen Erinnerungen vergangener Tage an ihrem Geiste vorüber und dienten, durch ihre düstere Färbung, der heitern Gegenwart zur Folie.

Ein wildes Entzücken tobte in der Brust dieser Frau, sie erblickte sich am Ziele.

IX.

Graf Delfino stattete seinen versprochenen Bericht ab. Er war keine besorgte Mutter, daher hatte er sich gemächlich eine Woche Zeit gelassen, die nöthigen Notizen zu sammeln. Uebrigens war dieses mit Umsicht und nicht in der nachläßigen Weise geschehen, wie man gewöhnlich die Angelegenheiten Dritter zu betreiben pflegt.

Die Sache interessirte den alten Herrn, sie erinnerte ihn an eine ähnliche Episode seines eigenen Lebens, wo ebenfalls eine besorgte, zärtliche Mutter ihn von einer Verbindung abhielt, durch welche er damals das Glück seiner Zukunft zu begründen wähnte. Während der Sohn die Vermählung hinausschob, bis es ihm gelingen sollte, der Mutter Widerstand zu besiegen, oder diese aufgehört haben würde, zu leben, trat jener Zwischenfall ein, Delfino des dem Mädchen gegebenen Wortes entbindend. Desirée's Gatte konnte und wollte er nun nicht mehr werden, indessen verblieb er ihr Freund.

So war der Patrizier mit dem Eifer der Sympathie, welche er für Gräfin Bianchini empfand, und mit der Gründlichkeit eines Mannes, der an Untersuchungen und Forschungen aller Art gewöhnt ist, an die Lösung der übernommenen Aufgabe geschritten. Kein Glied fehlte in der Kette, er kannte Alba's Leben von Kindheit an.

Dabei lernte Graf Delfino, der sich niemals um die nähern Familienverhältnisse des Hauses Fränkel bekümmert hatte, auch Dinge kennen, die keineswegs für die Liebenswürdigkeit von Signora Desirée's Charakter sprachen. Alba gegenüber war sie stets eine mißgünstige Stiefmutter

gewesen. Kein Strahl der Freude fiel jemals auf des Mädchens verwahrloste Jugend. Mehr in der Eigenschaft einer Dienerin, als einer Verwandten, lebte Alba unbeachtet. Sie durfte keinen Theil an den Unterhaltungen des Hauses nehmen; davon rührte der Umstand her, daß sie Niemand kannte.

In dem Laufe seiner Nachforschungen verfügte sich Graf Delfino auch zu Abbate Rossi. Beide Mitglieder der Akademie und eifrige Pfleger der heimischen Geschichtskunde kannten sich genau. Jedoch fand der Patrizier den Gelehrten auffallend verlegen, als die Sprache auf Alba kam. Entweder wußte er nur wenig, oder er mochte nichts verrathen. Der Gegenstand war Rossi peinlich, meinte Delfino wahrzunehmen. Jener versuchte stets wieder den Gang der Unterhaltung auf Themata zu lenken, die wohl unter andern Umständen den Grafen lebhaft interessirt haben würden, aber gegenwärtig dessen Aufmerksamkeit nicht von dem vorgesetzten Ziele ablenken konnten.

Signora Desirée hingegen ertheilte bereitwillig alle Aufschlüsse, welche sie zu geben im Stande war. Jedoch in gehässiger Weise für Alba, deren Liebschaft und Flucht mit einem Gondoliere sie als Culminationspunkt der Schande hinstellte. Dann versuchte auch die Stiefmutter boshaft Rossi's Theilnahme unreine Motive unterzubreiten. Delfino entfernte sich unzufrieden von dieser Frau, deren wahren Charakter er eigentlich, ungeachtet dreißigjährigen, Umganges nicht kannte. Gewöhnlich deckte gewandte Verstellungskunst vor seinen Augen die Fehler zu. Nur der überströmenden Leidenschaft gelang es, ein Eck des Schleiers zu lüften.

Indessen, die wahre Lösung des Knotens fand der Patrizier bei Martha. Es kostete ihn anfangs Mühe und einigen Zeitverlust, den Detentionsort der Hexe aufzufinden. Zugleich war ihr längst schon verfinsterter Geist durch die letzten Ereignisse so erbittert, daß sie im Beginne hartnäckig jede Mittheilung verweigerte. Durch geschickt angewandte Versprechungen und Drohungen vermochte endlich Graf Delfino das Siegel ihres Schweigens zu sprengen.

„War nicht diese Alba Fränkel die Geliebte Deines Enkels Aldo und stund in einiger Beziehung zu den Händeln, die mit dessen Tod endeten?“ hatte er gefragt, nachdem die Hexe sich etwas gefügiger zeigte.

Fast schien, es habe der Patrizier mit diesen Worten Feuer an eine Pulvertonne gelegt. Im Gesichte der Alten zuckte es convulsivisch, ihre Augäpfel verdrehten sich und Schaum trat vor ihre Lippen.

„Dies erfuhren Sie durch den Parron grande“, stammelte die Hexe.

„Nein, Martha“, entgegnete der Graf, während er mit psychologischem Interesse dies sonderbar verwilderte Stück Menschengeist beobachtete, „ich stehe in keiner Verbindung mit dem Teufel. Wenn ich auf außergewöhnlichem Wege Nachrichten erhielte, wäre es unnütz, hierherzukommen.“

„Vielleicht sendet Sie der Parron grande als Werkzeug meiner Befreiung; in den Nächten besucht er mich zuweilen und verspricht mir, mich aus dem Kerker zu holen“, sagte die Alte.

„Nicht als Abgesandter des Teufels, sondern in meinem eigenen Namen will ich Dir helfen, denn ich sehe

hier mehr Krankheit, als Schuld", erwiederte Graf Delfino, „und nun antworte mir!"

„Was haben Sie mit Alba vor? wollen Sie meine Mittheilungen zu deren Nutzen oder Schaden anwenden?" fragte Martha argwöhnisch.

Der Patrizier überlegte einen Moment; es widersprach seinem Charakter selbst hier, einer des Betrugs angeklagten Hexe gegenüber Ausflüchte oder Lügen zu gebrauchen.

„Ein junger Mann aus vornehmer Familie verliebte sich in das Mädchen, und die Verwandten wünschen zu verhindern, daß er die Sache bis zur Heirath treibe. Dem Verblendeten die Augen zu öffnen, darum forsche ich nach Alba's Vergangenheit", versetzte der alte Herr ruhig.

„Ha, die schlechte Dirne soll ihren Liebsten nicht bekommen!" rief Martha. „Sie war es, die dem Gondoliere Teo die Liebschaft von dessen Weib verrieth, weshalb er dann Aldo auflauerte und einen Messerstich versetzte, was die Polizei in mein Haus brachte. Die Dirne haßte Aldo, weil er sie mit einer Puppe sitzen ließ."

Fortgerissen von ihrer Wuth, erzählte die Hexe Bruchstücke aus Alba's Leben, welche Graf Delfino's Erwartungen weit übertrafen.

„Es scheint, daß ein ungebändigtes Temperament einer- und Mangel anderseits die Unglückliche auf die letzte Stufe sittlicher Entwürdigung trieben!" schloß der Patrizier seinen Bericht.

„Ich werde selbst mit Marchio sprechen, denn ich bin jetzt im Besitze von Details, die ihn von allen Heirathsplänen in Bezug auf Alba curiren müssen."

„Dank, caro Delfino! für Ihren Beistand, aber nehmen Sie die Sache nicht zu leicht“, entgegnete Gräfin Bianchini. „Wir erlangten nun zwar Waffen gegen diese Person, jedoch meines Sohnes Leichtsinn und Grundsatzlosigkeit sind gefährliche Bundesgenossen für ein schlaues Mädchen. Bevor nicht eine körperliche Trennung zwischen den Beiden stattfindet, beruhige ich mich nicht. Moralischer Einfluß allein reicht bei Marchio nicht weit!“

Graf Delfino betrachtete die unglückliche Mutter mit Theilnahme.

„Sie erstaunen, daß ich jetzt so klar sehe, was mir sonst meine blinde Vorliebe verbirgt. Aber in den Augenblicken der Gefahr raffe ich mich auf gegen meine eigene Schwäche“, bemerkte Gräfin Bianchini mit schmerzlichem Lächeln.

„Ich bewundere Sie“, erwiederte der alte Herr, ehrfurchtsvoll die Hand der Dame an seine Lippen ziehend.

Er schied nicht in der ihm eigenthümlichen, kühlen, freien Stimmung. Graf Delfino war Einer der Glücklichen unter den Menschen, die auf dem Hügel stehen. Hohe Geburt, Reichthum und glänzende, sorgfältig ausgebildete Geistesgaben hoben ihn über die Masse empor. Er hatte wenig mit dem Treiben und Ringen auf dem Markte des Lebens gemein. Mit einigen Blüthen von Liebe und Freundschaft würzte er sein philosophisches Dasein, im Uebrigen hielt er sich ferne vom Schwarme. Ohne Exaltation verfolgte er eine etwas idealistische Richtung, die Schwächen und tiefern Gebrechen der menschlichen Gesellschaft übersah er ziemlich, weil sie nicht bis an ihn hinanreichten, und vermochten seine plastische Ruhe zu stören. Wer ihm nahte, deckte seine Blößen zu.

Solche Naturen sind selbstverständlich nicht mißtrauisch. Ein schöner Zug im Charakter des Patriziers und die Folge logisch consequenten Denkens, waren Festigkeit und Treue. Als noch junger Mann hatte er Desirée Ricci geliebt. Nachdem der Umstand eintrat, der ihn veranlaßte, sie nicht zu heirathen, gefiel sie ihm darum nicht weniger. Er trennte sich nicht in einem Anfall kindischen Zornes von dem Gegenstande seiner Liebe. Auch glich er durchaus nicht einem thörichten Jungen, der nach dem Genuß sein Spielzeug ermüdet wegwirft oder zerbricht; sondern Gefühle und Neigungen erhielten sich bei dem Weisen frisch und wechselten den Gegenstand nicht, nur nahmen sie die natürlichen Modifikationen der Jahre an.

Es versteht sich von selbst, daß Signora Desirée sich alle Mühe gab, ihre Schattenseiten vor Leonardo Delfino zu verbergen, seine Individualität machte ihr dieses leicht. Heute zum ersten Male mischte sich etwas Widerwärtiges für ihn in das Bild der langjährigen Freundin. Unwillkürlich verglich er sie mit Gräfin Bianchini, und sie verlor dabei. Die Gehässigkeit, womit sie sich in Betreff ihrer Stieftochter äußerte, die leidenschaftliche Art, in der sie auf seine Fragen Alba's Fehltritt aufdeckte, nahmen bei der lebhaften Frau eine dem Geschmacke des Grafen zu drastische Färbung an.

Mitten unter diesen Reflexionen erinnerte sich Delfino, daß heute Polissena's Geburtstag sei und er folglich die Familie Fränkel bei Tisch haben solle. Diesen Umstand hatte er, beschäftigt mit Gräfin Bianchini's Angelegenheit, den Lauf der Woche durch vergessen. Daher richtete der Patrizier jetzt seine Schritte nach dem Markusplatze, um in einem dortigen Juwelierladen das

Geburtstagsgeschenk für das Mädchen zu kaufen. Von da begab er sich nach der Merceria di San Salvatori, in der Absicht, einen Jan Bellini zu besichtigen, den man ihm zum Verkauf angeboten.

Das Gewölbe, welches Graf Delfino nun betrat, war mit den mannichfaltigsten Gegenständen vollgepfropft, nur einigen Gemälden hatte man Raum gelassen, um in günstiger Beleuchtung zu hängen. Ein Mann mit scharfgebogener Nase und geringelten Haaren, welche seine Abkunft deutlich verriethen, der Eigenthümer dieses gemischten Geschäftes, verließ einen Kunden, mit dem er eben einen Handel abgeschlossen, und ging dem Neueintretenden entgegen. Es schien auch, als ob er die Aufmerksamkeit der Beiden von einander ablenken wollte, denn er führte den Grafen sogleich mit vielen Bücklingen vor das Bild. Uebrigens mißlang Ser Juan's Absicht, die zwei Herren erkannten und begrüßten sich.

„Kommen Sie ebenfalls, den Jan Bellini zu besehen, Belmonte", fragte Delfino.

„Nein, ich verkaufe im Gegentheil viel lieber Gemälde, als daß ich deren kaufe. Das Prachtstück meiner Gallerie, der kolossale Paul Veronese, geht künftige Woche nach England", antwortete der Herzog.

„Ein Kleinod, wie Venedig nicht drei mehr zählt!" rief Graf Delfino mit mehr als gewöhnlicher Wärme. „Ueberdies noch eine Familienreliquie für Sie, denn Paolo Cagliari malte das Bild im Auftrag ihrer Vorfahren, die historischen Personen desselben sind lauter Porträts aus Ihrem Hause!"

„Allerdings! jedoch ziehe ich achtzigtausend Gulden

einer alten Leinwand vor", entgegnete der Herzog von Belmonte gleichgültig.

„Doch, Sie sind Kunstkenner, Conte", fügte er hinzu, „ich bitte, sagen Sie mir, ob mich Ser Juan wieder ganz unchristlich behandelte, indem er mich zwanzig Napoleon für diesen Ring bezahlen ließ? Der Stein scheint mir schön geschnitten und die Brillanten der Einfassung sind nicht ohne Werth."

„Ser Juan selbst gab für diesen Ring wahrscheinlich nicht mehr, wie fünf Napoleon, jedoch ist er zwanzig werth", erwiederte der Patrizier. „Wenn Ihnen nicht besonders viel daran liegt, Belmonte, so ersuche ich Sie, mir denselben abzulassen. Es ist auch ein Familienstück, welches ich zwar nicht verkaufte, sondern verschenkte, und das dennoch seinen Weg in die Trödelbude fand."

„Mit Vergnügen, Delfino, ich bin Ihnen gerne gefällig", versetzte der Herzog. „Hören Sie es, Ser Juan, der Ring gehört dem Grafen, nicht mir!"

Der Herzog von Belmonte warf einen gleichgültigen Blick auf den Jan Bellini, grüßte und entfernte sich.

Der Graf kehrte ruhig zu der Beschauung des Kunstwerkes zurück.

„Ser Juan, es ist eine gute Copie", sagte der alte Herr, nachdem er eine Weile die Leinwand prüfte. „Wieviel fordern Sie dafür?"

„Eccellenza, ein Original, ein echter Jan Bellini! so wahr ich lebe!" betheuerte der Antiquar, „und kostet mich selbst hundert Napoleon."

„Nein, Ser Juan, mich täuschen Sie nicht, mit Solchen, welche die venetianer Schule weniger genau kennen, mag es Ihnen gelingen", bemerkte Delfino. „Die Copie

ist gut und alt, wahrscheinlich rührt sie von einem Schüler des Meisters her, nur fehlen einige kleine Eigenthümlichkeiten, welche Giovanni's Pinsel charakterisiren. Uebrigens erfüllt das Gemälde seinen Zweck vollkommen, indessen wäre es thöricht, für die Copie den Preis des Originals zu bezahlen. Ich bin bereit, dreißig Napoleon dafür zu geben."

„Eccellenza!" rief der Antiquitätenhändler kläglich.

„Nach Belieben, Ser Juan, ich handle niemals, wie Sie wissen", entgegnete der Patrizier.

„Nun, so sei es, Eccellenza, die Zeiten sind schlecht und von Ihnen bekomme ich wenigstens baar Geld zu sehen", versetzte der alte Wucherer. „Da ist Duca Belmonte auch immer bereit, zu kaufen, aber mit dem Bezahlen hat es seine Sache. Er steht in meinem Buche mit bedeutenden Summen, jetzt hoffe ich, mein Guthaben zu erhalten, weil er eine reiche Frau heirathete und seinen Paul Veronese losschlug", fuhr der Antiquitätenhändler fort. „Ach, und die Bianchini's! Der Aelteste ging mir durch nach Amerika, jedoch Conte Marchio's Verschreibungen halte ich fest, in einigen Wochen ist Verfallzeit, und ohne Erbarmen soll mir der junge Herr in's Gefängniß, wenn er seine Verpflichtung nicht erfüllt."

Graf Delfino hörte nur mit halbem Ohr auf Ser Juan's Geplauder. Erst der Name Bianchini weckte ihn aus der Zerstreuung, mit welcher er seine Acquisition, die Copie des Jan Bellini, betrachtete.

„Arme Mutter!" dachte der Patrizier, und wandte sich zum Gehen, aber der Jude hielt ihn zurück.

„Bitte, Eccellenza, besichtigen Sie doch diesen Schmuck. Sie sind so ein generöser Cavalier, vielleicht wünschen

Sie eine Dame zu beschenken", sagte er mit widrigem Lächeln und hielt Delfino ein offenes Etui hin, in dem eine vollständige Parüre von Türkisen und Perlen lag, geschmackvoll in Fassung und Zeichnung.

„Dieser Schmuck ist ganz hübsch, indessen brauche ich gegenwärtig nichts Derartiges", erwiederte Graf Delfino. „Schicken Sie mir heute noch das Bild, Ser Juan, dann können Sie zugleich die Bezahlung des Ringes abholen lassen, denn, wenn ich recht verstand, so schulde ich das Geld Ihnen und nicht Belmonte!"

„Ja wohl! Der Duca bezahlt nicht so geschwinde. Er möchte auch den Türkisenschmuck, aber wir sind über den Preis noch nicht einig. Wahrscheinlich gedenkt er damit seiner jungen Frau ein Geschenk zu machen", versetzte Ser Juan, indem sich dessen scharfe Züge wieder zu häßlichem Lachen verzogen.

Hierauf kehrte der Patrizier nach seinem Palazzo zurück und empfing dort eine halbe Stunde später die erwarteten Gäste mit voller Urbanität. Es wäre schwer gewesen, herauszufühlen, daß sie ihm nicht ganz willkommen und an den alten Beziehungen etwas verändert sei.

Signora Desirée ging an seinem Arm zur Tafel, mit jener eigenthümlich gemischten Stimmung, die sie jedesmal in diesen Räumen beschlich. Indessen als praktische Frau bezwang sie sich, drängte das Bedauern des unwiederbringlich Verlorenen in den Hintergrund und beschloß, das Gute der Gegenwart zu genießen, ohne rückwärts oder vorwärts zu blicken.

„Wie wohl wird mir immer bei Ihnen, Leonardo! Spiegelt sich doch der Geist des Herrn in allen Einzelnheiten seiner Schöpfung wieder. Hier fühle ich mich so

recht zu Hause", lispelte die Dame zärtlich und schoß dabei einen vielsagenden Blick auf den Grafen, während ihr Mund sich heiter zu lächeln bestrebte. Indessen antwortete der alte Herr nicht, so wie sie es hoffte.

Es gehörte eine so genaue Kenntniß von Delfino's Charakter dazu, als sie Signora Desirée besaß, um den leichten Schatten zu bemerken, der auf seiner Stirne lag. Sie hatte Leonardo jahrelang beobachtet, wie es nur Frauen fähig sind einem Manne gegenüber, dessen Besitz ihnen wichtig dünkt.

Alles war nicht, wie es sein sollte. Das Weshalb zu ergründen, strengte sich die kluge Frau vergebens an.

Auf diese Weise verfloß für Signora Desirée das herrliche Mahl in banger Besorgniß. Sie genoß dasselbe nicht, sondern forschte ängstlich in dem Benehmen des Grafen nach Lösung des Räthsels.

Destomehr sprach Rath Fränkel den Gerichten zu, er leistete wirklich Unglaubliches, und war froh, daß man sein Unternehmungstalent so wenig in Anspruch nahm. Die aufmerksamen Bedienten erriethen die Sorte, von welcher der Rath am liebsten trank, und schenkten sein Glas voll davon, so oft er es leerte. Nach und nach gerieth er in jene wehmüthige Fröhlichkeit, die sich bei ihm stets als Folge starken Weingenusses einstellte. Trotz aller abmahnenden Blicke und nicht eben leisen Fußtritte seiner Gattin ließ der Betrunkene beim Dessert Graf Delfino hoch leben.

Der hübsche Polissena war wie gewöhnlich ausschließend mit ihrer eigenen Person beschäftigt. Sie betrachtete mit zärtlichen Blicken das Armband, welches ihren runden Arm umschloß. Delfino's Geburtstagsgeschenk.

„Versuchen Sie diese Orange aus Palermo, „La Stella“, sagte der Hausherr freundlich, und überreichte dem Mädchen eine der blutrothen Früchte.

Signora Desirée warf einen Blick auf die ausgestreckte Hand des Grafen, und Alles wurde ihr klar.

„Fünf Minuten in einem Nebenzimmer, Leonardo! ich flehe darum“, flüsterte sie.

„Bleibe“, herrschte sie Polissena zu, die ihrem Beispiel folgend sich erheben wollte.

Rath Fränkel machte auch einen Versuch, aufzustehen, fiel aber sogleich wieder auf seinen Sitz zurück.

Graf Delfino hatte Signora Desirée in die Bibliothek geführt, seine Ruhe contrastirte mächtig mit ihrer leidenschaftlichen Erregung.

„Zwischen alten Freunden soll man vor Allem aufrichtig sein, Leonardo“, begann sie, „mit Recht zürnen Sie. Ihr theures Geschenk entweiht! Wir sind arm, Conte und Polissena's Brautstand erfordert vermehrte Ausgaben, so entblößte ich mich von Vielem, was ich liebte. Ihnen meine Lage gestehen, hätte geschienen, Ihre Großmuth in Anspruch zu nehmen, dies der Grund meines Schweigens. Jetzt drängt mich Ihre gerechte Unzufriedenheit zu vollem Geständniß. Können Sie verzeihen, Leonardo?“

„Der Fehler ist auf meiner Seite, Desirée; an Ueberfluß gewöhnt, beurtheile ich die Verhältnisse Anderer zuweilen falsch“, entgegnete der Patrizier. „Also vergessen und vergeben gegenseitig“, fügte er hinzu, der Schlauen herzlich die Hand drückend.

„Dieser Wein hier ist ungleich besser, wie Derjenige,

welchen wir zu Hause trinken", sagte Rath Fränkel melancholisch, während in der Bibliothek die Erklärung stattfand.

„Stecke Orangen für die Knaben in Deine Taschen, Polissena, die meinigen sind bereits voll", fuhr er fort, da seine erste Bemerkung keinerlei Erwiederung fand.

„Aber Papa! es ist eine Schande vor den Bedienten", lispelte das Mädchen.

„Kind, wie unvernünftig! Graf Delfino ist unser Freund, und ich nehme die Früchte als Andenken des schönen Tages mit", schluchzte der Rath.

„Polissena, leihe mir Deinen Arm zum Aufstehen, es zieht mich immer etwas auf den Sitz zurück. Ja, es thut mir weh, das Haus meines Freundes zu verlassen!" seufzte Fränkel.

„Eile Dich, Polissena, ich höre Schritte, Deine Mutter kehrt zurück, wahrscheinlich war sie zu fest geschnürt, und der Graf half ihr . . . ." schloß er.

„Papa!" rief dieses Mal das Mädchen mißbilligend, denn selbst die wohlgeschulten Bedienten des vornehmen Hauses konnten bei der letzten Bemerkung ihr Lachen nicht gänzlich unterdrücken.

Bei Polissena's fruchtlosen Versuchen, Rath Fränkel in die Höhe zu richten, sprang Einer derselben herbei und vollendete leicht, was der zierlichen Puppe, die ihren Anzug zu zerknittern befürchtete, unmöglich blieb.

Signora Desirée kehrte an Graf Delfino's Arm strahlend in das Speisezimmer zurück. Der klugen Frau war es gelungen, die Niederlage in den vollständigsten Sieg zu verwandeln.

Als sich Rath Fränkel beim Abschiede vor dem Hausherrn verneigte, fast zu tief für das gestörte Gleichgewicht

seines Körpers ließ sich ein bedenkliches Krachen vernehmen, und eine schöne, blutrothe Orange rollte zu Delfino's Füßen.

Draußen im Freien faßte Signora Desirée den Arm ihres Mannes und leitete den ungleichen Partner mit der nämlichen Sicherheit, in der sie gewohnt war, ihr eigenes Lebensschifflein durch Klippen und Untiefen zu steuern.

„Dummkopf, Du unterhieltst Dich damit, Orangen zu stehlen, während mir Graf Delfino tausend Gulden aufnöthigte, ja mich zwang, dieselben anzunehmen, denn ich weigerte mich lange dagegen", sprach die zärtliche Gattin halblaut.

„Desirée, Du bist ein großes Weib!" rief Rath Fränkel in aufrichtiger Bewunderung. „Hoffentlich gibst Du mir ein paar hundert Gulden davon, denn in meiner Kasse herrscht bedenkliche Leere!"

„Das Geld wird zu Polissena's Aussteuer verwendet", erwiederte die Dame.

„Jetzt nimm Dich zusammen, Baron Breitberg kömmt uns entgegen", fügte sie hinzu.

Wirklich ging der blonde Husar auf Polissena zu, nachdem er deren Eltern flüchtig begrüßte.

„Sehen Sie, welch' hübsches Bracelet mir Graf Delfino schenkte", sagte die Puppe, den Unmuth auf dem frischen, jugendlichen Gesichte ihres Bräutigams vollständig übersehend.

„Bitte, verschonen Sie mich mit dem Plunder! ich erhielt heute sehr unangenehme Nachrichten von zu Hause. Mein Vater spricht über unsere Verlobung in einer Art, die völligem Verbot der Heirath gleich kommt", versetzte Theodor.

„Was werden Sie thun?“ fragte das Mädchen kühl, ohne daß dessen stereotypes Lächeln schwand.

„Thun, Polissena! im schlimmsten Fall mit meinem Vater brechen; er schrieb an mich, wie an einen Schulknaben. Entweder ertheilt er dennoch seine Einwilligung, wenn er sieht, daß ich fest bleibe, oder er mag sein Gut meinem zweiten Bruder geben, ich lebe von meinem Säbel“, entgegnete Baron Breitberg, und stieß, zur Bekräftigung seiner Worte, diese Waffe dröhnend auf die glatten Steine des venetianischen Pflasters.

Die Puppe erschrack heftig über Theodor's Mittheilung; das Zukunftsbild, welches er entwarf, lockte sie keineswegs, der Beweis seiner Liebe oder seines Eigensinnes rührte sie nicht. Indessen ersetzte, wie gewöhnlich, bei ihr Vorsicht den mangelnden Scharfsinn. Polissena schwieg und blieb bei ihrem faden, nichtssagenden Lächeln.

„Nun, ich schäme mich wahrhaftig, in Ihrer Gegenwart meiner Heftigkeit so freien Lauf gelassen zu haben“, begann der Husar nach einer Pause von Neuem. „Sehen Sie, es ist schon vorüber, widerspricht man mir nicht, dann bin ich gleich wieder der beste Kerl! Wenn Sie mich lieben, wird noch Alles gut, das Vermächtniß einer Tante stellt mich von meinen Eltern unabhängig. Es reicht zwar gerade blos zur Caution hin, aber wo Zwei einander gerne haben, fragt man nicht nach Reichthum“, fügte er hinzu. „Nicht wahr, „La Stella“ und der frische Junge faßte die Hand des Mädchens zu zärtlichem Drucke.

Es entging Theodor Breitberg in seiner Erregung, daß kein sympathischer Gegendruck ihm antworte. Signora Desirée's Ohren hatten einige Worte des von Seiten des

Husaren ziemlich laut geführten Gespräches vernommen. Am Tone errieth sie, daß auch hier sich ein Ungewitter sammle. Die besorgte Mutter wandte sogleich Ihre Aufmerksamkeit auf den bedrohten Punkt, da sie von Polissena durchaus nicht erwarten konnte, diese würde selbstständig Steine aus dem Wege wälzen.

Ungeachtet Signora Desirée eben erst eine Schlacht mit ihrem Freunde siegreich durchführte, rüstete sie sich doch sogleich kampfbereit, bei der Entdeckung eines neuen, die Ausführung ihrer Pläne betreffenden Hindernisses. Weder Ermattung, noch Entmuthigung war an dieser Frau sichtbar, deren Schicksal es schien, als weiblicher Cid el Campeador durch's Leben zu gehen.

Nach einem Spaziergang auf dem Markusplatz kehrte die Gesellschaft in den Palazzo Moro-Lin zurück, woselbst bald nachher auch Capitain Richter eintraf, um den Geburtstagabend feiern zu helfen.

Signora Desirée wandte sich, als die Familie gemüthlich um den runden Tisch saß, unbefangen an den Husaren mit der Frage: „Haben Sie noch immer keine Nachrichten von daheim, Baron?"

„Oh ja, leider, Gnädige, bekam ich welche; mein Vater schrieb mir heute in sehr ungünstiger Stimmung", antwortete Theodor.

„Was thut das, Ihr liebt Euch, es gelingt, Ihre Eltern zu versöhnen, und Ihr werdet glücklich", versetzte Signora Desirée.

„Wir besitzen harte Köpfe in unserm Hause; es wird nicht so leicht sein, meinen Vater zu einer Aenderung seiner Ansichten zu bewegen, mich ebensowenig, besonders

nicht auf die Weise, wie es Papa versuchte", bemerkte der Husar mit verbissenem Grolle.

„Erzürnen Sie Ihre Verwandten nicht, keinen offenen Widerspruch", ermahnte die kluge Frau. „Beständigkeit führt am Ende doch noch zum Ziele."

„Das weiß ich nicht", entgegnete der Husar, fortgerissen von einem langsam kochenden Zorn; „aber soviel ist gewiß, daß ich meine Verbindung mit Polissena unter keiner Bedingung auflöse. Mein Wort darauf als Edelmann und Offizier!"

Diese Erklärung bewirkte eine Pause in dem Gespräche, Alle fühlten sich betroffen, selbst der trunkene Fränkel.

„Wie wäre es, Desirée", sagte der Rath, „wenn Du uns eine Bowle Punsch bereiten würdest? Ich bin traurig gestimmt, der Edelsinn unseres Freundes Conte Delfino und dieser junge Mann hier rühren mich!"

Die Gattin war diesmal mit seinem Einfall einverstanden. Brachte letzterer doch Diversion in die Schwüle, welche sich der Gesellschaft bemächtigte, als wirklicher Ernst und wahre Leidenschaft sich in deren tändelndes Getreibe mischten.

„Der ist Dir nun sicher", flüsterte die Hausfrau, sich erhebend, in's Ohr der Tochter.

„Ja, Maman, aber vielleicht als Bettler!" erwiederte die Puppe schmollend.

„St.! stille! rühre Dich nicht! sondern überlasse die Sache mir!" versetzte Signora Desirée drohend.

Eine Viertelstunde später trug die dicke Frau eigenhändig die duftende Bowle auf, eskortirt von dem Flot-

tillenoffizier, der als Sachverständiger bei dem Gebräu geholfen.

Rath Fränkel stürzte ein Glas Punsch fast siedend hinab und sagte in seiner halb weinerlichen Weise: „Du bist eine ausgezeichnete Frau, Desirée, verstehst herrlichen Punsch zu bereiten und viel Anderes mehr! Zwar erfreust Du Dich einer vortrefflichen Gesundheit, aber unsterblich bist Du dennoch nicht! Wenn ich bedenke, daß ich Wittwer werden könnte!"

Der Rest des Gespräches ging in Schluchzen unter.

„Der hat genug", bemerkte Signora Desirée, mit ruhigem Kennerblick auf den Gatten. „Capitain, führen Sie ihn zu Bett!"

Richter hatte Fränkel diesen Dienst schon öfters geleistet, er kannte des Hauses Gelegenheit.

Hierauf gelang es der geistreichen Lebhaftigkeit der Hausfrau, alle Wolken von der Stirne des Husaren zu bannen. Selbst die träge Indolenz von „La Stella" vermochte sie zu einem leichten Grade von Lustigkeit aufzustacheln.

Man trank, sprach, sang und lachte, am Ende war nur mehr ein wirres Getös von Stimmen vernehmbar. Jeder redete für sich und kümmerte sich nicht um den Nachbarn. Die Puppe Polissena sah mit leicht gerötheten Wangen und etwas glänzenden Augen wunderhübsch aus. Theodor fühlte sich heftig verliebt, sein dickes, deutsches Blut hatte sich bis zum Kochen erhitzt. Dies bemerkte Signore Desirée mit siegreichem Lächeln und verabschiedete freundschaftlich die beiden Herren. Die kluge Frau erkannte die Grenze erreicht, auf welcher Fröhlichkeit in Trunkenheit übergeht.

Einzelne Töne der lauten Heiterkeit waren bis über den Canale grande gedrungen, der still und ernst in seiner nun selten mehr von Serenaden unterbrochenen Abendruhe lag.

Schräg gegenüber vom Palazzo Moro-Lin befand sich der Palazzo Bianchini. Darin weilte eine einsame Frau. Sie saß vor ihrer Lampe und einem aufgeschlagenen Buche, jedoch las sie nicht, sondern zählte in fieberhafter Unruhe die Stunden. Zwei und dreißig waren verflossen, seit Marchio das Haus verlassen hatte. Die Mutter konnte ihm deshalb bisher noch das Resultat ihrer Nachforschungen nicht mittheilen, ihn warnen, sich Alba leichtsinnig an den Hals zu werfen. So lange dehnte sonst der junge Mann niemals seine Schwärmereien aus, ohne daheim davon Kunde zu geben. War ihm ein Unglück begegnet, oder er mit Alba entflohen!

Mit bangen Schlägen pochte das Herz der alten Gräfin, indem sie die verschiedenen Möglichkeiten erwog. Dem ringenden Geiste zeigte sich keine bestimmte Erklärung. Bleiern schlichen die Stunden der Nacht dahin. Die besorgte Mutter kam nicht aus den Kleidern, sie wartete.

Auch der Morgen brachte Marchio nicht. Der Zustand wurde für die Gräfin Bianchini zu peinlich, passiv konnte sie sich nicht länger verhalten, sie wollte Entscheidung. Leise, ohne irgend jemand im Hause zu wecken, nahm die alte Dame, was sie zum Ausgehen bedurfte, und begab sich heimlich die Hintertreppe ihres Palastes hinab.

Der Weg war weit, den die des Gehens Ungewohnte vor sich hatte, doch war sie so tief in peinliche und

schmerzliche Gedanken versunken, daß sie die Ermüdung nicht spürte. Bei dem hastigen Klingelzuge, der die stillen Räume des Hauses durchhallte, erschien der häßliche Kopf des Abbate am Fenster.

Mechanisch rief Rossi das sakramentale „chi sé!“ auf die noch öde Straße.

Als er aber den Schlaf sich aus den Augen gerieben und die Dame erkannt hatte, sprang er mit einem raschen scusi contessa! vom Fenster zurück, die Hausthüre zu öffnen.

Mühsam stieg Gräfin Bianchini die steile Treppe, Abbate Rossi benützte die kurze Gnadenfrist, um die allernöthigsten Kleidungsstücke anzuziehen. In großer Verlegenheit schob er sich einen Stuhl hin neben das Canapée, worauf die Dame saß.

„Die Absicht bei meinem Besuche, der Sie nothwendig überraschen muß, ist eine doppelte“, begann Marchio's Mutter. „Ich komme, um zu fragen, ob Sie mir keine Nachricht von meinem jüngern Sohne ertheilen können, den ich seit zwei Tagen nicht mehr sah.“

Abbate Rossi rückte unter dem scharfen Blick der alten Gräfin unbehaglich auf seinem Sitze hin und her, sich keineswegs mit der Antwort beeilend.

„Dann möchte ich Sie bitten, einer Unwürdigen Ihren Schutz zu entziehen“, fuhr die Gräfin fort.

„Was das betrifft, Eccellenza, so erlauben Sie einem alten Manne, seinen eigenen Ansichten zu folgen, und nicht mit der Welt zu urtheilen, die durch unbarmherzigen Verdammungsspruch dem Fehlenden die Umkehr abschneidet“, entgegnete Rossi fest.

„Es handelt sich hier nicht um eine philosophische Maxime, Abbate“, bemerkte Gräfin Bianchini, „sondern darum, daß Sie eine auf der letzten Stufe der Erniedrigung ihres Geschlechtes angekommene Frauensperson erst bei sich aufnahmen und nachher in ein anständiges Haus empfahlen, wobei die Verlorene in Berührung mit verschiedenen Menschen kam und Gelegenheit fand, ihre Netze auszuspannen. Damit begingen sie in moralischer Beziehung Unrecht, und in rechtlichem Sinne einen Betrug.“

„Contessa, Sie sind Partei, daher urtheilen Sie leidenschaftlich“, erwiederte Abbate Rossi. „Viele Schuld tragen die äußern Verhältnisse des Menschen, dessen Umgebung an seinem Thun und Lassen. Ich handelte meinen Grundsätzen und einer festen Ueberzeugung gemäß, indem ich Alba ihrer Lage entriß, worin tugendhaftes Verhalten fast unmöglich wurde, wenigstens die Versuchung in keinem Verhältniß zu der Widerstandsfähigkeit sich befand. Die Sünde ist ein moralisches Uebel, verderblich dem Geiste, wie ein Krankheitsstoff dem Körper, deshalb ist es unsere Pflicht, Alle, die unter ihrem Einflusse leiden, nicht zu verdammen, wohl aber zu bemitleiden, Ihnen beizustehen, damit sie sich von Neuem zu erheben und im Guten zu erstarken vermögen“, fügte der alte Gelehrte hinzu.

„Ich halte mich nicht an das abstrakte Prinzip, dieses kümmert mich durchaus nicht, sondern ich betrachte einfach die concrete Sachlage,“ versetzte die Gräfin. „Der zufolge behaupte ich, Rossi, daß Sie kein Recht hatten, ein Mädchen, welches längere Zeit bei der alten Martha in Carampan lebte, Baronessa Nerheim als Gesellschafterin zu recommandiren!“

„Bei der alten Hexe in Carampan!“ stotterte Rossi, der wieder ein Mal Theorie und Praxis unvereinbar fand.

„Abbate, fragten Sie Alba niemals, wo sie sich aufhielt, und auf welche Art sie ihr Leben fristete, von der Zeit an, daß ihr Liebhaber sie in doppelt hülflosem Zustande verließ“, forschte Gräfin Bianchini.

„Nein, dies that ich nicht“, stammelte der alte Mann in steigender Verwirrung.

„Sie verstehen sich besser auf Bücher, wie auf Menschen“, entgegnete die Dame mit leisem Spotte. „Aber jetzt antworten Sie mir! wo befindet sich mein Sohn Marchio?“

„Der Conte verreiste“, sagte der Gelehrte zögernd.

„Mit dem Mädchen, und Sie boten die Hand dazu!“ rief Gräfin Bianchini entrüstet.

„Verzeihung, Eccellenza, Alba ist mit Conte Marchio getraut, ich wirkte die Erlaubniß zum heimlichen Vollzug der Ceremonie aus“, versetzte Abbate Rossi.

„Das ist zuviel!“ schrie die unglückliche Mutter auf.

Der Gelehrte schaute mit Entsetzen auf seinen Besuch. Die alte Dame hatte ihre gewöhnliche Haltung gänzlich verloren, ihr Gesicht ward todtenbleich geworden, und krampfhafte Zuckungen flogen darüber, die Augen sahen starr gerade vor sich hin. Endlich löste sich die widernatürliche Spannung der Züge, Thränen rollten langsam über die abgemagerten Wangen.

„Marchio! Marchio! warum hast Du mir das gethan?“ rief Gräfin Bianchini, und sank besinnungslos in ihren Sitz zurück.

Abbate Rossi lebte allein, ohne Dienerin in seinem Hause, seine geringen Bedürfnisse wurden durch einen benachbarten

Restaurant besorgt; er nannte dies Unabhängigkeit. Im gegenwärtigen Fall versetzte ihn die Abwesenheit jeder Hülfe in nicht geringe Verlegenheit. Mit ziemlicher Ungeschicklichkeit brachte der alte Gelehrte den Körper der Dame in horizontale Lage und flößte zwischen die geschlossenen Lippen einige Tropfen geistigen Getränkes.

Die Ohnmacht war keine sehr tiefe, hauptsächlich hatte sie Erschöpfung herbeigeführt; weil die Gräfin nüchtern ihr Haus verlassen und ungewöhnlich weit gegangen war, vermochte sie den heftigen Affekt nicht zu ertragen. Indessen nach wenigen Minuten öffnete sie die Augen.

„Geben Sie mir eine Tasse schwarzen Kaffee, Rossi", sagte Marchio's Mutter.

Der Abbate trug seine englische Maschine herbei und zündete die Spirituslampe an. Bald erfüllte der Duft des würzigen Trankes das Gemach. Langsam schlürfte Gräfin Bianchini den heißen Kaffee und erhob sich hierauf sichtbar gestärkt.

„Ihre Nachricht betraf mich mit schwerem Schlage, Rossi, und zerstörte meine letzte irdische Hoffnung, nämlich die, an den Nachkommen meines Sohnes Marchio Freude zu erleben", versetzte sie wieder mit ihrer gewöhnlichen Ruhe.

„Wollen Sie sich nicht in das Unabänderliche fügen, Eccellenza", bemerkte der Abbate schüchtern, „vielleicht, daß daraus noch unverhofftes Gutes entspringt!"

Die alte Dame heftete ihre klaren Augen auf den Gelehrten und erwiederte langsam jedes Wort betonend. „Sie reichten zu dieser verwünschten Verbindung die Hand, um Ihrem Schützling Alba einen Halt, Stütze, eine Heimath zu verschaffen. Dieser Zweck ist verfehlt! Nie wird

die Person ein Haus der Bianchini's betreten, nie werde ich sie als meines Sohnes Weib anerkennen. Ja noch mehr, ich lasse Marchio selbst ohne alle Unterstützung und verschließe ihm so lange die Thüre, bis er sich von der Dirne trennt. Also ist Ihr Zweck verfehlt, Abbate Rossi! Diese Alba kann und wird zwar unsern Namen in den Schmutz ziehen, sie versperrt einer Würdigern den Platz. Hier enden aber die Folgen dieser Vermählung, eine Heimath verschafft sie der Gefallenen nicht. Jetzt lassen Sie mir eine Gondel zum Nachhausefahren holen und merken Sie sich für die Zukunft den alten, einfachen Satz: „Thue niemals Uebles in der Hoffnung, daß Gutes daraus entstehe", schloß Gräfin Bianchini.

„Sie hat recht!" dachte der alte Gelehrte, nachdem er den Auftrag der Dame erfüllte und sich wieder allein innerhalb seiner vier Mauern befand. „Welch' heillose Verwirrung richtete ich in der besten Meinung an!"

Es dauerte geraume Weile, bis Abbate Rossi's gequälter Geist unter seinen Folianten wieder Ruhe fand.

X.

Im Spätherbst kehrte Baronin Nerheim nach Venedig zurück. Sie hatte dort Wurzel gefaßt und den Ort liebgewonnen, demgemäß däuchte ihr die kleine Katastrophe mit Marchio Bianchini, nachdem die erste Erregung vorüber, kein genügender Grund, sich zu verbannen. Zwanzigtausend Gulden Renten gewähren eine angenehme Sicherheit, von ihrem ehernen Schilde prallt ziemlich viel

Klatsch unschädlich ab. Der Besitzer wird gleichsam unverwundbar.

Von Liebeskummer war die Wittwe vollständig genesen, sie hatte diese Krankheit in den Tirolerbergen, wo sie den Herbst zubrachte, auf die wirksamste Art, das heißt homöopathisch mit Gleichem curirt. Frau von Nerheim richtete sich recht behaglich in ihrer schönen Wohnung ein und gedachte kommenden Winter glänzende Gesellschaften zu geben.

Noch war Venedig fast leer, daher kam es, daß Angelique einige Tage nach ihrer Ankunft reich geputzt, wie immer, in ihrem Salon saß und vergeblich nach Mitteln suchte, sich zu unterhalten. Sie schlug ihr Klavier auf, blätterte in mehreren Büchern, flüchtete zuletzt in den Fenstersitz mit der herrlichen Aussicht über die Lagunen — und gähnte. Es gibt Leute, die sich selbst die allerschlechteste Gesellschaft sind, und zu diesen gehörte Frau von Nerheim. Die Probe mit Gesellschafterinnen wünschte sie nach dem ersten unangenehmen Resultat nicht zu wiederholen, jedoch lastete die Einsamkeit drückend auf ihr.

Unerwartet trat der Bediente ein und meldete Besuch. Wer konnte es sein, der so viel Zuvorkommenheit bezeigte? Die Wittwe ging rasch im Geiste die Reihe ihrer Bekannten durch, sie war noch nicht auf dem Markusplatze erschienen, hatte niemand von ihrer Ankunft Kunde gegeben, folglich konnte nur der Polizeidirektor aus seinen Listen dieselbe erfahren haben! Der Bediente befand sich erst kurz in ihren Diensten, und kannte diejenigen nicht, welche bei ihr aus und ein gingen.

Die Baronin trat dem Eintretenden entgegen, und da sie kurzsichtig war, entdeckte sie erst ihren Irrthum,

als sie sich bereits dicht vor demselben befand. Ihre ausgestreckte Hand sank herab, dabei begrüßte Frau von Nerheim ihren Besuch nur mit dem Laute Ah! der Ueberraschung, Mißbilligung ausdrückte, vielerlei, aber kein Willkommen.

Uebrigens mischte sich ein leichter Grad von Verlegenheit in Angelique's Wesen; die Erinnerung, diese zuweilen so unbequeme Mahnerin, führte ihr Bilder vor aus der allerneuesten Zeit. Sie sah sich in den Tirolerbergen mehr getragen, als geführt, von demselben Manne, dem sie jetzt das Recht absprechen wollte, ihre Schwelle zu überschreiten. Damals stützte sie sich gerne auf seinen starken Arm! Im Schatten edler Kastanien saßen sie zusammen an murmelnder Quelle und wechselten zärtliche Worte. Die kleine Episode half glücklich über den durch Marchio's Betragen erzeugten Aerger, damit war in der Meinung der Wittwe der Zweck der Gebirgsreise erfüllt, die Sache erschien ihr abgethan von dem Augenblick an, wie sich in Meran der Schlag ihres bequemen Reisewagens schloß.

Nun aber sollten Consequenzen angeknüpft werden, die gänzlich außer der Absicht der Dame lagen. Der Mann, welcher zwei Monate ihr täglicher Gesellschafter gewesen und ihr alle jene Aufmerksamkeit erwiesen hatte, die das stärkere Geschlecht dem schwächern erzeigen kann, schien zu wähnen, daß er sich im Recht befinde, der Wittwe nach Venedig zu folgen und seinen Lohn zu fordern. Er hatte ihr nur den Vorrang gelassen, welchen ganz natürlich vier vor einen eleganten Reisewagen gespannte Postpferde den müden Rossen eines Omnibus abgewinnen müssen.

Verwirrt schlugen die Töne eines nicht übellautenden Organes an Frau von Nerheim's Ohr. Der Fremde richtete zärtliche Fragen über ihr Befinden und die kleinen Vorfälle der Reise an sie, in jener vertraulichen Art, wie dieselbe zwischen genauen Bekannten besteht, die sich am Abend trennen, um sich am Morgen wiederzufinden.

Sie stunden noch immer in Mitte des Salons, der Situation mußte ein Ende gemacht werden, die Baronin faßte sich.

„Wollen wir uns setzen", sagte sie kühl.

Der Besucher nahm dicht neben ihr auf dem Canapee Platz, nicht in dem Lehnstuhl, wie sie es erwartete.

„Ich vermuthete, Sie kamen nach Venedig auf Ihrer Durchreise in den Orient, Herr von Wangenheim?" versetzte Angelique in ziemlich kaltem Tone.

Diese Frage brachte eine völlig elektrische Wirkung hervor; die Physiognomie, welche eben noch den Ausdruck freudiger Erregung trug, sank um einige Zoll herab. Wieder eine Lebenshoffnung war dem Abenteurer zerstört, der sich bereits im Besitze einer reichen Frau sah. Julius von Wangenheim's Eitelkeit glaubte an wirkliches Gefühl von Seiten der Wittwe; nachdem er seine Täuschung einsah, wechselte er nur mehr wenige Worte mit ihr. Bevor er schied, verletzte er Frau von Nerheim noch seinerseits mit scharfem Spotte.

Angelique's abgewiesener Freier ging finstern Muthes die Riva entlang; ganz versunken in seinen krankhaften Subjectivismus, beachtete er die herrliche Scenerie nicht. Zwei Monate hatte er einer häßlichen Frau geopfert und zwar vergebens! Der Glücksjäger wird müder und müder, je länger er sein trauriges Handwerk treibt, immer mehr

schwindet die Kraft. Der that= und erwerblose Aufenthalt in Meran hatte Wangenheim's Baarschaft beinahe erschöpft und die Spekulation war mißlungen. Indessen glichen die Hoffnungen seiner Brust nicht den Blüthen des Frühlings, von denen für eine verwelkte zehn neue aufschießen. Immer tödtlich starrer wurde es im Innern des Bankrotiers des Lebens. Die Zukunft lang vor ihm gleich einem langen, farblosen Streifen. Vor vollkommener Apathie bewahrte ihn blos die Nothwendigkeit, zu arbeiten — um nicht zu verhungern.

Es galt, ohne Verzug die Reise nach Konstantinopel anzutreten, zu welcher ihn ein Journal gedungen. In übermüthiger Erwartung einer glänzenden Zukunft war er bereits nahe daran gewesen, seine Verbindungen mit diesem Blatte abzubrechen. Er trug indessen den Brief, worin er kalt die Mission ablehnte, noch in der Tasche. Jetzt war dieser Auftrag der letzte Strohhalm, an den er sich anklammerte.

Wangenheim's erste Schritte in Venedig richteten sich nach Baronin Nerheim's Wohnung; hierauf wollte er einen jungen Bekannten beim Militär aufsuchen. Im gegenwärtigen finstern Brüten verschwand dieser Vorsatz selbst mit der Person des Offiziers aus dem Gedächtniß des Reisenden.

Am Ponte della Paglia hob Julius zum ersten Male den düstern Blick von der Erde empor, die Barken, welche die Passagiere an Bord des Lloyddampfers beförderten, legten bereits wieder an den Landungstreppen der Riva und des Molo an. Für heute war die Fahrt nach Triest versäumt. Unmuthig kreuzte Wangenheim den herrlichen Markusplatz, er mußte eine Nacht in Venedig bleiben

und daher ein Absteigquartier suchen. Bei seiner Ankunft hatte er einfach seinen Reisesack in einem Kaffeehause gelassen.

Am Ponte di Dai weckte den Versunkenen ein munterer Zuruf: „Sieh da Julius, wo kommen Sie her? was bringt Sie nach Venedig?"

Aufblickend, sah der Angeredete Theodor Breitberg, denselben Bekannten, welchen er aufsuchen wollte und nachher vergaß. Es lagerte sich ein weicherer Ausdruck über das gelbe Gesicht, und Julius ergriff die Hand des Husaren.

„Ich befinde mich auf dem Wege in den Orient", antwortete er.

„Sie müssen einige Zeit hier bleiben, es verschlägt Ihnen nichts, weil das Schiff in Triest nur alle Samstage abgeht. Kommen Sie jetzt zum Essen nach dem Albergo San Gallo, wo Sie wohnen bleiben können, es ist auch stets mein Absteigquartier in Venedig", sagte Baron Breitberg. „Wir wollen von daheim plaudern, wie lange ist es her, daß sie nicht mehr in Schlesien waren", setzte er hinzu.

Wangenheim's Physiognomie, die sich einen Moment erheiterte, nahm wieder ihre finsteren Schatten an.

„Zu Hause, Theodor!" versetzte er bitter, „für mich gibt es keine Heimath mehr; es ging alles auseinander! Hätten die andern Gläubiger so großmüthig gehandelt, wie Ihr Vater, das Gut konnte uns erhalten bleiben, aber wir waren gezwungen, es zu verschleudern. Unsere Familie ist jetzt in allen Himmelsgegenden zerstreut, deren Haupt im Irrenhause . . . ."

Der Husar schwieg betroffen; er bedauerte, so schlimme Dinge durch seine Fragen aufgerührt zu haben. Die Beiden traten in eines der Erdgeschoßzimmer des Albergo San Gallo und nahmen an einem kleinen Tische Platz.

„Ich stehe in Dissidien mit den Meinigen", sagte Baron Breitberg nach einer Pause zu seinem düstern Gefährten.

„Weshalb?" fragte dieser.

Der junge Mann erzählte die Geschichte seiner Liebe für „La Stella". Wangenheim schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Theodor", versetzte er, „unsere Väter waren Gutsnachbarn, jahrelange Freundschaft verband dieselben. Bei dem Ruin unseres Hauses zeigte sich Baron Breitberg großmüthig. Lassen Sie mich einen Theil der Verpflichtung abtragen, indem ich den Sohn von einer thörichten Verbindung abhalte. Ich bin zehn Jahre älter, wie Sie, und kenne die Welt. Glauben Sie mir, kein Gefühl hält Stand gegen die Mahnungen der Vernunft!"

Es lag eine gewisse Wärme in dem Tone, womit Wangenheim diese Worte sprach, verschieden von seinem sonstigen abrupten, finstern Wesen. Die Mahnung wirkte auf den Husaren. Selten bleibt die Wahrheit ganz fruchtlos, außer wenn sich irgend ein blendender Affekt zwischen sie und das Erkenntnißvermögen schiebt. Bei seines Vaters Schreiben hatte der Zorn über dessen Form bei Theodor dem richtigen Inhalt den Eingang versperrt. Jetzt ging der Rath offenbar aus der freundschaftlichen Gesinnung eines unbetheiligten Dritten hervor! Baron Breitberg schob sein Beefsteak unberührt zurück, er hatte den Appetit verloren.

„Ich gab mein Ehrenwort!“ stieß er endlich heraus.

„Schlimm!“ erwiederte Wangenheim; „wie ich den Charakter Ihres Vaters beurtheile, ist auf keine Versöhnung zu hoffen.“

„Mein zweiter Bruder erhält das Gut, ich werde auf den Pflichttheil gesetzt“, sagte der Husar mit jener fast unwillkürlichen Offenheit, wie sie einer gereizten Stimmung entspringt.

„Theodor, Sie sind geradezu wahnsinnig!“ rief sein Gefährte lebhaft. „Sie wissen nicht, was es um eine gesicherte und geehrte Zukunft ist, werfen dieselbe leichtsinnig weg und zwar wegen eines Mädchens, das wohl hübsch sein mag, daran zweifle ich nicht, dessen Familie mir aber keineswegs respektabel erscheint.“

„Sie haben recht, ich handelte gleich einem Thoren“, entgegnete der Husar, und stürzte mißmuthig ein Glas Wein hinab.

Dieselbe Operation wiederholte er mehrere Male schweigend. Seine Laune wurde darum nicht heiterer, die Lösung des Dilemma's fand sich auf dem Grund der Flasche nicht.

„Zu spät!“ sagte er nach einer Weile; diese Worte bewiesen, womit sich die ganze Zeit seine Gedanken beschäftigten.

Mit der Apathie eines trägen Charakters war Breitberg bereit, sich in sein Schicksal zu ergeben.

„Bis zum Samstag sind es noch fünf Tage, die will ich Ihnen opfern“, bemerkte Wangenheim.

„Was soll es mir helfen!“ erwiederte der Baron, dessen Gedanken sich in eben dem Maße verwirrten, als er der Flasche zusprach, dumpf.

Das Mahl war zu Ende, der Husar erhob sich fast mechanisch.

„Leben Sie wohl für heute, Julius!" sagte er, seinem Landsmanne die Hand reichend.

„Warum wollen Sie mich jetzt schon verlassen?" fragte Letzterer. „Ich bin hier vollständig fremd, außer Ihnen kenne ich Niemand, gehen wir zusammen in ein Kaffeehaus!"

„Ich pflege die Abende bei Fränkels zuzubringen", antwortete Theodor Breitberg mit jener eigenthümlichen Inconsequenz, die bei den Menschen so häufig vorkommt.

Er empfand zwar jetzt, geweckt durch seines Freundes Worte, die Kette, Dinge wurden ihm klar, die er selbst schon lange unbestimmt gefühlt, indessen fehlte die Thatkraft, die nun drückende Fessel zu zersprengen oder selbst nur das mechanische Band der Gewohnheit zu zerreißen. Der Baron gehörte zu der wenig reflektiven Sorte, die langsam einen Entschluß faßt und dann mit beinahe physischer Schwerkraft darauf beharrt.

„Theodor, Sie üben sich bereits frühzeitig in dem Amte eines Pantoffelhelden", versetzte Wangenheim spöttisch. „Wenn Sie nicht einmal als Bräutigam mit einem alten Bekannten einen Abend verbringen dürfen, ohne Vorwürfe zu befürchten, welches Schicksal steht Ihnen dann als Ehemann bevor!"

„Sie irren sich in der Voraussetzung, Polissena oder deren Familie versuche mich im mindesten zu tyrannisiren", entgegnete der junge Mann aufflammend. Wie die meisten eigensinnigen Menschen empört bei dem Verdachte, seine Handlungsweise könne durch fremden Einfluß modifizirt sein.

„Um Ihnen zu beweisen, daß ich zu Fränkels gehe und wegbleibe nach Belieben, werde ich das Mädchen heute nicht wieder sehen“, fuhr er fort.

Die Gasflammen der Riva beleuchteten bei dieser Erklärung ein freudenleeres Lächeln auf Wangenheim's Lippen, er erkannte, den ersten Sieg erfochten zu haben.

„In fünf Tagen sind Sie vollkommen frei, Ihre Rosenketten zu tragen oder zu zerreißen“, bemerkte Julius.

Theodor Breitberg brannte schweigend eine neue Cigarre an, nachdem er die erste schon verdampft hatte. Es sah nicht besonders klar aus in seinem Haupte, aber die frische, über die Lagunen herstreichende Seebrise that ihm wohl, sie kühlte erquickend seine heiße Stirne. Darum durchschritt er auch unermüdlich den Raum zwischen dem Ponte della Paglia und dem Giardinetto.

„Ich erhielt Briefe aus Schlesien, welche mir berichten, daß Ihr Vater ernsthaft unwohl sei, er hatte einen schlagähnlichen Anfall“, knüpfte Wangenheim das Gespräch wieder an, welches infolge der mitführenden, schweren Gedanken alle Augenblicke abbrach.

„Davon wußte ich nichts!“ rief der Husar betroffen. „Jeder Verkehr zwischen mir und meiner Familie hat aufgehört“, setzte er bedauernd hinzu. „Bei meines Vaters Charakter kann ich mir leicht denken, daß gehabter Aerger die Ursache seiner Erkrankung war. Warum schrieb er mir aber auch gar so kategorisch? Er ist im Ganzen billig und gerecht gegen Jedermann, beharrt jedoch auch fest auf seinem einmal ausgesprochenen Willen. Hm! es ist eigentlich ein schlechter Dank, den ich den Eltern zolle, die Mutter wird sich grämen und härmen“, fuhr der Husar laut denkend fort.

„Ja, Sie besitzen gute Eltern, eine glückliche Heimath", bemerkte Wangenheim düster.

Der junge Mann rauchte heftig, es schnürte ihm etwas wie Rührung die Kehle zusammen. Erst im gegenwärtigen Augenblicke erkannte er, durch seine Verlobung mit „La Stella" nicht allein eine Unklugheit, sondern sogar ein Unrecht begangen zu haben.

Julius unterbrach das ausdrucksvolle Stillschweigen nicht sogleich. Erst nach längerer Pause versetzte er: „Glauben Sie an die Liebe des Mädchens, dem Sie Ihre Familie und Ihr Erbgut zu opfern im Begriffe sind?"

„Ja und nein! warum soll Polissena mich nicht lieben? sie ist zwar wenig demonstrativ!" erwiederte Breitberg. „Jedoch, was hülfe mir auch der Beweis des Gegentheils", fügte er hinzu, „ich mochte es erwägen, bevor ich mein Wort gab, nun ist es zu spät!"

Dieses gegebene Wort wälzte sich gleich einem Granitblock vor die Zukunft des Husaren, sein Scharfsinn entdeckte keine befriedigende Lösung.

„Gestatten Sie mir, Ihre Braut auf eine Probe zu stellen", sagte der Aeltere der Beiden.

„Wozu, Julius? wenn Sie mir auch haarklar bewiesen, daß mich Polissena verabscheut, mein bedingungslos gegebenes Versprechen wäre darum nicht aufgehoben", entgegnete der Baron. „Aufrichtig gestanden, ich wünsche fast, Sie nicht gesehen zu haben. Sie setzen mir allerlei Mücken in den Kopf, und es ist doch für den Menschen das Beste, geradeaus zu gehen, ohne rechts oder links zu blicken; man lebt am glücklichsten dabei. Ich bin gerne Soldat und werde es bleiben; ein kleines Vermögen kömmt mir von einer Tante zu, und wenigstens wählte ich mir

ein hübsches Weib, wenn sonst keine Ursache vorhanden sein sollte, Polissena zu empfehlen. Was nicht mehr zu ändern ist, will ich mit Ruhe tragen", schloß der Husar.

Baron Breitberg war in seiner Indolenz vollkommen bereit, wieder zurückzuschnellen auf den Ausgangspunkt.

„Wie aber, wenn das Mädchen selbst Ihre Verpflichtung löste?" fragte Wangenheim.

Theodor riß seine etwas ausdrucksleeren, wasserblauen Augen weit auf.

„Das halte ich für unmöglich", versetzte er mit dem Ausdrucke naiver Verwunderung, „dieser Fall wird niemals eintreten."

„Lassen Sie mich die Sache versuchen", bemerkte der Aeltere der Beiden.

„Julius, wenn Sie das durchzuführen verstehen, dann vermögen Sie in der That Wunder zu wirken, und zwar eines, welches mir sehr angenehm ist", entgegnete der Husar.

Baron Breitberg's Gedanken befanden sich in ziemlicher Verwirrung, als er bald darauf mit seinem Gefährten in den hintern Saal von Florian trat. Julius Wangenheim berührte den angeregten Punkt nicht weiter, er sprach — von daheim.

Die Muskeln des Abenteurers zuckten wie unter einer schmerzlichen Operation, während er dieses ihm im höchsten Grade peinliche Thema berührte. War er doch der älteste Sohn eines schlesischen Gutsbesitzers, durch fremde und eigene Schuld von seiner Hufe vertrieben. Die Vergangenheit des Reisenden barg viel Irrthum und Mißgeschick, eines Freundes großmüthige Handlung leuchtete im Dunkel von Wangenheim's Erinnerungen. Zu vereinzelt

kam die Hülfe, um den hereinbrechenden Ruin aufzuhalten. Theodor's Vater hatte erst seinem langjährigen Nachbar den Besitz retten wollen, und nachdem er die Unmöglichkeit davon erkannt, war er der Familie beigestanden.

Julius Wangenheim zahlte eine Schuld, er lohnte die einzige edle That, die er jemals erfuhr. Wären die Menschen besser gegen ihn gewesen, dann wurde er auch nicht der finstere Zerfallene von jetzt, der nur humanere Gesinnung heucheln konnte, ein Weib zu bethören, um sein eingestürztes Haus wieder aufzubauen.

Dem blonden Husaren wurde es warm und weich um's Herz bei dem Gedanken an die väterlichen Jagden, des wohnlichen Schlosses Comfort, die vielen guten Dinge, die für ihn an der Heimath klebten. Er thaute völlig auf, Polissena's Bild schwand aus seinem Bewußtsein, es paßte nicht in diesen Rahmen.

XI.

Zwei Reisende, ein Mann und eine Frau, kamen in einer Barke von Mestre her. Die heitere Herbstsonne beschien die altersgrauen Gebäude der Lagunenstadt. Es bot sich ein herrlicher Anblick bei der Einfahrt durch den Kanal von Canareggio in den Canale grande.

Der hübsche, junge, aufrecht in der Barke stehende Mann genoß das Schauspiel unsophistisch, ihm vermochte keine getrübte Zukunft den heitern Moment zu verderben. Die große, schwarze, schlanke Frau an seiner Seite überließ sich nicht, wie er, der wohligen Empfindung, düstere

Gedanken zogen über ihre Stirne. Sie war des Kämpfens müde, hatte geglaubt, zu siegen, und nachdem sie ihr Trugbild vermeinten Glückes errungen, zeigten sich neue Schwierigkeiten.

Indessen besaß sie eine energische Natur, die nicht leicht sich der Entmuthigung hingab, so raffte sie sich auch jetzt kräftig empor. Erst befühlte sie ihre Tasche, die dreißig Napoleon — ihr Vermögen, befanden sich noch unversehrt darin. Alba hütete wohlweislich ihren Schatz, während der leichtsinnige Junge seine Baarschaft auf fröhliche Art mit ihr vergeudete.

„Was gedenkst Du bei unserer Ankunft in Venedig zu beginnen, Marchio?" sagte sie kalt.

Der hübsche Mann erwachte aus weichem Träumen.

„Ich gehe zu Maman und versöhne dieselbe; in wenig Tagen, hoffe ich, kannst Du mir nachkommen. Sollte im schlimmsten Falle meine Mutter ungewöhnlich hartnäckig sein, so gibt sie doch Geld, wovon wir einstweilen leben können", erwiederte Graf Bianchini. „Kommt Zeit, kommt Rath!" fügte er, die Achseln zuckend, hinzu.

„Wenn aber die alte Frau nicht nachgibt, was dann?" fuhr Alba fort.

„Du besitzest die Gewohnheit, Alles von der schwärzesten Seite zu betrachten", entgegnete ihr Gatte ungeduldig. „Maman liebt mich über alle Maßen und ein Weiberentschluß gleicht Märzenschnee", schloß er.

Es zuckte ein fast verächtlicher Ausdruck über Gräfin Bianchini's Gesicht, sie fühlte sich ihrem Gefährten überlegen. Im Glück war er ein bequemer Gatte, bei der ersten Widerwärtigkeit schrumpfte er in nichts zusammen.

„Ich erwarte Deine günstigen Nachrichten Palazzo Moro-Lin“, versetzte Alba mit leisem Spotte.

Marchio fragte nicht, er kümmerte sich nicht weiter um das Schicksal der Frau, die er vor einigen Monaten geheirathet hatte; mit leichtem, flüchtigen Abschiedsgruße sprang er an's Land.

Eine Dame schaute aus einem Fenster des mittlern Saales des Palazzo Bianchini herab auf die Wasserstraße. Sie zuckte schmerzlich zusammen, als sie die Barke erblickte und Marchio erkannte. Einen Augenblick überdeckte Leichenblässe das Gesicht der alten Gräfin, sie mußte nach der Marmortafel eines Tisches greifen, um nicht umzusinken. Indessen verlieh der kräftige Geist rasch dem hinfälligen Körper neue Spannkraft. Aufrecht stehend, den Blick starr auf die Thüre gerichtet, so erwartete sie den Eintretenden.

Der hübsche Junge beabsichtigte im Sturme Frieden zu schließen; er eilte in seiner leichtsinnigen Weise auf die Mutter zu, sie zu umarmen. Aber der sonst gewohnte Ausdruck erschien diesmal nicht auf deren Zügen, die Physiognomie behielt ihre marmorkalte Ruhe, und die Hand der alten Gräfin streckte sich abwehrend aus.

„Ich wollte Dir die Demüthigung ersparen, durch Bedienten abgewiesen zu werden, deshalb erkläre ich Dir selbst, daß ich Dir mein Haus verbiete, so lange Du mit — dieser Person zusammenlebst“, sagte die Dame mit fester Stimme. Hierauf kehrte sie Marchio den Rücken, ohne ferners dessen Anwesenheit im mindesten zu beachten.

Der junge Mann war überrascht, jedoch gewann sein leichtblütiges Naturell geschwinde die Oberhand.

„Maman, meine Baarschaft ist vollkommen erschöpft,

wenn Du mich von Dir stößt, so gewähre wenigstens die Mittel zum Lebensunterhalt", sagte er.

„Nicht einen Soldo", entgegnete die Gräfin; „sobald Du Dich von dieser Person trennst, kehrst Du auf dem alten Fuße zu mir zurück — bis dahin habe ich keinen Sohn."

„Nun wohl, Maman, dann will ich gehen und Schulden machen, Du zwingst mich dazu", versetzte Marchio Bianchini, und verließ das Gemach.

Als seine Schritte im weiten Vorsaal verhallten, brach auch die künstliche Kraft der Mutter zusammen. Heiße Thränen traten in die armen, alten Augen, und Gräfin Bianchini sank vernichtet auf einen Stuhl. Allein ihre Aufgabe war noch nicht vollendet, der schwerere Theil stund noch zu vollbringen. Wieder erlangte sie durch gewaltige Anspannung der Willenskraft äußere Fassung. Sie wankte an ihren Schreibtisch und warf mühsam einige Zeilen auf das Blatt. „Nach der Merceria di San Salvatore Ser Juan Vassari eigenhändig zu übergeben!" befahl sie mit fast tonloser Stimme dem auf ihr Klingeln erschienenen Diener.

Jetzt hatte Gräfin Bianchini das Ihrige gethan, heroisch gleich einer römischen Mutter, welche den Sohn ihren Grundsätzen opfert. Indessen lebte im Innern die starke Liebe fort, mächtiger noch angefacht von der durch die Umstände aufgenöthigten Strenge. Zum Brechen war das arme, alte Herz betrübt. Den sie trotz seiner Fehler wie einen Abgott liebte — mußte sie jetzt von sich stoßen. Die heftige Reaction der Gefühle machte Gräfin Bianchini ernsthaft krank.

Marchio ahnte wenig von dem Sturme, welchen er hinter sich zurückließ. Seiner Mutter Benehmen taufte er Eigensinn, er empfand darüber Erstaunen, indessen würde sie bald einlenken, davon hielt er die Ueberzeugung fest. Einstweilen schien die Sonne heiter auf das liebe Venedig, der Himmel war blau, die Luft köstlich. Dem hübschen Jungen erzeugte seine glückliche Constitution jenen Lebensturgor, der ihm unmöglich machte, sich zu grämen.

Die nächste, sich ihm aufdrängende Empfindung bestund darin, daß die Wasserfahrt ihm tüchtigen Appetit verursachte. Der Empfang im Palazzo Bianchini war ein kalter, ungastlicher gewesen; daher ging auch jetzt Conte Marchio's ganzes Sehnen und Denken unter im allmächtigen Gefühl des Hungers.

Der junge Mann beschleunigte seine Schritte, bis er den Markusplatz erreichte. Dort trat er sogleich ein beim französischen Restaurateur und bestellte ein feines Frühstück. Mit Behagen genoß er das leckere Mahl, welches er auf einen Tisch neben das Fenster hatte setzen lassen. Dazwischen schaute er nach dem Markusplatze hinab, wo zahlreiche Bekannte auf und nieder gingen. Gesättigt lehnte Graf Bianchini in seinem Stuhle, leerte langsam die Flasche leichten, französischen Weines und vertiefte sich dabei in die Unendlichkeiten eines italienischen Dessert. Der hübsche Junge spielte mit den Nüssen, den saftigen Früchten, er besaß eine ausgezeichnete Verdauung, in seiner köstlichen Nachtischstimmung vergaß er beider Frauen, deren, die er leichtsinnig geheirathet hatte und jener, die er schwer betrübt.

Später begab sich Marchio Bianchini auf den Platz hinab, dort traf er den Herzog von Belmonte; letzterer

schob sogleich seinen Arm in den des Vetters. Es schien, er beabsichtige eine Mittheilung, doch vermochte er nicht dazu zu kommen, weil sich ihnen mehrere Bekannte anschlossen.

Marchio dampfte seine Havannah in die blaue Luft, er befand sich in jener gelinde gehobenen, harmonischen Stimmung, worein eine gute Mahlzeit den vollkommen gesunden Menschen versetzt. Das Herz des hübschen Jungen pulsirte gleichmäßig, sein Sinn war leicht, seine Füße elastisch, obwohl er nicht wußte, wo sein Haupt hinlegen und ihm selbst die Mittel fehlten, das eben genossene Frühstück zu bezahlen.

Mancher hypochondrische Fremde, beschwert mit einer Million, nebst dicken, trägen Säften und einem schwarzgalligen Blute, der Marchio begegnete, mochte diesen beneiden. Die Heimathlosigkeit bedrückte den warmblütigen Südländer nicht weiter. Entweder forderte er Vetter Belmonte's Gastfreundschaft oder die Graf Delfino's, dann konnte er ja auch sich nach dem Palazzo Moro-Lin begeben zu seiner Frau, außerdem gab es Gasthäuser genug in Venedig. Marchio dachte in der That zu aufgeklärt, um sich wegen einer unbezahlten Rechnung mehr, Sorge zu bereiten.

Gegenwärtig bot der Spaziergang auf der Riva Genuß, sein nächstes Ziel bildete das Café della Nazione, wo Graf Bianchini im Freien Mokka zu trinken gedachte und dabei die Vorübergehenden zu mustern. Nachher blieb es noch immer Zeit, einen Entschluß zu fassen.

Am Fuße des Ponte della Paglia begegnete Marchio Baronin Nerheim; die Dame wurde feuerroth bei seinem

Gruße. War es doch seit jener fatalen Limonade das erste Zusammentreffen.

Zorn und Scham verwirrten die Wittwe — dabei sah Conte Marchio heute wieder so ausgezeichnet hübsch aus, daß sich zugleich auch ein ganz anderes, für immer überwunden gewähntes Gefühl in ihr Herz stahl.

Unwillkührlich folgte Frau von Nerheim mit den Augen noch eine Weile den Spaziergängern, die ihr jetzt den Rücken wandten. Bianchini's schlanke, geschmeidige Gestalt wirkte als ihre Blicke anziehender Magnet. Am Ponte della Paglia blieben die Herren stehen, nach kurzem Gespräche trennten sich Mehrere von der Gruppe. Zugleich entdeckte Angelique zwei rasch über die Piazzetta nahende Männer, der ihr bekannte Antiquitätenhändler Vassari war es, mit einem Häscher.

Neugierig trippelte die Wittwe hinter diesen beiden, auf Graf Bianchini Zuschreitenden drein. Marchio stund eben im Begriff, leicht auf Belmonte's Arm gestützt, die herrliche Brücke zu überschreiten, als der kleine Jude mit der Habichtsnase ihm den Weg vertrat und ein entfaltetes Papier vorhielt.

„Ich ermahne Sie, Signor Conte, Ihren vor vier Wochen fällig gewordenen, auf zweitausend Gulden lautenden Wechsel, nebst sechs Prozent Verzugszinsen, sogleich zu bezahlen, widrigenfalls ich genöthigt wäre, den Schutz des Gesetzes in Anspruch zu nehmen“, sagte der Wucherer.

„Bezahlen werde ich Sie nicht, Vassari, erstens, weil ich nicht will, und zweitens, weil ich nicht kann. Bedenken Sie Ihre schurkigen Provisionen! Ich erhielt kaum sechshundert Gulden baar Geld von Ihnen, für den Rest der Summe gaben Sie mir Waaren, die ich nicht feilbieten

konnte und daher um ein Dritttheil des angesetzten Preises wieder an Sie überließ. Sie finden keinen Vortheil dabei, mich einsperren zu lassen, besser, Sie treffen eine vernünftige Uebereinkunft mit meiner Mutter", erwiederte der Graf.

„Die Signora Contessa ist entschlossen, Sie Ihrem Schicksal zu überlassen und ferner nichts für Sie zu thun, das schrieb sie selbst", versetzte Ser Juan, Marchio ein Blatt zeigend, worauf dieser deutlich die Schriftzüge der alten Dame erkannte. Zugleich ertheilte der Wucherer dem Gerichtsdiener einen Wink.

Letzterer rief: „Im Namen des Gesetzes verhafte ich Sie, Conte Marchio Bianchini, auf Anrufen des Ser Juan Vassari, wegen fälliger Wechselschuld!"

Beim Beginne dieser Scene hatte der Herzog sogleich seinen Arm aus dem des Vetters gezogen und sich mit eiligen Schritten entfernt. Er war kein Freund in der Noth, auch lag die Zeit nicht weit zurück, in welcher Belmonte in ähnliche Situationen kam. Die ganze Sache weckte dem Herzog unangenehme Erinnerungen.

Baronin Nerheim stund nahe genug, um Alles zu hören; ihr erstes Empfinden war Triumph, das Schicksal rächte sie an dem verrätherischen Marchio. Sie selbst fühlte ihr Herz schwellen, von der Höhe ihrer zwanzigtausend Gulden Renten blickte es sich mit olympischer Sicherheit auf Wechselarrest. Bald jedoch schlug diese Stimmung um und machte Bedauern Platz.

Der hübsche Junge zog ruhig, als ob nichts vorgefallen, an seiner Cigarre.

„Es gibt für mich jederzeit ein Mittel, meine Mutter zu versöhnen, Vassari, jetzt fehlt mir noch die Lust,

dasselbe anzuwenden", bemerkte er. „Ich bin in Ihrer Macht und bereit, Ihnen zu folgen; doch ersparen Sie mir die Gesellschaft dieses Mannes. Zum Entfliehen fehlt mir die Möglichkeit, ich besitze auch nicht ein einziges Goldstück!"

„Meine Gondel harrt Rio della Paglia, der Gerichtsdiener kann uns dorthin vorausgehen, wenn Sie Ihr Ehrenwort geben, widerstandslos mit mir zu kommen, Signor Conte", entgegnete Vassari.

„Es freut mich, daß Sie so traitabel sind, Ser Juan", sagte der Leichtsinnige, „und ich hoffe, Sie werden mir auch noch gestatten, eine Tasse Kaffee zu trinken, wie ich es vor hatte, ehe mir die Ueberraschung zu Theil wurde."

Damit setzte Marchio Bianchini gelassen seinen Weg nach dem Café delle Nazione fort.

Der Antiquitätenhändler versuchte es kopfschüttelnd, gleichen Schritt mit dem Grafen zu halten, beruhigte sich indessen, wie er sah, daß dieser nicht entfernt im Sinne habe, zu entfliehen, sondern sich in die Sonne setzte und mit größter Seelenruhe Mokka schlürfte. Ser Juan nahm bescheiden an einem Nebentischchen Platz, von wo aus er seinen Vogel im Auge zu behalten vermochte.

Mit Marchio's Kaltblütigkeit, der vornehmen Unempfindlichkeit seines Wesens, schwand Angelique's Triumph gänzlich. Dieser Mann gefiel ihr zu gut, um ihn gleichgültig fallen zu lassen. Warum war er im Frühjahr nicht energischer vorwärts geschritten, und hatte ihr gestattet, ihn zu retten! Mit unmuthigem Seufzer setzte Frau von Nerheim ihren Spaziergang fort, zu beobachten gab es nichts mehr.

Wir verließen Alba Bianchini in der Barke, als Marchio mit so sanguinischen Hoffnungen das Haus seiner Väter betrat. Sie blickte ihrem Gatten etwas düster nach. Däuchte er ihr doch gleich einem schwanken Rohr, das nur sehr unsichere Stütze bot. Indessen fehlte Zeit zu Reflexionen, auch sie befand sich am Ziele.

Entschlossen zog die energische Frau den Shawl fester um ihre Schultern und stieg die Landungsstufen des Palazzo Moro-Lin hinan. Sie ging keiner blind zärtlichen Mutter entgegen, konnte nicht auf liebende Schwachheit rechnen, sondern auf feindlichen Empfang und kleinliches, interessirtes Abwägen etwaiger Vortheile. Jedoch kündete der zusammengekniffene Mund Festigkeit des Vorsatzes, die kalte, marmorglatte Stirne Siegeszuversicht.

So gewiß war Alba ihrer Sache, daß sie die Barke bezahlte und zurückschickte. Hierauf stieg sie ruhig die drei Treppen bis zur Wohnung des Rathes Fränkel.

XII.

Wie gewöhnlich während der Vormittagsstunden befand sich Signora Desirée in sehr zweifelhaftem Anzug. Sie saß mit Polissena zusammen und versuchte durch allerlei Kunstwerke alten Kleidern das Ansehen von neuen zu ertheilen. Bei dieser Beschäftigung zeigte die hübsche Puppe ungewöhnliches Talent. Fast Jedermann besitzt Fähigkeiten in irgend einer Richtung, „La Stella“ besaß Genie für Alles, was sich auf Bekleidungskunst bezog.

Der ungeduldigern Mutter gelang das Werk niemals

so gut, sie zerbrach viel Nadeln, zerriß viel Zwirn ohne Resultat. Aber das Mädchen konnte stundenlang Fleck auf Fleck setzen, gleichmäßig fortbürsten und streifen, bis eine wunderbare Metamorphose mit irgend einem unscheinbaren Toilettengegenstand vor sich ging. Dann probirte die hübsche Puppe das Erzeugniß ihres Fleißes vor dem Spiegel, und das Vergnügen, welches sie dabei empfand, dünkte ihr reichlicher Lohn für die langen, geopferten Stunden.

Eben that die heftige Signora Desirée mit der Scheere einen allzu energischen Schnitt, ein Stück Seidenzeug war verdorben, sie hielt dasselbe unmuthig in die Höhe.

„Gib, Maman, ich will es so ausbessern, daß Niemand den Schaden merkt“, sagte Polissena mit ihrem stereotypen, faden Lächeln, welches sich auch beim Anblick des trostlos klaffenden Risses nicht verlor.

Hierauf begann das Mädchen geduldig die Ränder einander zu nähern und gleichmäßig den Seidenfaden hin und her zu ziehen. Signora Desirée ließ einstweilen ihre Hände rasten und blickte auf ihr Kind. Sie liebte die Nadelarbeit nicht, ohnedem verdarb sie mehr, als sie gut machte.

„Was mag wohl Baron Breitberg bewogen haben, gestern Abend auszubleiben und zwar ohne, wie er es sonst immer thut, uns davon in Kenntniß zu setzen?“ bemerkte Signora Desirée nachdenkend.

„La Stella“ erwiederte nichts, sondern nähte eifrig fort, der Riß war ihr offenbar interessanter, als der Bräutigam.

„Mir gefällt die Geschichte nicht“, fuhr die klügere Mutter fort. „Bei einer Convenienzheirath hat so eine kleine Vernachläßigung nichts zu bedeuten, die Sache geht von selbst ihren gewissen Gang. Wo jedoch die Verhältnisse ungleich sind, der eine Theil gewinnt, der andere verliert, da ist jede Erkältung zu beobachten. Man kann nicht vorsichtig genug sein, um sich eine vortheilhafte Verbindung zu sichern. Eine Unbesonnenheit weniger in meinem Leben und ich hieße jetzt Gräfin Delfino!“

Ein Seufzer entschlüpfte, wie immer bei dieser Erinnerung der Brust der kampfgewohnten Frau, die den Verlust von Leonardo's Reichthum und dessen bevorzugter Stellung nie ganz zu überwinden vermochte.

„Wir haben jedoch das Ehrenwort des Husaren“, fügte Signora Desirée hinzu.

„Maman, sieh wie schön! man findet den Riß gar nicht mehr!“ rief Polissena triumphirend.

„St.! ich höre Tritte, vielleicht kömmt jetzt Breitberg“, versetzte die Frau des Rathes Fränkel und bereitete sich zu eiligem Rückzug vor, denn vor dem Husaren hielt man noch die Schattenseiten des Hauses möglichst verborgen, war er doch nicht unauflöslich an die Familie gebunden.

„Empfange ihn freundlich, keine Vorwürfe, hörst Du! doch suche ganz sachte den Grund seines gestrigen Ausbleibens herauszulocken. Fahre nur fort, zu arbeiten, die Männer haben es gerne.“

Nach dieser Ermahnung verschwand Signora Desirée hinter dem Thürvorhang, jedoch ließ ein Spalt desselben ihr Medusenhaupt sehen, uud bewies, daß sie sich nicht

entfernte, sondern blos aus der sichtbaren Gegenwart auf unbemerkten Beobachterposten zurückzog.

Der Anblick, welcher ihr beim Oeffnen der Thüre zu Theil wurde, brachte sie rasch in die Mitte des eben verlassenen Gemaches zurück. Eine hohe, schlanke Dame war eingetreten und nicht der Husar, wie es Signora Desirée erwartete. So überraschend wirkte dieser Besuch, daß selbst die starke Frau sich zu sprechen unfähig fühlte.

Den Moment starren Schweigens benützte Alba entschlossen.

„Ich bin mit Graf Marchio Bianchini vermählt und wünsche mich hier aufzuhalten, bis mir mein Gatte Aufnahme bei seiner Familie bereitete“, sagte sie kalt. „Kann ich durch meine neuen Verbindungen Ihnen oder Polissena nützlich sein, so finden Sie mich dazu willig“, fügte sie hinzu.

Wieder veränderte sich Signora Desirée's Physiognomie, diese Frau ward blutroth, die verschiedenartigen Gemüthsbewegungen bestürmten sie so gewaltig, daß es fast schien, als bedrohe sie ein Schlagfluß. Indessen zwang die stets Gefaßte ihrer Miene ein Lächeln auf.

„Du bist Conte Marchio's Gattin!“ rief „La Stella“, bevor noch ihre Mutter sich hinreichend sammelte zur Erwiederung, und eine Empfindung von Neid bewegte des Mädchens Brust.

„Sei willkommen“, preßte endlich Signora Desirée hervor.

Alba legte ruhig ihren Hut und Shawl ab und räumte das wenige mitgebrachte Gepäck zur Seite. Sie hatte vollkommen logisch auf das erzielte Resultat gerechnet. Der Verhungernden versagte die Familie Fränkel

ein Stück Brod — die Gräfin empfing sie mit der Maske der Freundlichkeit. Dennoch behagte unter den gegenwärtigen Umständen Gräfin Bianchini dieses Asyl besser, wie die ruhige Freistätte bei Abbate Rossi, die Menschen im Palazzo Moro-Lin waren ihr homogener.

Eigentlich rührte der zwischen Signora Desirée und deren Stieftochter bestehende Wider- und Uebelwillen mehr aus sachlichen, als persönlichen Gründen her. Interesse trennte sie, wo solches nicht in's Spiel kam, mochten sie sich sogar behagen.

Demgemäß fand auch Rath Fränkel, als er von seinem Büreau zum Mittagessen nach Hause kam, die Frauen friedlich um den Tisch sitzend, und Alba explicirte eben der eifrig lauschenden Polissena den Schnitt einer neuen Jacke, die sie auf der Reise gesehen.

Signora Desirée ertheilte dem auf das Höchste Ueberraschten flüsternd die nöthigen Winke, und der zärtliche Vater beeilte sich, sein Kind zu umarmen, welches vor etlichen Jahren mit einem Gondolier das Haus verlassen, aber jetzt einer der ersten Familien angehörig, dasselbe wieder betrat. Es schwebte bei diesem Akte Rath Fränkel der Wachtraum vor, er könne, wenn Signora Desirée's Speisekammer sich ungewöhnlich leer befinden, zu seinem Schwiegersohn Conte Bianchini zu Tische gehen. In dieser Stimmung wagte er schüchtern, seine Frau um eine Extra-Flasche Wein zu bitten, zur Feier von Alba's Ankunft, und erhielt freundliche Gewähr.

Hierauf ertheilte der kleine, alte Mann der Ehe seiner Tochter juridische Sanktion, indem er erklärte, daß der östreichische Staat die kirchlich Eingesegneten als

unauflöslich verbunden betrachte und aller Widerstand von Seiten der Familie Bianchini's fruchtlos sei.

Unter lebhaftem Geplauder kam der Abend heran, Fränkel begab sich in sein gewöhnliches Kaffeehaus, und Signora Desirée, Baron Breitberg's Erscheinen bestimmt erwartend, dachte nun ernstlich an's Ankleiden, zu welchem Zwecke sie im Nebenzimmer verschwand. Die zwei Stiefschwestern blieben allein beisammen, sie beschäftigten sich eifrig mit der Jacke und waren so vertieft, daß sie das Oeffnen der Thüre überhörten. Erst bei der Annäherung männlicher Tritte blickten sie in die Höhe.

Theodor Breitberg kam wirklich zu seiner Braut, jedoch nicht allein, sondern von einem Fremden begleitet. Polissena starrte auf Wangenheim und der Husar auf Alba. Diese dunkeln Augen verwirrten ihn, er hatte sie doch einmal früher gesehen — gegenwärtig hafteten dieselben frei an dem Gesichte des jungen Mannes. Gräfin Bianchini senkte den Blick nicht mehr, wie die klug berechnende Gesellschafterin vom Lido.

Baron Breitberg stotterte unter der stets durch Alba auf ihn erzeugten Bewegung die Vorstellung seines Freundes; Julius von Wangenheim, der im Kraal des Hottentoten und im Zelte des Arabers gewesen, fand sich auch hier bald in die Sachlage. Er knüpfte ein Gespräch an mit Polissena.

Gräfin Bianchini — dieser Name vermehrte die Dunkelheit — dabei Tochter des Rathes Fränkel! Theodor fand etwas Bekanntes und dennoch wieder unendlich Fremdes in dieser Frau. Er faßte sich soweit, einige gleichgültige Fragen an Alba zu richten, ob sie früher schon in Venedig gewesen und so fort. Die Antworten lauteten

kühl und ruhig, es sprach sich keine Verlegenheit darin aus. Der verlorene Faden der Erinnerung wollte sich nicht finden, und dennoch weckte diese Stimme dunkle, schattenhafte Anklänge bei dem Husaren.

Es ward ihm schwül zu Muthe. Seit den letzten Monaten drangen mehr Gemüthsaffekte auf ihn ein, als sonst in seinem ganzen Leben. Diese Theodor heterogenen Stimmungen versenkten ihn in Unbehaglichkeit und üble Laune. Wangenheim's Begegnung hatte mächtig alle Fühlfäden seiner Brust berührt. Die träge Natur des Barons begann sich langsam zu erhitzen, zu einer Art Reaktion gegen die anstürmenden, deprimirenden Eindrücke sich aufzustacheln. Diese Verhältnisse schärften auch des jungen Mannes gewöhnlich obtuse Fassungsgabe.

Die Gesellschaft beabsichtigte, auf dem Markusplatz spazieren zu gehen und später bei Suttil Eis zu essen, man wartete zur Ausführung dieses Planes nur auf Signora Desirée's Erscheinen. Der Himmel hatte sich seit dem Morgen verdüstert, was bei Umschlagen des Windes in Venedig so rasch geschieht. Polissena trat an's Fenster, die Wolken zu beobachten, sie bangte für ihren Anzug.

„Wir werden Regen bekommen, es bläst der Garbino", bemerkte das hübsche Mädchen bedenklich.

Das zufällige Wort fiel gleich zündendem Blitzstrahl in Theodor Breitberg's Seele. Einem starken Impuls nachgebend, sprach er Dinge, die wenigstens zwei der anwesenden Personen vollkommen unverständlich bleiben mußten.

Eines Abends — ich war damals noch fast fremd in Venedig, blies ebenfalls der Garbino, und ich verirrte

mich in dem Straßennetz, dabei hatte ich auch eine sonderbare Begegnung. So lautete des Husaren incohärente Rede, während welcher er seine Augen fest auf Gräfin Bianchini gerichtet hielt.

Alba zuckte zusammen unter den Worten, dem Blicke, es gab viele dunkle Schatten in ihrem Leben, die immer wieder gleich Gespenstern auftauchten, wenn sie dieselben auch begraben wähnte. Doch jetzt führte ihr der Unglücklichen Geißel das Gedächtniß den finstersten Punkt ihrer Vergangenheit vor. So viel Schlimmes sie auch erfuhr und that, es war damals der Gipfelpunkt des Elends, als sie verschmachtend auf der nächtlichen Straße lag.

Trotz aller Selbstbeherrschung erschütterte convulsivisches Zittern Alba's Körper, deren Lippen kniffen sich krankhaft zusammen, ihre Hände zerknitterten mechanisch, was sie hielten. Baron Breitberg also, der Bräutigam ihrer Schwester Polissena, war jener Offizier, den sie in der höchsten Noth vergebens um Hülfe angefleht. In der düstern Nacht hatte sie dessen Gesicht unter der breitkrämpigen Mütze kaum gesehen.

Der Husar seinerseits schrack zusammen. Unwahrscheinlich, wie es erschien, überzeugte er sich dennoch, Gräfin Bianchini, Baronin Nerheim's Gesellschafterin, Alba Fränkel und die Bettlerin von dem Rio della Misericordia, waren eine Person.

Diese Entdeckung vermehrte noch Theodor's Mißbehagen, sie versteinerte ihn fast, das bildete doch noch die größte Merkwürdigkeit der cours des miracles! Wer mit den Zigeunern der Civilisation nicht vertraut ist, kann sich auch kein Bild von den Seiltänzersprüngen ihres Geschickes entwerfen.

Der junge Mann langte nach seiner Mütze, um sich aus der ihn mit Gewitterschwüle drückenden Atmosphäre zu entfernen. Signora Desirée trat im nämlichen Augenblick unter die Thüre des Gesellschaftszimmers. Sie begrüßte mit siegreichem Lächeln die beiden Besucher, besonders strahlend wandte sie sich an Baron Breitberg und berichtete ihm die frohe Ueberraschung durch den Besuch ihrer Tochter — Gräfin Bianchini.

„Ich habe zu thun! Verzeihung! guten Abend!" mit diesen Worten stürzte Theodor unaufhaltsam aus der Thüre. Er hatte nicht eine Silbe vernommen von dem, was ihm Signora Desirée mitgetheilt, auch vergaß er des zurückbleibenden Freundes.

Die Frau vom Hause stund verblüfft über das Betragen des Husaren, ihr Blick streifte, Aufklärung heischend, die Gesellschaft.

„Entschuldigen Sie Baron Breitberg, ich werde Sie an dessen Stelle begleiten, meine Damen", versetzte Julius von Wangenheim mit einem Lächeln, das seltsam contrastirend auf seiner düstern Physiognomie saß.

Der Abenteurer errieth eine aus ihm noch unbekannten Gründen herrührende Förderung seines Planes.

Die wieder vollständig gefaßte Alba übersetzte der überraschten Stiefmutter das Deutsch des Fremden. Signora Desirée nickte Gewährung. Polissena begann endlich sich zu allarmiren, es stund doch wohl nicht alles so sicher mit Theodor, wie sie meinte. Der langweilige Bräutigam gewann stets an Interesse, sobald er leise Spuren des Abfalles zeigte. Gestern blieb er aus — heute wechselte er kaum ein Wort mit dem Mädchen und ging ungewöhnlich frühe fort, ohne Abschied, ohne Erklärung.

Selbst das indolente Geschöpf empfand etwas wie gekränkte Eitelkeit. Das Gefühl, welches Theodor Breitberg in Polissena zurückließ, glich nicht der sonstigen an Langeweile gränzenden Gleichgültigkeit, sondern es färbte sich mißmuthig.

Die Puppe hörte anfangs nur zerstreut auf die Unterhaltung ihres neuen Bekannten, der an ihrer Seite über den Markusplatz ging. Bald jedoch erwachte das Interesse. Wangenheim sprach von Paris, dem Eden ihrer Mädchen-Phantasie. Polissena Fränkel war so unwissend, wie es nur die schlecht erzogene Tochter eines ordnungslosen Hauses sein kann. Ohne Skrupel verlegte sie Peking nach England und London nach China, aber Paris, das kannte sie. Wenn das Mädchen in einem Putzladen Hüte oder Coiffüren mit lüsternen Blicken betrachtete, solche kamen gewiß von dorther. Der unnachahmliche Schnitt einer Mantille war dem fruchtbaren Hirn einer Pariser Schneiderin entsprungen. Daher kannte Polissena die französische Hauptstadt, das Vaterland der Moden, an der Seine lag ihr Mekka, ihr heiliger Ort.

„Wer doch das Glück hätte, einmal Paris zu sehen!" rief „La Stella" mit außergewöhnlicher Wärme.

„Ich bin wie zu Hause dort", bemerkte Julius mit dem Anscheine von Gleichgültigkeit. „Während des Sommers reise ich und verlebe den Winter in irgend einer Hauptstadt Europa's", fügte der Mann mit der frechen Stirne hinzu.

Ein verschiedenes Bild seines künftigen Daseins hatte Baron Breitberg dem Mädchen vorgehalten, die schreckliche Einsamkeit eines deutschen Dorfes. Polissena, die niemals Italien verlassen, verband mit Deutschland eine unbe-

stimmte Vorstellung von Eiszapfen. Es fror sie moralisch und physisch, wenn sie daran dachte. Vornehm und wohlhabend sollte sie zwar werden als die Gattin des Barons, aber Niemand in der Nähe besitzen, sie zu bewundern, zu beneiden. Oder für den Fall, daß Theodor's Familie unversöhnlich blieb, dann blühte ihr wieder wie jetzt das Loos relativer Armuth. Keine schönen Kleider, keine Feste, wie sie doch in „La Stella's" Einbildung mit Glück identisch waren.

Welch' ein anderes Dasein vermochte Wangenheim's Frau zu genießen! Ein leichter Seufzer entschlüpfte Polissena bei dieser Ueberlegung.

Fast schien es, als verstehe Julius des Mädchens Gedanken zu lesen, oder warf er von ungefähr das Senkblei aus und traf den letalen Fleck?

„Glauben Sie, mein Fräulein, man bekömmt trotz aller Abwechselung das Allein=Reisen satt und sehnt sich nach einer lieben Gefährtin", versetzte er.

„La Stella" erschrack beinahe bei dieser Bemerkung. Sollte es möglich sein, den kostbaren Mann zu gewinnen! Zum ersten Male schmiedete sie selbstständig einen Plan und beschloß zu handeln, ohne Signora Desirée's Insinuationen. Leise drückte das schöne Mädchen den runden weichen Arm gegen denjenigen, worauf es sich stützte. Solcher Gunstbezeugung hatte bisher noch Niemand sich von der indolenten Polissena zu rühmen gehabt.

„Bleiben Sie noch längere Zeit hier?" fragte Signora Desirée's Tochter mit beinahe zitternder Stimme.

„Leider nur mehr kurz, oder es müßten besondere Umstände mich fesseln" — erwiederte Julius.

Polissena erschrack wieder, hier galt es, nicht spröde zu thun!

Die starren, eckigen Züge des Heimathlosen rundeten und erwärmten sich ein wenig, als er erkannte den richtigen Weg eingeschlagen zu haben. Nun überließ er sich bereitwillig der Tändelei mit „La Stella", es bot dieselbe wohlthätige Diversion von seinen eigenen finstern Gedanken.

„Also morgen früh eilf Uhr San Giovanni e Paolo bei der Reiterstatue des Colleoni!" so trennten sie sich zwei Stunden später.

Julius traf seinen Freund in einer der kleinen Gaststuben des Albergo di San Gallo. Breitberg hatte mittlerweile melancholisch eine Flasche Wein nach der andern geleert und die adäquate Masse Cigarren dazu geraucht. Die Kameraden floh er, deren etwas lärmende Heiterkeit stimmte nicht zu seiner Gemüthsverfassung. So saß der Husar ungesellig in seiner Ecke und wartete auf Wangenheim, dessen langes Ausbleiben er sich nicht zu erklären vermochte.

„Erlösen Sie mich von meinem Worte!" stöhnte Baron Breitberg, der die ganze Zeit nur einen Gedanken hegte, sobald sein Freund nebenan an dem kleinen Tische Platz nahm.

Die Geschichte begann Julius Wangenheim zu interessiren, sein eigenes Leben krankte an weit drastischern Conflicten, wie ein gebrochenes, feierliches Versprechen.

Hierauf erzählte der Husar die sonderbare Entdeckung in Betreff Polissena's Schwester.

„Armer Freund, unter welch' eine Bande fielen Sie! reicht denn dieser Umstand noch nicht hin, Sie eines über-

eilt gegebenen Ehrenwortes zu entbinden?" erwiederte Julius.

Der junge Mann schüttelte verneinend den Kopf.

„Dadurch wird mir zwar die verwünschte Heirath noch vollständig verhaßt, aber die Fessel bleibt. Ich gab das Wort noch dazu in Gegenwart eines Kameraden!" bemerkte Theodor.

„Wir befinden uns auf dem besten Wege; dessen ungeachtet fürchte ich, daß in der kurzen Zeit von drei Tagen der Hauptschlag nicht gelingen könne", sagte Julius von Wangenheim.

„So geben Sie eine Woche zu, ich bitte Sie", entgegnete Baron Breitberg.

Die Physiognomie des Abenteurers verdüsterte sich wieder.

„Theodor," versetzte er nach einer Pause, „Sie wissen nicht, was es heißt, sein Stück Brod selbst erwerben, welch unermüdliche Energie dazu gehört. Eine thörichte Spekulation mißlang, sie hielt mich monatelang hin und erschöpfte meine Geldmittel auf das Aeußerste."

Es kostete dies Geständniß Wangenheim's Hochmuth ein schmerzliches Opfer; er zuckte dabei, wie der Kranke unter dem Messer des Chirurgen.

„Wenn es nur das ist!" rief der Husar erleichtert. „Nichts natürlicher, als daß Sie mein Gast sind und über meine Börse verfügen."

„Theodor, ich nehme dies Anerbieten an, weil ich hoffe, dadurch Ihnen und Ihrem Vater einen Dienst zu leisten", erwiederte der Heimathlose mißmuthig.

XIII.

Graf Delfino versammelte einige Gäste bei einem kleinen Mahle. Darunter befand sich auch der Herzog von Belmonte. Die ausgezeichneten Speisen, die feinen Weine verbreiteten Heiterkeit. Es mußte jedem wohl werden am gastlichen Tische des Patriziers. Lautlos gleich Automaten servirten seine gut geschulten Bedienten, das vornehme, reiche Haus spiegelte sich in tausend Kleinigkeiten.

Es waren nur Männer zugegen, beim Dessert wurde die Unterhaltung sehr frei. Jeder erzählte von seinen Erfolgen, der Weise allein nahm keinen Antheil an diesen Gesprächen, er hörte ruhig zu. Alle Uebrigen überbot der Herzog, unter dem Einflusse edlen Rebensaftes vergaß er vollständig, daß es daheim im Palazzo Rezzonico eine Frau gab, welche seinen Namen trug.

„Was sind alle Freuden der Vergangenheit gegen die Götterlust, die mich heute Abend erwartet!" lallte Belmonte mit der Aufrichtigkeit, die der Wein erzeugt.

„Auf die Gesundheit des Sterns von Venedig! meines Liebchens!" rief er, sein Glas erhebend.

Fast ungehört verloren sich diese Worte im allgemeinen Lärmen, jeder sprach und keiner achtete auf den Nachbarn, nur der Patrizier vernahm die Prahlerei.

„Belmonte, Sie wissen nicht mehr, was Sie reden", entgegnete derselbe ernst in halblautem Tone. „La Stella steht unter meinem Schutze, ihr Ruf ist rein und soll durch Niemand befleckt werden."

„Bah! nehmen Sie die Sache doch nicht tragisch,

Delfino, Sie besitzen keinen Grund zur Eifersucht, ich respektire die Mutter!" bemerkte der Herzog lächelnd.

Der alte Herr fühlte sich verstimmt, das Mahl war ihm vergällt und bald nachher hob er die Tafel auf.

Um dieselbe Zeit, als sich die Gäste aus dem Palaste des Patriziers nach verschiedenen Richtungen entfernten, trennte sich auf dem Markusplatze Alba von Polissena.

Gräfin Bianchini fühlte sich durch das Schweigen ihres Gatten beunruhigt, sie beschloß, Erkundigungen einzuziehen und nicht ganz sicher über deren Resultat, zog sie vor, dasselbe allein, als vor Zeugen zu thun.

„Erwarte mich hier, in längstens einer halben Stunde bin ich wieder zurück, dann begeben wir uns zusammen heim", sagte Alba und verlor sich schnell in der Calle lunga di San Moisé, ohne auf Polissena's Antwort zu hören.

Das Mädchen gerieth in große Verlegenheit; was beginnen? „La Stella's" Gesicht war gleich einem Wahrzeichen Venedigs, jeder kannte es, sie konnte unmöglich ohne Begleitung auf der nächtlichen Straße bleiben. Ihren Vater in dem nahen Kaffeehause della Victoria abzuholen, dazu war sie zu schüchtern. Für den Fall, daß Polissena voraus nach Hause eilte, durfte sie darauf rechnen, von Signora Desirée mit Scheltworten empfangen zu werden. Das erschreckte Mädchen fand keinen andern Ausweg, als mit dem Gesichte gegen die Mauer gedrückt stehen zu bleiben, bis Alba wieder käme.

So stand Polissena zitternd in ihrer Ecke und hörte wohl die Vorübergehenden, aber sah sie nicht. Zuerst passirte der Herzog von Belmonte die Arkaden des Palazzo

reale, er trällerte eine Canzona und beachtete die dunkle zusammengekauerte Gestalt nicht.

Hierauf verfloß eine bange halbe Stunde, Gräfin Bianchini war noch immer nicht zurück; da schlugen diesesmal deutsche Laute an das Ohr des Mädchens, es war Baron Breitberg's Organ.

„Ich fahre auf einige Tage nach Padua", sagte der Husar. „Bis sich der Eindruck der Begegnung jener sonderbaren — ich weiß nicht, wie ich sie nennen soll, auf mich legte, vermag ich Niemand von der Familie Fränkel zu sehen."

„Ich bleibe hier, Du bist doch nicht eifersüchtig?" versetzte Wangenheim's stets etwas ironisch klingende Stimme.

Das Weitere des Gespräches der Freunde verhallte, deren Schritte entfernten sich. Polissena hatte sich noch ängstlicher verborgen wie vorher, diese Zwei durften sie am allerwenigsten erblicken.

Alba war, nachdem sie ihre Schwester verlassen, rasch nach dem Palazzo Bianchini gegangen. Unter dem Wasserthore desselben lehnten einige Diener. Die stattliche, ihnen unbekannte Dame trat auf dieselben zu und erkundigte sich nach Conte Marchio.

„Er war gestern hier, Signora, ging indessen sogleich wieder fort", lautete die Antwort.

Dieses zu erfahren, überraschte Alba natürlich, sie überlegte einen Augenblick, dann wandte sie sich höflich an Denjenigen, welcher ihr die Auskunft ertheilte und sagte: „Könnten Sie mir keine Andeutung geben, wo Conte Bianchini gegenwärtig zu finden ist?"

„Signora, darüber vermuthe ich, vermag Ihnen der

Wucherer Vassari San Salvatore die beste Auskunft zu ertheilen. Zu dem trug ich gleich nach Conte Marchio's Hieherkommen einen Brief unserer Herrin", plauderte ein kecker, junger Bursche dazwischen.

„Wirst Du nicht lernen von den Angelegenheiten Deiner Herrschaft zu schweigen, Tonio!" versetzte tadelnd der alte Diener, welcher zuerst gesprochen. „Wahrlich, wenn Du Deine Zunge nicht besser regierst, wird es Dir an Ungemach nicht fehlen. Sonst war ein Venetianer Gondolier still wie seine Gondel", fügte der Greis ernst hinzu.

Alba achtete nicht mehr auf das Gespräch der Diener, sie hatte genug vernommen; wenn ihr Fuß noch zögernd an der Schwelle haftete, geschah es bloß deßhalb, weil sie mit sich selbst zu Rathe ging, was zunächst beginnen? Den Zusammenhang errieth sie unschwer. Der leichtsinnige Marchio sah sich in seinen Erwartungen getäuscht, aristokratischer Stolz und Grundsätze überwogen selbst einer Mutter thörichte Liebe für den ungerathenen Sohn. Diese Nachricht konnte nicht ermangeln, sich rasch in Venedig zu verbreiten, gelangte dieselbe bis zum Rathe Fränkel, alsdann endete dessen Gastfreundschaft. Alba's Vergangenheit verlieh ihr fürchterliche Klarheit, es herrschte vollständige Enttäuschung in der erbitterten wunden Seele. Zu Vassari mußte sie zunächst, dort lag Entscheidung. —

Nach wenigen Minuten schlug die entschlossene Frau, ohne den Markusplatz zu berühren, die Richtung von San Salvatore ein. Wenn sie über den drastischen Verwicklungen ihres eigenen Lebens der harrenden Polissena vergaß, so war dieses nur zu natürlich.

Ser Juan hatte eben sein Gewölbe geschlossen; er

befand sich in der Hinterstube des Magazins mit seinen Büchern beschäftigt. Verwundert blickte der Wucherer auf die ungewöhnliche Erscheinung, die ihn in seiner Höhle überraschte.

Alba war zu aufgeregt, einen langen Eingang zu suchen. „Wo befindet sich Conte Marchio Bianchini?“ fragte sie, die dunklen Augen fest auf den Antiquitätenhändler gerichtet.

„An einem Orte, der ihm nicht gefällt, schöne Dame“, entgegnete der Jude mit seinem häßlichen Lächeln. „Sie erweisen ihm und mir einen Gefallen, wenn Sie Conte Marchio daraus befreien. Es handelt sich blos um die Kleinigkeit von zweitausend Gulden.“

Alba's schlimmste Befürchtungen trafen also richtig ein. Obwohl vorbereitet, erschrack sie gewaltig; so drohte denn das schwache Rohr zu brechen, auf welches sie sich zu stützen hoffte. Der müde Wanderer, dem das Lager verweigert wird, mag empfinden, was in Gräfin Bianchini's Seele vorging. Der mit so viel List und Anstrengung errungene Preis zeigte sich nun werthlos. Das stärkste Herz wird zuweilen zum Brechen voll, es erscheint dann das Leben so allen Reizes entblößt und Kampfes unwürdig!

Doch in einer kräftigen Natur dauern diese Augenblicke der Entmuthigung nur kurz. Alba war auf einen Stuhl gesunken in der Hinterstube des Antiquitätenhändlers; sie raffte sich empor. Ser Juan schrieb die Bewegung der Dame einem ganz falschen Motiv zu, er glaubte an deren Zärtlichkeit für Marchio und beschloß, dieses Gefühl auszubeuten, um zu seinem Gelde zu gelangen.

„Der Signor Conte ist ein liebenswürdiger Cavalier

und wird sich dankbar erweisen", unterbrach Vassari das Schweigen.

In peinlichen Gedanken mit ihrer eigenen Lage beschäftigt, ging Alba langsam durch die Mercerien nach dem Markusplatze. Dort unter den Bogen des Palazzo reale hatte sie Polissena gelassen, das fiel ihr erst wieder ein, als sie in die Nähe der Stelle gelangte. Uebrigens zeigten sich die Arcaden leer, das Mädchen war fort. Gleichgültig verfolgte Alba nach dieser Entdeckung ihren Weg, ungeachtet sie bei ihrer Ankunft im Palazzo Moro-Lin einen Kampf mit ihrer Stiefmutter voraus sah.

Signora Desirée hatte ihre beiden Töchter ausgeschickt, die jüngere der ältern anvertrauend, und unter dem Vorwand von Kopfweh zu Hause bleibend. Nun mochte „La Stella" irgend eine Unannehmlichkeit begegnet sein. Gräfin Bianchini ging furchtlos ihrer alten Feindin entgegen, bereit, die Maske der kurzen Freundschaft abzustreifen. Ohnedem erforderten die Verhältnisse jetzt einen andern Plan zu fassen. Wer mit des Lebens reellen Uebeln zu kämpfen hat, wird wenigstens abgestumpft gegen die imaginären.

Die Puppe Polissena stund solange in ihrer Ecke, bis ein Betrunkener ihr freche Worte in's Ohr flüsterte. Hierauf vertrieb die größere Furcht die kleinere, und sie rannte zitternd heim. Auf der Treppe der dritten Etage schallten dem Mädchen die Tritte eines Mannes entgegen, in der dichten Finsterniß war es unmöglich, Jemand zu erkennen. Polissena drückte sich an die Wand und ließ den ihr Unbekannten vorüber.

Von oben ertönten scheltende Stimmen, dann flog die Thüre des Vorplatzes auf und Capitain Richter erschien einen Augenblick flüchtig beleuchtet durch eine trübe

Oellampe. Er warf mißmuthig die Thüre in's Schloß und brummte vor sich hin: „Ich will verdammt sein, wenn ich diese Barake je wieder betrete!“

Es gab Sturm, überall Sturm! zum Glücke hatte Polissena den Schlüssel bei sich, sie öffnete geräuschlos und erreichte ihr bescheidenes Zimmer, ohne der gefährlichen Signora Desirée zu begegnen.

Eine Viertelstunde später erschien Alba, sie machte einer gewöhnlichen Politik zufolge dem Mädchen Vorwürfe, den verabredeten Platz verlassen zu haben. Die Frau vom Hause wurde nicht mehr sichtbar, so blieb wenigstens von dieser Seite Erklärung unnütz. Später traf die Köchin ein, welche ebenfalls ausgeschickt worden war, und zuletzt schwankte Rath Fränkel angetrunken die Treppe herauf. Nachher ward Alles stille in der dritten Etage des Palazzo Moro-Lin.

Alba fand Zeit, ungestört ihren Zukunftsplan zu entwerfen. In den langen Stunden der Nacht schlief sie nicht, sondern lauschte, wenn die düstern Gedanken sie dazu kommen ließen, mit Neid Polissena's gleichmäßigen, ruhigen Athemzügen. Die zwei Schwestern schliefen im nämlichen Zimmer.

Gräfin Bianchini fand in ihren Verhältnissen nur einen tröstlichen Punkt, sie war gesetzlich Marchio's Frau. Von dieser festen Position aus konnte sie mit der Familie ihres Gatten unterhandeln, ein Stück Brod mußte wenigstens das Resultat davon sein. Indessen galt es, an sich kommen zu lassen, Anerbietungen zu erhalten, und sie zwängte mit äußerster Anstrengung ihren energischen, zu entschlossenem Vorwärtsgehen geneigten Charakter in die Rolle des Passiven.

Gegen Morgen endlich, nachdem sie alle Eventualitäten hin und her erwogen hatte, fiel auch Alba in fieberhaften Schlaf.

Am frühen Vormittage regte sich nichts bei der Familie Fränkel, sie schliefen alle lang in den Tag hinein. Nur die Knaben begaben sich in die Schule, aus welcher sie erst Abends nach Hause zurückkamen und gleich zu Bette gingen. Es besteht bei vielen italienischen Familien die Einrichtung, daß man von den Kindern wenig sieht, dieselben werden soviel als möglich beseitigt. Erst sind sie bei der Amme, zweijährig sendet man sie bereits nach der Schule. So geschah es auch bei Fränkel, Besucher sahen „La Stella's" bedeutend jüngere Brüder niemals.

Polissena selbst erhob sich zuerst, sie stahl sich leise von Alba's Seite, kleidete sich höchst geschmackvoll an, warf einen dichten Schleier über ihr reizendes Haupt und trippelte nach San Giovanni e Paolo. Es war das zweite Mal, daß sie diesen Weg antrat, in nichts so sehr wie bei einem Rendez-vous, gilt der Grundsatz: nur der erste Schritt kostet! Die gestern zaghaft und schüchtern erschienen, verfügte sich heute freudig zu dem Manne, welcher seine Frau nach Paris führen würde. Dies angenehme Herzklopfen hatte sie Theodor gegenüber niemals empfunden. Es galt jedoch ebensowenig Julius von Wangenheim's Person, wohl aber den mit derselben in Verbindung gesetzten Hoffnungen und Träumen.

Es war einer jener köstlichen, venetianischen Spätherbsttage, die an Reiz einen deutschen Mai weit übertreffen. Die Sonne sandte ihre Strahlen schräg auf das alterthümliche Portal von San Giovanni e Paolo, der düstern venetianer Westminsterabtei. Die wunderschöne, aber

nicht ganz regelmäßige kleine Façade des Hospitals zeichnete sich ab in ihrer bunten Marmorpracht, mit den Alto rilievi und den prächtigen Löwen. Nach vornen begrenzte den engen Platz ein Kanal, der nordwärts der großen Façade des Hospitals entlang die Fondamente nuove durchschneidend sich in die Lagunen ergoß. Oestlich befanden sich einfache Wohnhäuser, über deren weißgetünchte Wände die Rebe sich lieblich wand, in jenen unnachahmlichen Festons des Südens. Ein wolkenlos, tiefblaues Stück Himmel lachte auf den kleinen Platz herab, in dessen Mitte sich aus vergoldetem Erze die Reiterstatue des tapfern Generals der Republik von San Marco erhob.

Am Sockel lehnte ein Mann unfähig, sich gänzlich dem Reiz dieser Scenerie zu entziehen. Lange hatte er nicht mehr so leicht geathmet, war so wenig von finstern Dämonen gequält worden, wie eben heute. Warum durfte er nicht weilen auf der köstlichen Stätte, die Blume des Vergnügens brechen! Ein feindliches Geschick trieb ihn rastlos fort, zu suchen — niemals zu finden. Solche Ahasvere zählt unsere moderne Civilisation viele, die gleich den Landsknechten des Mittelalters durch's Leben ziehen.

Polissena stund neben Julius, sie war mit lautlosen Schritten genaht und legte jetzt tändelnd die Hand auf seinen Arm, ihn aus weichem Träumen erweckend. Ein Lächeln flog über das Angesicht des Abenteurers, es lag wieder etwas Jugend und Lebensfrische auf seinen verwelkten und erschlafften Zügen.

„La Stella“, seien Sie gegrüßt, mein hübscher Morgenstern“, flüsterte er zärtlich.

„Erzählen Sie mir von Theodor's Familie, seiner Heimath", sagte das Mädchen; „mich in dieser Angelegenheit zu berathen, war ja doch der Grund, weshalb ich gestern und heute kam", fügte Polissena mit ungewöhnlicher Schlauheit hinzu.

„Also nicht um meinetwillen erschienen Sie, Fräulein?" fragte Wangenheim.

„Sie können ja und wollen wohl auch mir nichts anderes sein, als Theodor's Freund", lispelte das Mädchen.

„La Stella's" Augapfel verschwand unter dem gesenkten lang befranzten Lid, der Schwanenhals neigte sich leicht nach vornen und ein zarter Carmin färbte die lieblich geformte Wange. Es war ein gefährliches Spiel, das der Mann an der Reiterstatue des Colleoni trieb, die Gefahr des Verbrennens lag nahe. Uebrigens zeigte sich auf der andern Seite die Erregung, in welche er gerieth, seinen Plänen günstig, sie verlieh den Worten des Abenteurers den Accent der Wahrheit.

„Lieben Sie denn auch Breitenberg?" stammelte er.

Das Wort Liebe war für „La Stella" nichts weiter, als eine conventionelle Phrase, ohne Sinn und Bedeutung.

„Er ist mein Verlobter", entgegnete das wohlgeschulte Mädchen.

„Wenn sich aber ein anderer Mann fände, der Ihnen ein besseres Geschick böte! was dann?" forschte Wangenheim weiter.

Signora Desirée's Tochter schwieg und hielt den Kopf gesenkt; sie lehnte die Voraussetzung nicht ab, hütete sich jedoch vorsichtig, dieselbe zu bestätigen.

„Polissena, ich bin Theodor's Freund und kann ihm

daher die Braut nicht rauben, die Entscheidung muß von Ihnen ausgehen", fuhr Julius fort.

Das Risico zeigte sich für das Mädchen zu stark, das doppelte Spiel fing an, dessen Kräfte zu übersteigen. Es wäre viel mehr in Polissena's Geschmack gewesen, erst den Einen sicher zu haben, bevor sie den Andern entließ. Jetzt galt es, sich bei der klügern Henne Rathes zu erholen. Sehnsüchtig blickte „La Stella" in die Ferne, ob nicht irgend ein Wanderer dem stillen Platze nahe und willkommene Störung bringe.

„Polissena, ja oder nein, ich muß eine bestimmte Antwort erhalten", versetzte Wangenheim dringend.

„Ja", flüsterte kaum hörbar das verwirrte Mädchen.

Kaum entfuhr diese gefährliche Silbe „La Stella's" Lippen, als ein Dominikaner in seiner weißen Kutte über die Brücke kam. Er traf eine Minute zu spät ein!

„Hier naht Pater Girolamo, der mich kennt, leben Sie wohl!" stotterte Polissena und flog wie ein abgeschossener Pfeil nach der engen Seitengasse in der Richtung des Arsenals.

„Verweilen Sie!" rief Wangenheim dem Mädchen nach und versuchte demselben zu folgen, verlor jedoch schon bei der ersten Biegung des Weges die schlanke Gestalt aus den Augen.

Es bedurfte eine Weile, bis sich Julius Gedanken wieder abklärten und er vermochte, Dichtung von Wahrheit zu trennen. Er hatte begonnen, sein Spiel etwas allzunatürlich durchzuführen. Allmählig ersetzte Reflexion den Phantasietraum, „La Stella" war zwar wunderhübsch, jedoch rechnete auch sie, soweit es deren beschränkte, geistige Fähigkeiten zuließen.

Auf dem Markusplatze traf der Abenteurer einen Flottillenoffizier, welcher ihn begrüßte. Wangenheim erinnerte sich, denselben in Breitberg's Gesellschaft gesehen zu haben. Doch näherte sich jetzt der Capitain offenbar in der Absicht, Julius anzureden.

„Können Sie mir nicht gefälligst mittheilen, wo Baron Breitberg zu finden ist?“ sagte Richter, denn dieser war es.

„Mein Freund fuhr gestern auf einige Tage nach Padua“, entgegnete Wangenheim.

„Gestatten Sie mir eine anscheinend unbescheidene, aber nicht ohne Absicht gethanene Frage; was halten Sie, der Sie ein Freund und Landsmann des Barons sind, dessen Familie kennen, von seiner beabsichtigten Verbindung mit Polissena Fränkel?“

„Sie erscheint mir als unverzeihliche Thorheit, wodurch Theodor die Aussichten seiner Zukunft rettungslos verdirbt“, antwortete Julius.

„Diese Heirath ist unmöglich?“ rief der Flottillenoffizier mit Eifer.

Julius von Wangenheim blickte den Capitain verwundert an. Uebrigens freute es ihn, einen Verbündeten da zu finden, wo er es kaum hoffen durfte.

„Sie würden mich zum Dank verpflichten, wenn Sie Ihre Meinung näher begründen wollten“, erwiederte er.

Richter war zu weit gegangen, um zu retiriren. Auch stachelte ihn Rache gegen Signora Desirée, welche ihn betrog, wie einer eigenthümlichen Logik zufolge der Hausfreund sich vordemonstrirte, auf eine durchaus nicht legale Verbindung pragmatische Rechte gründend. Delfino's ältere Ansprüche hatte der Capitain geduldig er=

tragen, aber gestern Abend kam er um eine halbe Stunde zu früh nach dem Palazzo Moro-Lin, wo er sich mittelst eines Privatschlüssels einließ, nachdem er zuvor die Dame vergebens auf dem Markusplatze und den gewöhnlichen Zielen ihrer Promenade gesucht hatte. Signora Desirée's kluge Combination scheiterte an Graf Delfino's ausgezeichnetem Diner, welches Belmonte über die verabredete Zeit hinhielt. Nach des Herzogs Fortgehen fand zwischen der Frau des Rathes Fränkel und Richter eine ziemlich heftige Erklärung statt — sie endete mit gänzlichem Bruch.

Außer dem rein persönlichen Motiv seiner alten Freundin und neuen Feindin das Spiel zu verderben, trieb den Flottillenoffizier auch noch die Rücksicht, daß ja er Baron Breitberg in die Familie Fränkel eingeführt und einigermaßen für die aus dieser Bekanntschaft hervorgehenden Consequenzen verantwortlich sei. Der gestrige Abend hatte ihm die Frau des Hauses in ungeahnter Schwärze gezeigt.

Da nun die Bahn der Aufrichtigkeit betreten war, beschloß auch Richter, Signora Desirée fernners nicht zu schonen. Bei einem Verkehr, wie derselbe zwischen ihr und ihm stattfand, speichert sich immer ein gutes Material zum Hasse auf. So lange die gegenseitige Ausgleichung erfolgte, lag dieses latent, aber der anbrechende Strahl der Erkenntniß brachte es zur Oberfläche.

„Baron Breitberg gab unbedachtsam sein Wort und hält sich gebunden; jedoch nach den Erläuterungen, die ich ihm zu geben vermag, sieht er hoffentlich sein Versprechen als moralisch gelöst an. Mit der Familie Fränkel kann sich kein Mann von Ehre verbinden", bemerkte Richter.

„Sollten Sie den kurzen Weg nach Padua scheuen, um dieses meinem Freunde selbst mitzutheilen? Sie galten ihm ja gleichsam als Gewährsmann seines Gelöbnisses", versetzte Julius von Wangenheim eindringlich, da er nicht ungern seiner Rolle sich überhoben sah.

„Es ist meine Pflicht, weil der Herr Kamerad durch mich in dieses Haus kam, ich bin sogleich bereit", erwiederte der Flottillenoffizier.

Wirklich bestiegen die beiden Herren ohne Verzug den Omnibus, der am Ponte della Paglia liegt, um die Reisenden nach dem Bahnhof zu bringen. Julius hatte die eine Lehre wenigstens aus mannichfacher, bitterer Erfahrung geschöpft, den rechten Moment nicht verstreichen zu lassen.

XIV.

Graf Delfino saß an dem auf sein Diner folgenden Tag nicht mit seiner gewöhnlichen Ruhe unter den Büchern, eine unbequeme Zerstreuung störte den Genuß. Belmonte's Worte drängten sich immer wieder dem Geiste des Patriziers auf.

Es mischte sich nun seit längerer Zeit etwas Unbehagliches in seine Verbindung mit Signora Desirée, so wenig mißtrauisch Graf Delfino auch sein mochte, begann er dennoch zu argwöhnen. Hatten ihn doch seine im Interesse der alten Gräfin Bianchini unternommenen Nachforschungen in die dunkelsten Nachtseiten der socialen Zustände geführt, und es betraf eine Tochter des Hauses Fränkel.

Graf Delfino war äußerst empfindlich in allem, was die Ehre berührte, unbefleckt wie das Fell des Hermelins, so, meinte er, müsse ein edler Name getragen werden. Diesen strengen Grundsätzen opferte er die Verbindung mit dem Mädchen seiner Liebe, welchem er im Herzen niemals die Treue brach.

Sollte nun dennoch durch diese Frau Schande auf den Patrizier spritzen? war sie tiefer gefallen, als er es ahnte? Die zweite Tochter des Hauses Fränkel, Polissena, war bisher unberührt von der Verleumdung geblieben. Zum ersten Male wagte es der Herzog von Belmonte, dieselbe anzutasten — freilich in betrunkenem Zustande. Wahrheit oder Lüge? Diese Lösung berührte den alten Herrn persönlich. Polissena war — Signora Desirée's Tochter und stund ihm unendlich näher, als die fremde Alba.

Quälgeister solcher Art stiegen aus den Folianten hervor, tanzten über die Buchstaben. Graf Delfino verzichtete auf den Versuch, den ihm von Rossi mitgetheilten interessanten Codex Polani zu prüfen. Er spielte mit seinen Vögeln und seinen Pflanzen, die gewöhnliche, harmonische Seelenstimmung wollte sich nicht einfinden.

Im Laufe des Vormittags erschienen einige Zeilen von der alten Gräfin Bianchini, mit der Bitte, sie zu besuchen. Der Patrizier that es sogleich.

Er fand Marchio's Mutter erschöpft in einem Lehnstuhl, mehr liegend, wie sitzend, die eingesunkene, gebrochene Gestalt versank beinahe in dem weiten Sitze. Bei Graf Delfino's Eintritt erhob sich eine bei der Gräfin zum Besuch anwesende Dame. Der Patrizier erkannte die Herzogin von Belmonte und entdeckte zugleich an den

rothen Augenliedern der Fortgehenden die Spuren von Thränen.

Marchio's Mutter streckte dem Ankömmling ihre abgemagerte, gegenwärtig fiebernde Hand entgegen.

„Verzeihung, daß ich abermals Ihre Vermittlung in Anspruch nehme", sagte sie.

Der Patrizier beugte sich über die feinen, abgezehrten Finger.

„Contessa, selbst wenn mir Ihre Person weniger Verehrung und Interesse einflößte, als es der Fall ist, wäre ich bereit, Ihnen zu dienen", erwiederte er.

„Unter wieviel Formen tritt doch die Sorge auf Erden auf! Sie nimmt proteusartige Gestalt an und kleidet sich in die Maske unserer Lieben, um uns energischer zu quälen", bemerkte Gräfin Bianchini.

„Ihr Geschlecht faßt alle Beziehungen zu subjektivisch auf und martert sich häufig unnütz. Ruhige Ueberlegung hilft uns gleichmüthig über die meisten Mißstände des Lebens, das reizbarere weibliche Geschlecht aber setzt an die Stelle der Reflexion den Gemüthsaffekt und leidet unter einer Empfindung, die sich durch kräftigen Denkakt niederschlagen ließe", entgegnete der Patrizier.

„Sie haben Recht, Delfino", versetzte die alte Dame mit schmerzlichem Lächeln. „Da verläßt mich soeben die Herzogin von Belmonte; sie war ganz aufgelöst in Thränen, weil ihr Gemahl, der nach ihrer Behauptung sie nicht liebt, seine Frau heute Nacht mehrmal „La Stella" nannte. Nun quält sich die Arme mit Eifersucht. Freilich befindet sie sich in einem Zustande, der uns noch reizbarer macht wie sonst."

Diese Mittheilung berührte den Patrizier sonderbar, er schwieg.

„Sehen Sie, Conte, so thöricht ich den Kummer meiner Cousine finde, bin ich doch in Bezug auf Marchio nicht weniger unvernünftig. Dieser Sohn bricht mein Herz", fuhr die Gräfin mit dem einfachen Accent der Wahrheit fort.

„Wenn ein Mensch sich unserer Liebe völlig unwürdig zeigt, merken Sie wohl, Contessa, ich behaupte nicht, daß es mit Marchio schon so weit kam, dann gebietet die Vernunft, denselben gänzlich von uns zu stoßen. Er muß ein Fremder uns werden fortan und kann uns folglich auch nicht mehr betrüben", sagte der Patrizier ruhig.

„Wären Sie wirklich im Stande, diese stoischen Grundsätze zu üben, Delfino?" fragte Gräfin Bianchini mit matter Stimme.

„Zweifellos, verehrte Freundin; Geliebte, Gattin, Kind oder Eltern, Geschwisterte würden getrennt von mir durch eine schwere Schuld, durch jede Niederträchtigkeit. Weder die Bande des Blutes, noch die der Wahl dürfen bis zu einer Verblendung des Urtheils fesseln", entgegnete der alte Herr und es blitzte für einen Moment Entschlossenheit, nebst etwas Wärme aus seinem so kühlen, gleichmäßigen Wesen.

„Dann versagen Sie mindestens nicht Mitleiden und Theilnahme einer schwachen Frau, die unfähig ist, zu handeln, gleich Ihnen. Auch ich verurtheile, was Marchio that und liebe ihn dennoch. Ich beherrschte meine Neigung, gelobte nichts für ihn zu thun, bis er sich von diesem Weibe trennt und sandte den Sohn unbarmherzig in's Gefängniß. Doch seitdem brennt das Fieber unab-

lässig in meinen Adern, was soll ich beginnen, Delfino? Rathen Sie! helfen Sie!“ flehte die alte Gräfin.

„Meine Ansicht wäre, den leichtsinnigen Jungen wenigstens einige Monate an dem sichern Orte zu lassen, wo er sich befindet. Er sah niemals den Ernst des Lebens und dieser wird ihm wohl thun. Glauben Sie gewiß, Contessa, Marchio's Capriccio hält der Probe nicht Stich. Er verwünscht und verläßt diejenige, welche ihn in die unangenehme Lage brachte“, erwiederte Graf Delfino.

„Ihr Plan ist gut, nur übersehen Sie, daß ich nicht mehr leben werde, dessen Früchte zu genießen. Der Gedanke, meinen Sohn ohne Pflege an einem Orte zu wissen, der vielleicht seiner Gesundheit nachtheilig ist, den eleganten, hübschen Marchio im Wechselarrest, dies tödtet mich“, versetzte die alte Dame.

„In dem Falle bleibt nur noch ein Mittel: wenn Sie die Festung nicht durch Hunger zur Uebergabe zwingen wollen, dann müssen Sie dieselbe erkaufen. Unterhandeln Sie mit der Person, damit diese freiwillig den Platz räume“, bemerkte der Patrizier.

„Sei es, Delfino, übernehmen Sie diese Angelegenheit, bringen Sie mir den Sohn so rasch als möglich zurück“, bat die Dame.

Graf Delfino neigte sein Haupt; es war ihm die Sache höchst peinlich, aber wirkliche Theilnahme für Gräfin Bianchini bestimmte ihn zur Annahme der Mission. Nachdem er noch die näheren Punkte mit ihr besprochen, verließ er Marchio's Mutter einigermaßen beruhigt.

Denselben Abend fand eine Vorstellung in der Fenice statt, welche eines fürstlichen Besuches halber vor der gewöhnlichen Saison war eröffnet worden. Der Patrizier

trat etwas spät in seine Loge des Pepiano, gleich nachher erschien auch der Herzog von Belmonte in derselben. Letztern drückte die unbestimmte Ahnung, gestern in seiner Weinlaune etwas gesprochen zu haben, was den alten Herrn unangenehm berührte. So kam er in der Absicht, Delfino zu sondiren, zu versöhnen und wo möglich den üblen Eindruck zu verwischen.

Der Patrizier empfing seinen Besucher mit gewohnter Urbanität. Nach der Begrüßung wandten sich Beider Augen nach einer Loge des zweiten Ranges, derselbe Gegenstand beschäftigte die Gedanken des Grafen und des Herzogs. Doch die Wirkung dessen, was sie erblickten, blieb eine völlig verschiedene.

Vornen an der Brüstung saß „La Stella" geschmackvoll gekleidet und reizend wie immer, neben ihr füllten Signora Desirée's fleischige Formen den übrigen Raum. Letztere trug ein weißes, stark ausgeschnittenes Damastkleid und auf dem vollen Nacken wiegte sich ein werthvoller Türkisenschmuck. Die Dame sah bei Licht noch auffallend gut aus. Im Hintergrunde tauchte Rath Fränkels gelbes, mageres Gesicht auf, der Mann kontrastirte seltsam mit den zwei weiblichen Gestalten. Besucher befanden sich eben keine in der Loge.

Ein Blick reichte für den Herzog hin, seinen Schmuck an Signora Desirée's Hals zu erkennen; ebenso für den Patrizier, sich des bei Ser Juan gesehenen, von Belmonte gewünschten Colliers zu erinnern.

Auf des Herzogs breites, flaches Gesicht trat ein Lächeln bei dem Anblick, im Auge des Patriziers blitzte es einen Moment, seine Züge wurden etwas bleicher, aber

die Bewegung ging rasch vorüber, brach sich an der kräftigen Willensanstrengung.

„Sie glaubten gestern die Wahrheit zu sprechen, Belmonte", bemerkte Delfino ruhig und kalt, „indessen irrten Sie. Das Mädchen ist rein, aber die Mutter eine Elende!"

„Ha! man empfing mich in einem finstern Gemache, ich bin betrogen, bestohlen!" rief der dicke, blonde Mann in großer Entrüstung.

Die geistreiche Physiognomie des Grafen nahm den Ausdruck unbeschreiblicher Verachtung an. Er blickte gelassen durch sein Glas auf die Bühne und schien der Arie der Primadonna alle Aufmerksamkeit zu widmen. Der Patrizier wartete das Ende der Oper ab, hernach empfing er, wie er es zu thun pflegte, noch einige Freunde in seinem Palaste.

Am folgenden Morgen betrat der alte Herr zur gewöhnlichen Stunde sein Bibliothekzimmer. Er nahm vor dem Schreibpulte Platz, an dem er so viele glückliche Stunden verbracht und legte sich Briefpapier zurecht.

Zuerst schrieb er an Gräfin Bianchini, ihr mitzutheilen, daß ein Umstand eingetreten sei, welcher ihn verhindere, sich in das Haus Fränkel zu begeben. Jedoch schlug er als sichern Delegaten Abbati Rossi vor und erbot sich, wenn Marchio's Mutter ebenfalls sich mit dem Stellvertreter einverstanden erkläre, die Leitung der Angelegenheit zu behalten.

Hierauf warf er noch einige Zeilen auf ein zweites Blatt, es war kaum das Werk einer Minute. Der Silberklingel antwortete das Erscheinen des vertrauten Kammerdieners, welcher seit vierzig Jahren sich in Delfino's Hause befand.

„Laß die beiden Briefe besorgen, hörst Du! Palazzo Bianchini muß auf Antwort gewartet werden, bei dem andern ist dies nicht nöthig", befahl der Patrizier vollkommen gelassen.

Der alte Diener neigte das silberhaarige Haupt und entfernte sich, den Auftrag des Gebieters zu erfüllen. Der Würfel war gefallen. Als sich der Graf wieder allein befand, starrten die geistreichen, grauen Augen in's Leere. Es ging ja doch etwas entzwei in seinem Leben, eine dreißigjährige Gewohnheit bricht nicht ohne peinliche Empfindung. Indessen fühlte der Patrizier rein praktisches Bedauern, affektives mischte sich nicht darein. Der Gegenstand war unwerth befunden, die Gemeinheit, welche Graf Delfino immer so ängstlich geflohen, hatte sich durch fremde Schuld nahe an seine Person gewagt.

Jedoch währte das Sinnen des alten Herrn nicht lange. Er las bereits wieder ruhig im Coder Polani, als ihm sein Kammerdiener Gräfin Bianchini's mündliche Botschaft brachte: „sie sei zu müde und krank zum Schreiben, aber lege alles vertrauensvoll in seine Hand."

„Arme Frau!" murmelte der Patrizier halblaut, „durch meine Schuld soll Deine Qual nicht verlängert werden." Folglich begehrte er Hut und Stock, worauf er zu einer für Venedig frühen Stunde den Palast verließ, um in der Angelegenheit seiner Freundin thätig zu sein.

Bei Signora Desirée stund der Barometer noch immer auf Sturm; der mit Richter stattgehabte Auftritt grollte fortwährend in ihrer Seele nach. Sie warf sich vor, durch ihr Temperament sich zuweit haben fortreißen zu lassen. Ein ergebener Freund war nun ihr bitterer Feind

geworden. Personen in ihrer Lebensstellung mußten doppelt vorsichtig sich den Rücken frei halten.

Wie so häufig projecirte sich die innere Seelenstimmung der leidenschaftlichen Frau, ihre Selbstvorwürfe nach außen, Gatte, Kinder und Magd flohen Signora Desirée's gefährliche Nähe. Sie befand sich in einer jener Verfassungen, wo man sie mußte gehen lassen.

Die Puppe Polissena kleidete sich zierlich an und als das wichtige Werk vollbracht, wartete sie auf das Eintreffen von Theodor's Freund, den sie nach der Wendung des gestrigen Gespräches an der Reiterstatue des Colleoni, nun offen als Bewerber um ihre Hand auftreten zu sehen hoffte.

Alba verließ ebenfalls am frühen Morgen den Palazzo Moro-Lin. Sie fühlte instinktmäßig den Boden wanken unter ihren Füßen und beschloß, Marchio zu besuchen, zu sondiren. Sie kannte ihren Gatten zu wohl, um auf dessen Festigkeit zu bauen.

Signora Desirée ging in der Wohnung hin und her, wie ein unruhiger Geist. Sie räumte angeblich auf, das heißt, sie warf Gegenstand nach Gegenstand mißmuthig zur Seite, ohne daß die eigentliche Ordnung und Harmonie bei dieser Hanthierung gewann.

Mitten in dem Geschäft unterbrach sie der Ton der Thürglocke. Die Frau ging selbst, zu öffnen. Ihre gerunzelte Stirne glättete sich, als sie Delfino's wohlbekannte Farben erblickte. Die Thüre schloß sich wieder nach dem Bedienten des Grafen, der bekanntlich hier nicht auf Antwort zu warten brauchte.

Signora Desirée brach rasch das Siegel. Irgend einen Genuß, eine Unterhaltung oder ein Geschenk, ver-

kündeten gewöhnlich die Zeilen des Patriziers. In froher Anticipation begann die Frau des Rathes Fränkel zu lesen. Doch schon nach den ersten Worten nahmen ihre Züge etwas Starres an. Sie sank auf einen sich im Vorplatz befindenden Holzschemmel, ihre Füße trugen sie nicht mehr.

Delfino schrieb:

„Vor vier und zwanzig Jahren hießen Sie meine „Braut. Ich kehrte unerwartet von einer Reise zurück „und traf Sie eben in munterer Gesellschaft, einen Austriaco „küssend. Sie nannten's Pfänderspiel — ich blieb Ihr „Freund, Gatte konnte und wollte ich Ihnen nicht mehr „werden. Ein und dreißig Jahre wahrte ich Ihnen „Treue. Jetzt erst lernte ich Sie wirklich kennen, und „Sie haben damit aufgehört, für mich zu existiren."

Die Wirkung dieses kurzen Billets war im höchsten Grade drastisch. Signora Desirée saß versteinert, theilnahm- und thränenlos auf ihrem Holzschemmel. Die Gedanken schienen aus ihren geordneten Bahnen gewichen. Jener vorübergehende, partielle Wahnsinn hatte die Frau erfaßt, wie er die Folge jedes heftigen Gemüthsaffektes ist.

Ob sie lange oder kurz so verweilte, sie hätte es nachher nicht mehr anzugeben gewußt. Polissena kam auf den Vorplatz, dieser Umstand weckte Signora Desirée aus ihrer Betäubung.

Jetzt erst erfolgte das Besinnen. War Delfino's Brief bereits eine Wirkung von Richters Rache? Bei dieser Erwägung blieb die Seele der leidenschaftlich Erregten nicht rein von Gedankenmord. Mit eigenen Händen hätte sie den Flottillenoffizier erwürgt, wenn solches in ihrer Macht gestanden.

Der Affekt des Zornes, heftig wie er auftrat, ging rasch unter in der peinlichen Empfindung des Schmerzes, Leonardo sollte sie verlieren, den einzigen, lichten Punkt ihres Lebens! Wie den Apfel ihres Auges hatte sie seine kostbare Freundschaft gehütet. Nun sollte die Brücke abbrechen, welche sie mit einer bessern Welt verband. Was es Poesie gab in Signora Desirée's Dasein, es war unauflöslich verschlungen mit dem Patrizier.

Ein Gefühl läßt sich elegisch betrauern, aber reelle Vortheile gibt eine entschlossene Person nicht ohne Kampf auf. Signora Desirée kannte ja ihre Macht über Leonardo's Herz, das feste Band von Jugendneigung und Gewohnheit geschlungen. Sie mußte Delfino nur sehen, seinen Argwohn zu zerstreuen, wenn es sonst kein Mittel gab, sein Mitleid zu erregen versuchen.

Fieberhafte Hoffnung erfaßte die leidenschaftlich Bewegte. Sie ordnete rasch ihre Haare, kleidete sich in schwarze Seide und warf einen dunkeln Schleier über den Kopf. Geheimnißvoll, verhüllt wie ihre interessante Vaterstadt, so eilte sie flüchtigen Fußes über die Treppe hinab. Traghetto San Samuele nahm sie eine Gondel und fuhr nach dem Palazzo Delfino.

Der Patrizier war ausgegangen, die Dame harrte in der Bibliothek stundenlang auf sein Wiedererscheinen. Nie bisher hatte diese Stätte des Friedens ein so heftig erschüttertes Gemüth beherbergt. Sie wanderte rastlos von den Bücherschränken zu den Tischen, sank zuweilen erschöpft auf einen Sitz. Die Aufregung des Wartens vermehrte den Seelensturm.

Endlich ging die Thüre auf, der Patrizier stund vor Signora Desirée. Die künstlich einstudirte Rede war

vergessen, nur das eine Wort „Leonardo" wand sich aus ihrem Busen los. Ein wilder Schmerz lag in dem Tone, womit sie es sprach. Sie stürzte zu seinen Füßen.

„Signora, wer sind Sie? was wollen Sie?" fragte er kalt.

Die Partie war rettungslos verloren. Die Frau errieth es an der marmorartigen Ruhe seines Wesens. Da ergriff ihr Haupt Schwindel, die gewaltsame Spannung wich einer tödtlichen Schwäche. Schwer fiel Signora Desirée's Kopf auf die Mosaik des Fußbodens.

Graf Delfino weilte nicht lange genug, um sich zu überzeugen, ob die Ohnmacht eine natürliche oder künstliche sei. Er drehte den Schlüssel in der Thüre und rief seinem Kammerdiener.

„In der Bibliothek befindet sich eine bewußtlose Dame", sagte er, „sehe zuweilen nach, sobald dieselbe fähig ist, den Palazzo zu verlassen, so führe sie an eine Gondel und gib mir von deren Entfernung im Café Suttil Nachricht. Dahin sende auch Rossi's oder Gräfin Bianchini's Botschaft."

Hierauf ging der Patrizier ruhig fort.

Der alte Diener war nicht neugierig, er vollzog einfach den Auftrag seines Herrn. Signora Desirée erholte sich rasch, gehörte dieselbe doch keineswegs zu den nervenschwachen Dämchen. Sie begehrte ein Glas Wein zur Stärkung und genoß wehmüthig das Letzte, was ihr im Hause ihres Freundes geboten werden sollte. Physisch gekräftigt, lehnte sie hierauf die Gondel ab, es wäre ihr das Stillesitzen unmöglich gewesen.

Dennoch kam sie erschöpft nach Hause, die mächtige Gemüthsbewegung erzeugte ihre Reaktion. Ohne irgend

jemand zu beachten, begab sich Signora Desirée nach ihrem Schlafzimmer und warf sich angekleidet auf das Lager. War sie doch müde, geistig und körperlich gebrochen, an einem Punkte angelangt, wo die negativen Seiten des Lebens dessen positive überwogen. Signora Desirée verfiel abermals in ein durch keinen lichten Gedanken erhelltes, dumpfes Brüten.

Im Vorgemach saß Polissena und hielt ihre Näharbeit in den Händen, ohne dieselbe zu fördern. Es hatte sich kein günstiger Moment zu Mittheilungen an die Mutter gefunden. Das Mädchen war durchaus nicht im Klaren. Wie, wenn eine Unvorsichtigkeit „La Stella" um den einzigen Freier brachte, den sie je besessen! Wangenheim zögerte lange! Scham, Aerger und gekränkte Eitelkeit erzeugten einen Affekt, so stark, als ihn Polissena's indolente Natur zuließ. Sie weinte stille vor sich hin darüber, daß es einen Mann gab, der „La Stella" konnte auf sich warten lassen.

Auch Alba kehrte finster und schweigsam von Marchio heim. Ihr Gatte hatte sie unmuthig empfangen. Der fröhliche Bianchini war verschwunden, dieser bedurfte Licht, Luft und Freiheit. In dem kleinen, dumpfen Arrestlokal saß ein abgespannter Mann, der die tödtlich langen Stunden des Tages nur damit sich zu vertreiben vermochte, daß er fünf und zwanzig Cigarren rauchte. Acht und vierzig Stunden waren verflossen, seit Marchio nicht mehr gelacht und ebensoviele, daß er nicht mehr geschlafen hatte. Das Lager in seiner Stube erweckte dem verwöhnten Mann Eckel.

„Ich bin nicht zum Martyrer geboren", hatte er ungeduldig die Serie seiner Klagen eröffnet — Alba erkannte

deutlich, daß Graf Bianchini zu jeder Unterhandlung geneigt sei, die Gattin unbedenklich der Bequemlichkeit und Befreiung geopfert werden würde. So erwies sich denn Marchio wirklich als das schwache Rohr, nur brach dessen Willenskraft selbst noch rascher zusammen, als sie es vorhersah. Alba wußte doch nicht einmal, daß Marchio Bianchini bereits einen Brief meditirte, womit er seine Mutter zu versöhnen dachte.

Heimgekehrt beschäftigte sich des Rathes Fränkel älteste Tochter ernsthaft mit der Frage, welcher Schritt für sie am geeignetsten zu thun sei.

Es waltete an diesem Tage ein düsterer Geist im dritten Stocke des Palazzo Moro-Lin. Jedes der drei weiblichen Wesen fand genug an der eigenen Last zu tragen und besaß keinen sympathischen Ueberschuß mehr zur Theilnahme an dem Kümmerniß der andern.

Zuerst unterbrach Abbate Rossi's Besuch die Gewitterschwüle dieser Stimmung. Der alte Gelehrte hatte eine ziemlich lange Unterredung mit Alba. Wie wir bereits wissen, fanden die drei betheiligten Personen den status quo unerträglich, alle dachten an Veränderung. Nur war der Mutter zärtliches Herz noch das ungeduldigste; während Alba und Marchio, um günstigere Bedingungen zu erlangen, zögerten, drang die alte Gräfin auf Entscheidung.

Uebrigens fanden ihre Interessen einen würdigen Vertreter an dem Abbate. Er stellte in eindringlichen Worten seinem ehemaligen Schützling vor, wie dieser des Lebens nackte Nothdurft begehren durfte und nicht mehr. Soviel wolle er sich zu erlangen verwenden, daß kein gebieterischer Drang Alba wieder in jene dunkle Bahn zurückführe, der sie zu entreißen Rossi gegen seine Ueber-

zeugung zur heimlichen Ehe half. Es gewährte dem Gewissen des alten Mannes Erleichterung, Marchio's Mutter, gegen die er sich im Unrecht fühlte, einen Dienst zu leisten. Abbate Rossi bewies Alba, daß ihr Recht nicht so sonnenklar sei, sondern einer juridischen Frage allerdings noch unterworfen werden könne, Gräfin Bianchini, die Mutter, nicht reich sei. —

Die Schlaue setzte den Gründen des alten Gelehrten nur das Bedenken entgegen, ohne die Einwilligung ihres Gatten in einer Beider Glück betreffenden Angelegenheit nicht handeln zu können. Sie forderte noch eine Unterredung mit Marchio, bevor sie sich entschied. In Begleitung des Abbate kehrte Alba diesen Tag zum zweitenmale zu Graf Bianchini zurück.

Bald nachdem sie fort, kündete ein heftiger Glockenriß wieder Besuch bei der Familie Fränkel. So wenig diese sich in geeigneter Verfassung befand, der Ankömmling konnte nicht abgewiesen werden. Es war Julius von Wangenheim, der in dringender Sache mit Signora Desirée zu sprechen wünschte.

Polissena wischte sorgfältig die Thränenspuren aus den Augen, als Theodor's Freund sie begrüßend, durch's Gemach ging. Das stereotype Lächeln kehrte auf die Lippen des Mädchens zurück. Jedoch blieb der Fremde nur sehr kurz im Nebenzimmer. Er sah auch wieder so gelb und finster aus, wie im Anfang ihrer Bekanntschaft, die kurze Efferveszenz war aus dessen Wesen verschwunden.

„Leben Sie wohl, Fräulein Polissena!“ sagte er mit seiner ironischen Stimme, als er an dem Mädchen vorbei nach der Thüre ging.

„Wie, Sie reisen?“ fragte die Puppe erstaunt.

„Morgen Früh in den Orient, meine Geschäfte in Venedig sind abgethan“, entgegnete der Abenteurer bitter, grüßte und entfernte sich.

Er hatte wahr gesprochen, seinen und Richter's Vorstellungen war es gelungen, Baron Breitberg's Bedenklichkeiten zu überwinden und Julius erhielt den Auftrag, die Fessel zu lösen. Der Oberst, von den eigentlichen Verhältnissen benachrichtigt, ertheilte bereitwillig Urlaub. Um vor jedem Rückfall sicher zu sein, begab sich Theodor unverzüglich zu seiner Familie nach Schlesien. So hatte Julius Wangenheim die Schuld der Dankbarkeit bezahlt und mochte seinen Wanderstab rascher wieder zur Hand nehmen, als er es anfänglich zu können geglaubt.

Polissena gerieth durch diese Abschiedsworte, die unerwartete Wendung der Sache vollständig außer Fassung. Sie stürzte zu Signora Desirée, wie in jedem Conflikt des Lebens der Schwache bei dem Starken Zuflucht suchen wird.

„Maman, ich denke, nun muß ich mich doch an Theodor halten“, schloß die Puppe ihren Bericht.

Die Frau des Rathes Fränkel lag noch immer im schwarzseidenen Anzug von heute Morgen, zusammengekauert auf ihrem Bette.

„Der Husar sandte seinen Freund und Landsmann, um mir die Zurücknahme des Verlöbnisses anzukündigen“, sagte Signora Desirée mit einer sonst ihrem Wesen gänzlich fremden Passivität.

„Wie, Maman!“ rief Polissena überrascht, „erst meinte ich, zwischen Wangenheim und Breitberg wählen zu können und nun brechen Beide!“

„Es bricht Vieles im Leben, Kind, sogar was wir

fest wie Marmor hielten, bis zuletzt das Herz selbst bricht", versetzte Signora Desirée.

Hierauf begrub die schwerbetroffene Frau abermals den Kopf in den Kissen und krankhaftes Schluchzen drang an das Ohr der Tochter. Polissena flüchtete wieder in's Vorgemach, ihr kleiner Verdruß verbarg sich vor diesem Schmerz, dessen Ursache sie nicht einmal kannte.

So war denn „La Stella" auf dem nämlichen Punkte zurückgelangt, wie wir sie beim Beginne unserer Erzählung fanden, ein schönes, gefeiertes, aber nicht zur Ehe begehrtes Mädchen zu sein. Die Episode Breitberg war vorüber, nur hatte sich während derem Verlaufe ein Jahr zu Polissena's Alter gefügt.

Erfolgloses Streben macht müde; so saß auch „La Stella" gleich einer geknickten Blume im Vorgemache. Die Hände ruhten müssig im Schooße, heute gelang selbst die Putzarbeit nicht.

Ueberhaupt war an diesem Tage etwas aus den Fugen gegangen im Hause Fränkel, es geschah das Unerhörte, man vergaß das Mittagessen. Seit den vierundzwanzig Jahren seiner Ehe war Rath Fränkel Aehnliches bei seiner gescheiten Frau nicht begegnet. Er erschrack heftig über dieses Symptom, als er von seinem Bureau nach Hause kommend statt dampfender Schüsseln verstörte Gesichter traf. Signora Desirée mußte schwer krank sein, sonst erklärte sich deren Betragen nicht. Jedoch bekümmerte dieser Umstand den Gatten nur mittelbar, zunächst galt es ein anderes, höheres Interesse.

Rath Fränkel nahm den Schlüssel der Speisekammer aus der Tasche seiner Frau, dann ging er suchen. Eine fette, kalte Schweinskeule fand sich, sonst nichts. Der alte

Mann aß heißhungerig davon. Nachdem er die ungesunde Speise hinabgeschlungen, fühlte er sich bald belästigt. Für ihn gab es längst keine moralische, nur mehr eine physische Noth. Mit den Schrecken einer schweren Indigestion kämpfend, verbrachte er den Abend und trank Spirituosa, was ihm unter die Hände fiel. Indessen linderten diese seine Pein nicht. Niemand bekümmerte sich um den alten Mann, den niemand liebte.

Alba kam spät heim, sie hatte ihre Unterhandlungen glücklich beendet, das Höchstmögliche von Marchio's Mutter erlangt, unter der Bedingung, Venedig sogleich zu verlassen. Ueberdies war es der Schlauen gelungen, noch einen Privatvertrag mit ihrem Gatten abzuschließen, worin der Leichtsinnige nicht nur seinen Consens zu ihrer Entfernung gab, sondern auch sich mit Alba wieder zu vereinigen versprach — sobald es die Umstände gestatteten. Uebrigens drängte Graf Bianchini gegenwärtig sehr zur Abreise, denn Alba's Hiersein bildete den Termin seiner Gefangenschaft.

Unter solchen Umständen ordnete die jüngere Gräfin Bianchini noch Nachts ihre Habseligkeiten, deren wichtigster Bestandtheil eine Cassette ausmachte, welche verschiedene ihre Rechtstitel begründende Papiere enthielt. Nach kurzer Rast verließ Alba gegen Morgengrauen stille und ohne Abschied den Palazzo Moro-Lin.

Um diese Zeit wurde auch das Stöhnen des Rathes Fränkel so heftig, daß es Signora Desirée aus dem unruhigen Schlummer der Ermattung schreckte. Nach einigen Stunden sich steigernden Uebelbefindens ward erst nach einem Arzte geschickt. Bis dieser eintraf, fand er die Gedärme des unmäßig lebenden alten Mannes bereits von

der Entzündung verbrannt. Ehe es zwölf Uhr schlug, lag Rath Fränkel steif und starr.

Signora Desirée erwachte wie aus schwerem Traume, die kurze Zeit von vierundzwanzig Stunden hatte ihr Alles genommen. Obgleich ihr der unpassende Partner wenig galt, war er dennoch durch gemeinschaftliches Interesse und Gewohnheit mit ihr verbunden. Jetzt stund sie ganz allein dem feindlichen Geschick gegenüber. Ihre Last vermehrt durch eine putz- und vergnügungssüchtige Tochter nebst fünf unversorgten Knaben. Der Ruin grinzte sie aus hohlen Augen an.

Was eine schwache Natur zu Boden wirft, stählt eine kräftige. Der Verlust Leonardo's wurde durch Fränkel's Tod in den Hintergrund gedrängt. Die mächtige Erschütterung der Nerven wirkte diesmal wohlthuend. Die entschlossene Frau raffte sich empor aus ihrem unnatürlichen, lethargischen Zustande. Sie stund nun wieder auf ihren eigenen Füßen, kampfgerüstet.

XV.

Capitain Richter hatte geplaudert und der Herzog von Belmonte. Besonders war des Letztern Abenteuer ruchbar geworden in der Stadt und damit der Rest des Scheines von Respektabilität vernichtet, welcher die Familie Fränkel mit lügnerischem Schimmer umgab. Von der mühsam behaupteten socialen Stellung sank dieselbe unrettbar hinab. Indessen kommt das Verlieren eines sehr scheinbaren Gutes sehr oft reellem Gewinne gleich, wie

ein Schiff leichter wird, nachdem es seinen Ballast über Bord wirft.

Wenige Tage nach Fränkel's Tode begab sich Signora Desirée zu Ser Juan; sie trug ihm den Türkisenschmuck zum Verkauf hin. Der Wucherer betrachtete mit seinem falschen Lächeln die erst noch vor ganz kurzer Zeit in seinem Besitz gewesenen Steine; sie erzählten ihm eine Geschichte.

„Es ist jetzt keine günstige Zeit, Signora", sagte er kühl, „wenn Conte Delfino den Schmuck nicht nimmt, dann weiß ich wirklich nicht, was damit beginnen. Sie können das Etui einige Tage hier lassen, damit ich die Türkisen dem Signor Conte noch einmal zeige."

Der Name durchzuckte die Frau elektrisch, die Wunde war noch nicht vernarbt.

„Sah Delfino diesen Schmuck früher schon?" fragte sie fast athemlos.

„Ja, Signora — ich bot ihm denselben an, ist er doch ein generöser Cavalier und bezahlt stets baar. Damals bedurfte er gerade nichts zu einem Geschenk für Damen, so nahm der Duca Belmonte die Türkisen, der jetzt nach Genua reist mit seiner Frau, die, wie man sagt, eifersüchtig ist. Vielleicht bedarf Conte Delfino nun dergleichen", erwiederte Vassari.

In dem Augenblicke wurde Signora Desirée Alles klar, die verwünschten Steine verriethen sie. Es handelte sich bei Leonardo nicht etwa um einen unbestimmten zu entkräftenden Verdacht, sondern jede Hoffnung einer Wiedervereinigung zeigte sich vernichtet. Jedoch zagt ein kräftiges Herz blos so lange es hofft, mit dem Aufhören

dieses Gefühls gewinnt es seine volle Unerschütterlichkeit zurück.

„Es ist unnütz, Conte Delfino die Steine zu zeigen, er wird sie nicht nehmen“, versetzte die Wittwe des Rathes Fränkel mit wieder fest gewordener Stimme. „Bieten Sie mir irgend einen Preis dafür.“

„Fünfzehn Napoleon und das nur, weil wir öfters mit einander zu thun haben“, entgegnete der Jude.

Nun entspann sich ein Kampf von Schlauheit zwischen den Beiden, der einen unbefangenen Zuschauer interessirt haben müßte. Dieselbe List, womit die Rothhaut die Spur des Feindes verfolgt, wandten hier die Zigeuner der Civilisation an, um den Vortheil einiger Goldstücke auf ihre Seite zu bringen.

Aber diesesmal erkämpfte die entschlossene Frau den Sieg, wirklich gab ihr Ser Juan zwanzig Napoleon, die Hälfte der Summe, für welche die Türkisen auf Rechnung des Herzogs von Belmonte in seinem Buche standen.

Signora Desirée entfernte sich rasch mit dem errungenen Gelde, sie hatte noch viel zu thun, ihr zusammenbrechendes Haus zu stützen. Die Knaben wurden überall untergebracht, wo sich eine Möglichkeit zeigte, daß dieselben ihre dringendsten Bedürfnisse sich selbst erwerben konnten. Die Zukunft der jungen Leute kam dabei weniger in Betracht, als die gegenwärtige Befreiung Signora Desirée's. Wirklich gelang es auch der klugen Frau, sich ihrer fünf Jungen zu entledigen.

Dabei richteten sich die Gedanken der Wittwe bereits wieder auf eine neue Art von Industrie, wozu die lokalen Verhältnisse ein nicht eben ungünstiges Terrain boten. Selbst „La Stella“, das träge, indolente Mädchen, ohne

allen spekulativen Geist, sollte das ihrige dazu beitragen, freilich mehr in passiver, wie aktiver Weise. Deren gutes Aussehen mochte dem Unternehmen zum Aushängschilde dienen und Männer herbeilocken.

An dem nämlichen Tage besorgte Signora Desirée noch mehrere auf ihre neue Spekulation bezüglichen Angelegenheiten. Sie mußte dabei ganz Venedig durchwandern, gelegentlich nahm sie eine Stärkung in einer Locanda.

Nachdem der erste Effekt von Richter's und Delfino's Bruch mit Signora Desirée, der Episode mit Belmonte, Polissena's aufgelöstem Verhältnisse und Fränkel's Tode etwas geschwunden war, klärte sich die öffentliche Meinung dahin, daß man die Mutter verdammte und die Tochter bedauerte.

Thatenlos trat letzteres Gefühl im Allgemeinen auf, jedoch Delfino's philosophischer Geist schwang sich zu der objektiven Höhe empor, als unparteiischer Dritter die Verhältnisse im Hause Fränkel zu beurtheilen und demgemäß zu handeln. Fest entschlossen, persönlich dabei im Hintergrunde zu bleiben, verwandte er auch diesesmal Abbate Rossi, seine wohlwollenden Absichten auszuführen.

„Retten Sie das Mädchen vor dem drohenden Abgrunde", hatte der Patrizier zu dem alten Gelehrten gesagt. „Besuchen Sie „La Stella"; unter der Bedingung, daß sich dieselbe von der Mutter trennt, bin ich bereit, für deren Zukunft Sorge zu tragen. Verstehen Sie ich meine, man solle das Mädchen prüfen, für welche Art von Beschäftigung Fähigkeit und Neigung vorhanden sei und in dieser Richtung Polissena ein Fortkommen zu gründen, sei unsere Aufgabe. Ich gedenke nicht ihre Zukunft mit jener eigenthümlich demoralisirenden

Art von Wohlthun zu belasten, die darin besteht, daß ein Mensch dem andern den Unterhalt reiche, ohne Leistungen von Seiten des Empfängers.

Der Plan des Weisen erhielt Rossi's vollständige Billigung und der Abbate versprach Schweigen sowohl, als thätige Mitwirkung. Daher benützte der Gelehrte auch sogleich den Vormittag, wo er Signora Desirée in der Merceria traf, um mit Polissena zu sprechen, denn er empfand einen stark ausgeprägten Widerwillen, deren Mutter zu begegnen.

Der alte Mann überlegte in Gedanken unterwegs, welchen Erwerbszweig „La Stella" wählen könne. Sollte er sie einstweilen bei sich aufnehmen und ausbilden, damit sie fähig würde, italienischen Unterricht zu ertheilen — dem gründlichen Sprachforscher graute vor der Oberflächlichkeit der grammatikalischen Studien eines Mädchens. Rossi konnte auch Polissena's musikalische Kenntnisse erweitern, aber von der Gabe, mittelmäßig einen Ländler zu spielen, bis zur Virtuosität, die erforderlich ist, um öffentlich aufzutreten, blieb ein ungeheurer Abstand — möglich, wahrscheinlich, daß der Stoff gänzlich fehlte. Das Mädchen konnte es mit Malen versuchen — der echte Kunstliebhaber gedachte seiner werthen Meister und brach mit Entsetzen ab.

Ueberall zeigte sich der Weg weit, das Ziel fern, fast unerreichbar. Hätte in der schönen Hülle ein feuriger Geist gewohnt, nur etwas von der heiligen Flamme künstlerischer Begeisterung in „La Stella's" Innerm gelebt, so mochte dieselbe von der Bühne aus das Publikum entzücken. Aber da war Alles taub, hohl und leer. Daß dieser gedrückten

Stirne die Weihe des Genius fehle, hatte der alte Gelehrte auf den ersten Blick erkannt.

Er gelangte zu keinem Resultate und stieg beklommen die drei Treppen des Palazzo Moro-Lin. Zugleich bangte ihm vor dem Unästhetischen des Schmerzes, den er anzutreffen fürchtete. Der Fall der Familie Fränkel war ein so tiefer gewesen, daß sich wohl ein heftiges Gefühl entwickeln mochte. Abbate Rossi faßte einen heroischen Entschluß, als er die Thüre des Zimmers öffnete, er blickte gefaßt auf rothe Augen, eine geschwollene Nase und die ganze subjektive Verzerrung eines starken Gemüthsaffektes in die Höhe.

Leise und anmuthig schwebte „La Stella" dem Besucher entgegen. Sie hatte eben ein selbstgefertigtes Trauerkleidungsstück vor dem Spiegel probirt. Die Haare waren wie immer geschmackvoll geordnet, das stereotype Lächeln auf den Lippen. Freundlich bot das Mädchen dem Gaste einen Stuhl. Polissena kannte den häßlichen, alten Mann nur als unberufenen Störer, welcher sie um die Zierde eines Ballkranzes hatte bringen wollen. Indessen kamen gegenwärtig so wenige Besucher, daß keiner durfte zurückgewiesen werden. Abbate Rossi besaß einflußreiche, mächtige Bekanntschaften und auch war „La Stella" selbst zu apathisch für das Gefühl des Zornes.

Wie eine Königin der Nacht, in plastischer Ruhe schaute das schöne Mädchen aus seinen Trauergewändern. Dem alten Gelehrten stockte die Eingangsrede. Er überließ sich dem, durch den Contrast mit dem Erwarteten noch gesteigerten, ästhetischen Entzücken, dem künstlerischen Genusse an dem Bilde von „La Stella." Das grimmige Gesicht nahm seine weichsten Linien an.

Polissena war Weib genug, um zu errathen, daß sie gefiel.

„Es ist sehr freundlich von Ihnen, uns in unserer Betrübniß aufzusuchen“, sagte sie mit weicher, melodischer Stimme. „Maman wird bedauern, Sie verfehlt zu haben.“

„Mein Kind, eben der Umstand, daß ich Signora Fränkel auf der Straße begegnete, bewog mich, hierher zu kommen“, erwiederte Rossi aus dem Entzücken erwachend, indem bei Erwähnung Signora Desirée's ein Schatten über seine Physiognomie flog.

„Ich wünsche allein mit Ihnen zu sprechen“, fuhr er fort. „Nehmen Sie die Frage, welche ich im Begriffe bin, an Sie zu richten, nicht als der Neugierde, sondern aufrichtiger Theilnahme und der Bereitwilligkeit Ihnen zu helfen entsprungen.“

„Wodurch gedenken Sie in Zukunft Ihren Lebensunterhalt zu fristen?“

„Dafür wird Maman sorgen“, antwortete das schöne Mädchen naiv.

Der Abbate schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Polissena, es gibt eine Zeit, wo keine Mutter mehr für uns sorgt und Sie sind alt genug, um auf eigenen Füßen zu stehen. Uebrigens ist Ihre Mutter keine sichere Führerin für Sie, vertrauen Sie künftig nur auf sich selbst“, bemerkte er.

„Wie verstehe ich Ihre Worte?“ sagte die Puppe, verwundert ihre großen, ausdrucksleeren Augen aufschlagend.

„Es geziemt mir nicht, Ihnen die Natur von Signora Fränkel's Verirrungen mitzutheilen, allein es genüge Ihnen, zu erfahren, daß, wer Ihnen wohlmeint, wünschen

muß, Sie von derselben zu trennen. Baron Breitberg fand in Ihrer Mutter Charakter wenigstens den Vorwand, sein gegebenes Wort zurück zu nehmen", versetzte Rossi.

„Aber Maman wird nicht einwilligen, mich von sich zu lassen", erwiederte Polissena.

„Signora Fränkel dazu zu bestimmen, sei meine Sorge", erklärte der Abbate.

Hierauf suchte der alte Gelehrte nach einem Eingange zur Hauptsache und es gebrachen ihm die Worte. In welche Form sollte er seinen Rath betreffs der Zukunft des jungen Mädchens kleiden; fehlte seinem Fassungsvermögen doch noch die Substanz. Glänzend, wie der intellektuelle und ästhetische Theil seiner Seele ausgebildet war, ebenso mangelhaft zeigte sich der praktische.

Während Abbate Rossi saß und sann, drehte Polissena einige Schleifen und Spitzen zu einem Kopfputze zusammen.

„Man lebt, um zu arbeiten", begann endlich der alte Gelehrte, „und wenn man nicht reich ist, so arbeitet man auch, um zu leben. Die Bedürfnisse sind mannigfaltig, zum Beispiel das Spielzeug, welches Sie hier in den Händen halten, kostet Geld", fügte er hinzu, auf den eben vollendeten Kopfputz deutend.

„O nein!" entgegnete Polissena, „ich fertigte es selbst aus einigen alten Gegenständen."

Abbate Rossi kam plötzlich ein Einfall, zu dem ihn kein logischer Schluß geführt haben würde — „La Stella" besaß Beruf zur Putzmacherin!

„Haben Sie Freude daran und Geschicklichkeit dazu, Toilettengegenstände zu machen, mein Kind?" fragte der häßliche alte Mann.

„O ja! hätte ich nur immer das Material, könnte

ich die schönen Stoffe kaufen, besäße die guten Journale, dann wollte ich die bestgekleidete Dame in Venedig sein. Stellen Sie sich vor, Signor, daß, wenn ich etwas an einem Ladenfenster auch nur sehe, ich es zu Hause nachahmen kann", versetzte die Puppe mit weit mehr Feuer und Lebhaftigkeit, als gewöhnlich, es war eben die corde sensible bei ihr berührt. Ungefähr, als wenn Rossi einem Maler vorgeschlagen haben würde, nach Rom zu reisen, oder einem Gelehrten die Benützung einer ausgezeichneten Bibliothek angeboten hätte.

„Welche Modehandlung ist hier die erste?" fragte der Abbate weiter.

„Madame Seraphine, Ponte dei Canonici!" rief das Mädchen.

„Begleiten Sie mich dorthin, mein Kind", bemerkte Delfino's Abgesandter bedeutend erleichtert.

Er begann den Ausgang des Labyrinthes zu entdecken.

Wo der Mensch auf seine Ideale stößt, da ergreift ihn andächtiger Schauer. Aehnliches empfand Polissena unter den Federhüten, den Turbans und kostbaren Anzügen von Madame Seraphine. Solches war ihr bisher nur immer aus der Ferne zu bewundern vergönnt, niemals selbst zu besitzen. Sie ging von einem zum andern, sah sich nicht müde und nicht satt.

Selten hatte sich Polissena so gut unterhalten, als während der halben Stunde, daß Abbate Rossi mit Madame Seraphine sprach. Hierauf nahte die Französin dem hübschen Mädchen, zeigte mit angenommenen Lächeln ihre pariser Zähne und drückte demselben die Hand.

„Ich hoffe, wir werden gut miteinander auskommen, Mademoiselle", sagte sie.

„Die Signora willigt ein, Sie in Kost, Wohnung und Lehre zu nehmen, mein Kind! Zeigen Sie sich brauchbar, so sollen Sie in sechs Monaten einen Gehalt erlangen. Folglich besitzen Sie nun die Aussicht eines, wenn auch bescheidenen, doch ehrlichen Fortkommens im Leben", versetzte der alte Gelehrte.

Polissena's leichter Kopf war verwirrt, betäubt erst von den Gegenständen, die sie gesehen hatte und dann von der Veränderung in ihrem Geschicke. Sie neigte sich vor Madame Seraphine, welche ihr „auf morgen!" zurief, kam über die Treppe hinab in's Freie, ohne zu wissen, wie ihr geschah.

„Theilen Sie jetzt Ihrer Mutter das Vorgefallene mit; sollte diese ihre Einwilligung zu unserm Plane verweigern, dann wenden Sie sich an mich;" mit diesen Worten trennte sich Abbate Rossi von dem Mädchen.

Polissena konnte es kaum erwarten, bis die mütterliche Löwin heimkehrte; das schwache Geschöpf war gewöhnt, sich bei jedem Schritte von Signora Desirée leiten zu lassen. Es hatte sich in „La Stella's" Charakter wohl etwas Eigensinn, aber kein Schatten von Selbstständigkeit entwickelt.

Die entschlossene Frau sank nach den anstrengenden Tagesgeschäften erschöpft auf einen Divan. Sie gab ihrer Magd Geld, einen gebratenen Indian und Wein zu holen. Bis die Stärkungsmittel eintrafen, hörte sie auf Polissena's Erzählung.

„Ha, ich errathe, wer dahinter steckt!" rief Signora Desirée, nachdem ihre Tochter geendet hatte. „Rossi würde

sich aus eigenem Antriebe nicht um Dich bekümmern, es ist Leonardo! Dieser will Dich von mir trennen, Dir einen Unterhalt sichern. Du mußt annehmen. Ich hegte zwar einen andern Plan mit Dir, doch ist es so besser, Du würdest ohnehin meinem Unternehmen nur schwachen Beistand geleistet haben."

„Aber Maman, bedenke den Fall — zur Putzmacherin", bemerkte die eitle Polissena.

„Kind, damit ist es nun zu Ende; jahrelang kämpfte ich mit riesenhaften Anstrengungen, uns eine gewisse Stellung zu erhalten. Jetzt brach mit einem Male der künstliche Bau zusammen. Es gilt nur noch, uns eine Rettungsplanke zu sichern. Füge Dich scheinbar in alle Anordnungen Deiner Beschützer, aber erstatte mir genauen Bericht, so oft sich eine heimliche Gelegenheit bietet. Vielleicht kannst Du die Brücke der Versöhnung bilden mit Leonardo. Doch lassen wir jetzt diesen Gegenstand", sagte Signora Desirée.

Der Indian erschien, flankirt von einer mächtigen Flasche Friaulerwein. Die moderne Niobe, welche Alles verloren hatte, that dem Nachtessen volle Gerechtigkeit. Sie trank mit Behagen vom Dunkelrothen und schöpfte frische Kraft sowohl als Muth zur Trettmühlaufgabe ihres Lebens.

Schon am folgenden Morgen bezog Polissena ihre neue Heimath bei Madame Seraphine Ponte dei Canonici. Der Haushalt der wohlhabenden Französin konnte im Vergleich zu den Verhältnissen des Hauses Fränkel glänzend genannt werden. Das Geschäft ging ausgezeichnet, warf reichlichen Erwerb ab und das Leben war auf dem gemäßen Fuße eingerichtet.

Polissena fühlte sich bald wohl und heimisch in dem

ihr zum Privatgebrauche angewiesenen niedlichen Gemache. Es enthielt einen großen Spiegel, worin man sich vom Scheitel bis zur Sohle besehen konnte und überdies sogar einen Fußteppich. Bevor sich das Mädchen noch an diesen ungewohnten Herrlichkeiten satt sehen konnte, wurde es zum zweiten Frühstück gerufen und nach dem Mahle, welches Polissena allein mit Madame Seraphine einnahm, führte sie ihre Meisterin ein in das Geschäft.

Eine kurze Prüfung überzeugte die Französin, daß bei ihrer neuen Hausgenossin Stoff vorhanden sei. Diese bewies Geschick und Geschmack, es bedurfte nur einiger Handgriffe, der Vortheile der Praxis, um deren Bildung zu vollenden.

Der Tag verging dem Mädchen unter den Stoffen, Spitzen, Blumen und Federn außerordentlich rasch. Das Magazin wurde geschlossen, die übrigen Gehülfinnen verließen das Haus. Polissena folgte wieder Madame Seraphine in das Privatzimmer der letztern zu Tisch. Sie traf diesesmal einen sehr magern, jungen Mann, mit langen Haaren, den ihr die Putzmacherin mit den Worten vorstellte: „Monsieur August, welcher die Gefälligkeit hat, meine Bücher in Ordnung zu halten."

Es brach ein gefährlicher, über Polissena's Gunst oder Ungunst entscheidender Moment an. Madame Seraphine's einst schöne Augen starrten lauernd auf das Paar. Monsieur August verbeugte sich sehr trocken und steif vor dem jungen Mädchen. Er besaß eine viel zu praktische Vorliebe für die guten Dinge dieser Erde, um seine angenehme Stellung im Hause der Putzmacherin zu compromittiren. Während des ganzen ausgezeichneten Mahles wandte er alle Aufmerksamkeit ausschließend Madame

Seraphine zu, das neue Mitglied kaum beachtend, jene war zufrieden.

Da die Französin in ihrer wichtigen Herzensangelegenheit nichts zu befürchten hatte, faßte sie rasch eine gewisse Neigung für Polissena. Das Mädchen zeigte sich ihr in mehrfacher Beziehung nützlich. Anfangs lockte die Neugierde, „La Stella" unter den veränderten Umständen zu sehen, Viele in's Magazin und veranlaßte die Besucher zu Einkäufen. Dann nahmen sich alle Putzstücke, welche Polissena probirte, so gut aus, daß sie allgemein gefielen. Selten fand sich eine Dame, vernünftig genug, einzusehen, wie ein Kopfputz ihr ganz anders saß, als auf „La Stella's" reizendem Haupte, die meisten kauften.

Zum ersten Male, als Signora Desirée's Tochter frühern Bekannten in ihrer gegenwärtigen Lage gegenüber treten mußte, empfand sie eine falsche Scham. Jedoch wich dieses Gefühl rasch Beweisen von Achtung, wie sie ihr vordem niemals zu Theil geworden. Das allgemeine Urtheil hatte sich zu ihren Gunsten ausgesprochen. Man rechnete Polissena zum Verdienste an, was andere für sie thaten. Sie war zwar Putzmacherin geworden — aber ehrliches Mädchen geblieben.

Bis zum nächsten Sonntag fand sich die Puppe bereits hinreichend mit ihrem neuen Stande vertraut, um unbefangen neben Madame Seraphine aus der Markuskirche zu treten. Der Platz war wie gewöhnlich voll Menschen. Aus dem Haufen löste sich Marchio Bianchini's elegante Gestalt. Er näherte sich „La Stella" und plauderte ebenso freundschaftlich mit ihr, wie immer. Gelegentlich wechselte er auch ein artiges Wort mit Madame Seraphine, welche, über und über Lächeln, die angenehme

Situation, öffentlich mit einem der vornehmsten und bestaussehensten Männer Venedigs zu erscheinen, thunlichst verlängerte. Ueber eine Stunde schritten sie den herrlichsten Platz der Erde auf und nieder. Dabei empfing „La Stella“ so viele Grüße, daß Madame Seraphine nicht aus dem Nicken kam. Mit sich und ihrem Schützling zufrieden, kehrte die Putzmacherin Ponte dei Canonici zurück.

Nach einer Woche erschien Abbate Rossi, sich zu erkundigen; die lebhafte Französin überfluthete von Polissena's Lob. Mademoiselle benahm sich stets so passend und was das Geschäft betraf, dafür besaß sie — Genie.

Der alte Gelehrte verzog sein grimmiges Gesicht zu halbem Lächeln, ihm war es niemals gelungen, bei „La Stella“ etwas derartiges zu entdecken. Freilich konnte er in der Richtung, worin sich ihr Talent äußerte, durchaus für keinen competenten Richter gelten. Indessen freute es ihn, daß dem so sein solle.

Rossi verfügte sich unverzüglich zu Graf Delfino, Bericht von seiner gelungenen Mission abzustatten.

Der Patrizier hatte das Seinige gethan, fortan verbannte er Signora Desirée und Alles, was mit derselben zusammenhing, aus dem Gedächtniß. Der See seines Innern war infolge kräftigen Willens wieder ebenmäßig und glatt.

XVI.

Monate verflossen, Marchio's Mutter erholte sich nicht von ihrer Schwäche, es waren eben die Springfedern des Lebens zerbrochen. Auch nachdem ihr der blonde Liebling wieder gegeben, hob sich die Krankheit nicht. Zudem langte noch eine Trauerbotschaft an aus spanisch Amerika, dem schwergeprüften Herzen einen neuen Schlag versetzend. Benedetto Bianchini war dort gestorben, dem Heimweh erlegen nach seiner schönen Vaterstadt. Das Wort „Venezia“ auf den Lippen, so schied er aus der Welt. Die Wittwe faßte den Entschluß, ihre Habe zu veräußern und zurückzukehren.

Wirklich vermehrte sich nach einigen Wochen der häusliche Kreis des Palazzo Bianchini um die liebenswürdige Laura. Graf Delfino kam täglich, anfangs der alten Dame wegen, die ihm herzliche Theilnahme einflößte. Später belebte des Herzogs von Belmonte so ungleiche Schwester diese Räume, deren Heiterkeit zeigte sich unter den Trauergewändern nur gedämpft, nicht unterdrückt. Der Patrizier gab einem unbestimmten Reiz nach. Es ward ihm stets wohl zwischen den beiden Frauen. Er empfand etwas ganz Anderes für Benedetto Bianchini's Wittwe, als er jemals für Signora Desirée gefühlt. Neben warmer Freundschaft bestunden Hochachtung und Verehrung.

In dem traulichen Kreise, den auch der hübsche Marchio häufig durch seine Gegenwart erfreute, kam der alten Gräfin Bianchini [illegible] sanft heran. Sie litt nicht

viel und theilnehmende Freunde schloßen ihr die Augen. Eine glühende Thräne weihte Marchio ihrem Andenken, war es doch eine innere Stimme, die ihm zurief: „Du hast dies Herz gebrochen!"

Selbst der Weise fühlte sich mächtig bewegt; er ordnete indessen besonnen alle die Angelegenheiten seiner verstorbenen Freundin, die ihm stets volles Vertrauen schenkte. Der blödsinnige alte Graf Bianchini erhielt eine kleine Rente auf Cologna versichert. Marchio erbte den durch der Mutter Sorgfalt wieder ansehnlich gehobenen Besitz.

Am Abend des Tages, als der Gondeln stattliches, langes Geleite die irdische Hülle der edlen Frau nach San Christoforo geführt, saßen die drei Personen, welche sich in letzterer Zeit fast beständig an ihrem Ruhebett befunden, beisammen. Etwas schweigsamer wie gewöhnlich unter dem Einflusse einer wehmüthigen Stimmung.

„Es wird für mich Zeit sein, den Palazzo Bianchini und Venedig zu verlassen", seufzte Benedetto's Wittwe.

„Wo wollten Sie hin?" fragte Graf Delfino mit leichtem Erschrecken.

„Natürlich zu meinem Bruder nach Genua", entgegnete die Gräfin.

„Besitzen Sie Vertrauen zu mir, Contessa?" versetzte der Patrizier fast weich.

„Unbegrenztes, verehrter Freund", antwortete Laura mit Wärme und es glühte etwas wie Begeisterung in ihren Augen.

War doch Delfino der erste Mann von wirklicher, geistiger Ueberlegenheit, festem und ehrenhaften Charakter, der ihr begegnete. Zu ihm vermochte sie hinaufzublicken. Seit ihn Laura genau kannte, schwand das befangene

Vorurtheil für den Bruder und Benedetto den Geliebten ihrer Jugend. An Delfino's Höhe lernte sie deren Kleinheit messen.

„Gestatten Sie mir einstweilen, Ihr Geschick zu ordnen, carà!" bat der Patrizier, die Hand der Gräfin zärtlich ergreifend.

„Ich könnte Niemand mit größerer Sicherheit mich anvertrauen", flüsterte Laura.

„Nun, wohlan, meine Freundin und Sie, Marchio, hören Sie meinen Vorschlag. Contessa Laura bleibt Herrin dieses Palastes, Bianchini zieht als Gast zu mir, bis die Umstände eine ersehnte Veränderung unserer Lage gestatten", sagte Graf Delfino, die Hand der Dame küssend. „Ist es so recht, Laura?"

Die geistreichen Züge hatten ihren etwas scharfen Ausdruck verloren, er empfand die volle Genüge.

„Leonardo!" rief Gräfin Bianchini und das Roth der Freude flog über ihre schönen Züge. Dann neigte sie sich vor und küßte die Stirne des Weisen.

„Lassen Sie mich den Propheten spielen", bemerkte Marchio, dessen Frohsinn den Ernst der Stunde abschüttelte. „Sobald meine schöne Schwägerin die schwarzen Kleider auszieht, legt sie auch den Namen Bianchini ab."

„Wissen Sie, Laura, daß meine gute Maman hoffte, Sie sollten mich zum vernünftigen Menschen ziehen, aber ich glaube, Sie fahren besser mit Delfino", setzte der leichtsinnige junge Mann hinzu.

Ein heiteres, glückliches Lächeln spielte um die Lippen des Paares, welches sich eben still verlobt.

„Ich vermuthe, wir werden Beide keinen Grund zur Reue haben, wenn wir thun, was ich nicht auszusprechen

wagte, aber Marchio's leichter Sinn verrieth", sagte der Patrizier.

Laura Bianchini war zum ersten Male in ihrem Leben wirklich glücklich; es mischte sich kein conträres Gefühl in ihre Neigung. Allerdings bestund ein bedeutender Abstand der Jahre zwischen ihr und dem zukünftigen Gemahl; aber dessen Geist, seine Stellung und solider Reichthum boten bleibende Genüsse. Nach den Kämpfen für ihren Bruder, dem Verhältniß zu Benedetto, den sie beständig hatte leiten müssen, dünkte ihr das Asyl in Delfino's Armen ein köstlicher Ruhepunkt. Für ihre gegenwärtigen Anforderungen bot auch er volle Genüge.

In täglichem Verkehr, mit frohen Zukunftsplänen beschäftigt, schwand ihnen die Zeit angenehm und rasch. Nur Marchio fühlte sich nicht ganz behaglich bei Delfino, so wenig dieser auch ihm gegenüber die undankbare Rolle des Mentors übte. Der junge Mann empfand dennoch eine Art Zwang in Delfino's Nähe; er wagte es nicht, so ungescheut Tollheiten zu begehen, wie sonst. Eines Tages überraschte er den Patrizier mit der Ankündigung, er würde reisen. Indessen schoben dennoch verschiedene auf sein Vermögen bezügliche Angelegenheiten diesen Plan in die Ferne.

Auch Polissena's Probezeit ging vorüber; sie erhielt ihre erste Monatsgage. Ein sonderbares Gefühl ergriff dabei das Mädchen, welches niemals Geld besessen. Also damit und in dem Maße, als es dazu ausreichte, konnte sich Polissena nun die Gegenstände verschaffen, nach denen ihr Herz begehrte.

Im Hause Fränkel war jedes Bedürfniß nur in Folge wunderbarer Combinationen befriedigt worden, zu

deren Höhe sich Signora Desirée's Tochter schwaches Fassungsvermögen niemals emporzuschwingen vermochte. Nun lag die Erfüllung ihrer Wünsche in „La Stella's" eigenem Bereich; diese Macht mußte sich erweitern, je mehr sie erwarb. Damit lernte das Mädchen das erste gesunde Lebensinteresse kennen, die Freude an der eigenen Arbeit und deren Frucht.

An Erholung nach dem Tagewerk fehlte es keineswegs; Madame Seraphine liebte den „Diporto", wie es der Venetianer nennt. Sie spazierte gerne auf dem Molo und dem Platze, besuchte täglich in den Abendstunden ein Kaffeehaus oder Theater. An den Feiertagen wurden sogar Ausflüge auf die Inseln, insbesondere den Lido unternommen. An allem nahm die begünstigte Polissena Theil.

In Bezug auf Monsieur August konnte die Putzmacherin ganz ruhig sein, dessen Treue wankte nicht. Er erwies Mademoiselle seine ausgezeichnete Galanterie stets nur dann, wenn die Meisterin den Rücken wandte. „La Stella's" Begleitung besaß auch einen Vortheil für Madame Seraphine, das Mädchen wirkte als Magnet und der eitlen Französin gelang es nun, mehr in andere als blos geschäftliche Beziehungen zu der guten Gesellschaft zu treten. An den Tisch, wo die Putzmacherin mit ihrer hübschen Gehülfin Gefrornes aß, setzten sich stets einige der eleganten Herren. Madame Seraphine's Loge wurde niemals von Besuchern leer. Bei deren Landpartien schlossen sich häufig venetianer Aristokraten an.

Besonders that dieses Marchio Bianchini gerne. Ohne bestimmten Lebenszweck, wider seinen Willen noch festgehalten, übersättigt von den Menschen seiner eigenen Sphäre,

gewährten ihm diese Ausflüge Unterhaltung. Er liebte „La Stella" nicht, sondern empfand nur beim Anblick des Mädchens genau dasselbe, was ihm ein hübsches Bild erzeugt haben würde. Jedoch wirkte Polissena angenehm auf seine Nerven, ihre Apathie sagte seiner Lebhaftigkeit zu.

So frei war Graf Bianchini von jeder persönlichen Beziehung, daß er sich oft vorzüglich mit Madame Seraphine beschäftigte. Wenn dann die Putzmacherin aus Entzücken über den artigen Cavalier, der viel hübscher war und weit bessere Manieren besaß, als Monsieur August, erröthete, letzterer aber aus Aerger und Eifersucht sich gelb färbte, so lachte Marchio mit Polissena darüber unbefangen wie Bruder und Schwester es thun über einen guten Spaß.

Der magere junge Mann, welcher die Gefälligkeit hatte, Madame Seraphine's Bücher zu führen, war derjenige Mensch in Venedig, der sich über Graf Bianchini's endliche Abreise am meisten freute. „La Stella" trauerte nicht, als Marchio schied. War mit ihm doch ebensowenig Aussicht zu einer Heirath verbunden, wie bei einem Andern — zur Unterhaltung fanden sich Viele. Ueberdies gab es genug zu thun in Madame Seraphine's Geschäft, zum Grillen fangen haben aber blos Kranke und Müssige Zeit.

Ihre Mutter besuchte Polissena gelegentlich, es legte dem niemand ein Hinderniß in den Weg. Signora Desirée besaß eine Wohnung auf der herrlichen, sonnigen Riva. Sie fuhr regelmäßig zu den Bahnzügen nach der Station, außerdem war es ihrer rastlosen Energie gelungen, Verbindungen in den Gasthäusern anzuknüpfen.

Wenn ein kranker, einzelner Mann aus dem Dampfzug stieg und mit melancholischen Blicken den hier besonders düstern Canale grande betrachtete, drängte sich sofort eine lächelnde, gutaussehende Frau an denselben. Sie war mit Rath und That bei der Hand, versorgte das Gepäck, rief eine Gondel, ertheilte jede gewünschte Auskunft und recommandirte zuletzt — ihre sonnigen Stuben.

Mancher Welterfahrene, Vielgereiste entledigte sich energisch dieser Falschwerbung. Jedoch Andere waren wieder zu schwach, zu unbehilflich, um die Dazwischenkunft der entschlossenen Frau nicht als Wohlthat zu empfinden. Solche nahmen dankbar Signora Desirée's Rath und deren Wohnung.

Indessen beschränkte sich die Wittwe Fränkel nicht auf diese einzige Weise, ihre Zimmer zu rekrutiren. Sie unterhielt, wie wir bereits bemerkten, Relationen in allen größern Gasthöfen. Zeigten sich Symptome, daß irgend ein Schwerkranker das Hôtel durch seinen Tod compromittiren wollte, dann überließ man ihn Signora Desirée. Bis zu den Aerzten und Consulen reichten die Verbindungen der klugen Frau. Mit einem Worte, sie war vollständig in jene fürchterliche Ligue aufgenommen, welche in Compagnie die Unglücklichen ausbeutet, die ihre Heimath verlassen, um in der Fremde zu sterben.

Es gleicht diese grauenhafte moderne Spekulation einigermaßen der Kesseljagd. Die Treiber schließen den Kreis fest, das abgehetzte Wild findet keine Gelegenheit zu entkommen. Sobald dasselbe verendet, theilen sich die Sieger in die Jagdbeute.

Signora Desirée hatte Glück bei ihren Unternehmungen, es waren ihr trotz der kurzen Zeit schon drei gestor-

ben. So ein Umstand wird in Venedig auf das Aeußerste benützt. Man nimmt an, der Verstorbene hätte die Luft verpestet. Betten, Meubeln, sogar Fußteppiche und Tapeten werden in seinem Zimmer erneuert. Wir können dabei den Nettogewinn des Vermiethers approximativ auf fünfzehn bis zwanzig Napoleon festsetzen. Dies ist übrigens blos der Schluß einer langen Reihe von Perquisitionen. Die Bouillon des Kranken gibt ein gutes Mittagessen und sofort.

Seit Signora Desirée nicht mehr in den schwindelhaften Verhältnissen von früher lebte und ihre Einnahme sich im Plus zur Ausgabe stellte, erwachte auch in ihrem Innern eine energische Lust zum Besitze. Die Industrie des Zimmervermiethens ließ, ungeachtet aller ihrer Feinheiten, der Wittwe Fränkel noch einen Ueberschuß an Zeit und Arbeitskraft.

Venedig ist eine Fundgrube für kostbare alte Spitzen, die vielen Fremden erzeugen in jeder Beziehung lebhaften Verkehr. Signora Desirée kaufte und verkaufte Spitzen, Schmuck, Kleidungsstücke. Ihre Kundschaft breitete sich fortwährend aus, sie machte in mancher Beziehung Vassari Concurrenz, denn sie gab mit geringerm Vortheil her, um öfters umzusetzen und sich im Beginne Freunde zu erwerben. Nur fand der Unterschied zwischen ihr und Vassari statt, daß sie von Haus zu Haus wandernd, mit einem Diener, der ihre Päcke trug, das Geschäft nomadisch betrieb; hingegen der Jude seine Höhle in San Salvatore niemals verließ, man kam zu ihm; er hatte nicht nöthig, Kunden aufzusuchen. Auch gingen des Wucherers und Antiquitätenhändlers Unternehmungen in's Große, während die Wittwe Fränkel in bescheidenerer Sphäre blieb.

Eines Tages wurde Signora Desirée nach dem Palazzo Bianchini berufen. Die liebenswürdige Laura hatte ihre Trauerkleider abgelegt und gedachte auch sonst mit alten Sachen aufzuräumen. Ein freudiges Ereigniß stund sehr nahe bevor. Gräfin Bianchini war zu vornehm, selbst den Verkauf zu besorgen, sie überließ dies Geschäft ihrer Kammerjungfer. Dieser sollte auch der Erlös gehören.

Auf den Tischen des Vorsaales lagen zahlreiche Gegenstände ausgebreitet; Signora Desirée betastete und prüfte mit sicherm Kennerblick. Zwischen ihr und der Zofe drohte sich die Unterhandlung in's Unendliche auszuspinnen.

Plötzlich kam Graf Delfino's zweiter Gondolier die Treppe herauf, zu melden, sein Herr warte unten an der Riva auf die Signora Contessa. Gleich darauf erschien die liebenswürdige Laura in reichem Putze strahlend, eine glückliche Braut. Sie ging mit freundlichem Lächeln an Signora Desirée vorüber, welche sie nicht kannte.

Beim Anblick der Farben des Patriziers verwirrte sich die Wittwe Fränkel. Sie blickte starr der schönen Dame nach, die mit leichtem, flüchtigen Fuße über die Marmorstufen hinab Delfino entgegeneilte.

„Unsere gnädige Gräfin wird sich künftige Woche vermählen", erklärte die Kammerjungfer der Händlerin. „Deßhalb gibt sie auch ihre ganze Toilette weg. Der Bräutigam ist reich und großmüthig, in jeder Beziehung ein gran Signore. Wenn er auch ein wenig alt ist, so lieben sie sich dennoch wie zwei Turteltauben."

Das Bild paßte vortrefflich auf Delfino, die Wittwe Fränkel fragte nicht nach dem Namen von Gräfin Bian-

chini's zukünftigem Gemahl — sie errieth denselben. So stund also eine Würdigere im Begriff, den von ihr vor vierundzwanzig Jahren verscherzten Platz einzunehmen.

Ein Krampf schnürte Signora Desirée's Herz zusammen. Sie ließ das helle Seidenkleid aus ihren Händen auf den staubigen Fußboden fallen.

„Was beginnen Sie!" rief die Zofe vorwurfsvoll. „Sie beschmutzen das schöne Seidenkleid! Oder wären Sie krank, weil Sie die Farbe wechseln?"

„O nichts! Es gab mir nur einen Stich, ein Anfall, an dem ich öfters leide und ist auch schon wieder vorüber. Entschuldigen Sie meine Ungeschicklichkeit", entgegnete die entschlossene Frau, den zur Erde gefallenen Gegenstand sorgfältig wieder aufhebend.

Hierauf schloß sie den Handel etwas rascher, als es sonst wohl der Fall gewesen, raffte ihre Päcke zusammen und floh. Gedanken jagten sich in ihrem Haupte, gleich einem wilden, chaotischen Kampf der Elemente, wo zuletzt das stärkere siegt.

Wir wollen versuchen, einige der Schatten zu fixiren! Vierzig Procent lassen sich beim heutigen Geschäfte verdienen — wäre ich Deine Gattin geworden, ich ginge in Seide, Sammt und Edelsteinen, handelte nicht mit alten Kleidern — o Leonardo!

XVII.

In der eigenthümlich grünlich grauen Morgendämmerung, welche zuweilen ihr düsteres Colorit über die Lagunen wirft, war Alba nach dem Molo gegangen. Als sie die Wand des Lloyddampfers hinaufstieg, befand sie sich einem finster blickenden Manne gegenüber. Dieser hatte den Ueberrock bis unter das Kinn zugeknöpft, den Hut tief in die Stirne gedrückt.

Marchio's Gattin erkannte auf den ersten Blick Julius von Wangenheim. Das Geschick dieser Beiden war unheimlich kalt, wie der über sie anbrechende Morgen. Wähnten doch die Müden hier in Venedig endlich ihr Zelt aufzuschlagen — diese Hoffnung ging unter, sie mußten wieder weiter ziehen.

Entschlossener, lebenskräftiger zeigte sich noch Alba, die Energie des Mannes war verbrauchter; in einem wilden Strudel von Genuß und Leidenschaft hatte er seine Kraft gelassen.

Er maß das Verdeck mit unruhigen, hastigen Schritten, viel zu rasch für den kleinen, von zahlreichen Passagieren eingenommenen Raum. Eben jetzt erlag er dem fieberhaften Verlangen, fortzukommen. War doch die wilde See weniger stürmisch wie sein Herz. Und wenn das Ziel der Reise erreicht, was nachher? Dann war ein schlimmer Gefährte mitgekommen, der tief im Innern fraß, sich durch keine äußere Veränderung vertreiben ließ — der finstere Unmuth des Bankrotiers des Lebens!

Gräfin Bianchini brachte gelassen ihr Gepäck unter,

hierauf begab sie sich nach dem Verdeck zurück. Einigemale ging sie an Wangenheim vorüber, aber dessen Augen wurzelten am Boden, er sah sie nicht. Zuletzt entschloß sich Alba, den Reisegefährten anzureden.

Kurz kamen anfangs die Antworten, doch nach und nach gelang es der Schlauen, ihn in lebhafteres Gespräch zu ziehen. Julius von Wangenheim berichtete über das Ziel seiner Reise — Konstantinopel.

Dies erweckte sonderbare Gedanken in Alba, ein neues Terrain, sollte sich dort nicht eine Chance für sie bieten? Planlos hatte sie Venedig verlassen, mit der Absicht, sich eine Stätte zu suchen. Entfernung aus Italien war die Bedingung ihrer kleinen Pension — wo sollte sie hingehen?

Alba erzählte dem Reisegefährten so viel von ihrem Geschick, als für ihn zu wissen noth that und nicht mehr. Während der Ueberfahrt gelang es ihr, ihn zum Einverständniß zu bringen. Er versprach, sie bei ihrer Ankunft in Konstantinopel mit seiner Lokalkenntniß zu unterstützen, ihr Empfehlungen zu verschaffen. Die kluge Frau gewann rasch Boden. Es war ja doch selten, daß sich Jemand um die Gunst des Abenteurers bewarb, Schmeicheleien klangen ihm süß. Allgemach fand er Gräfin Bianchini mehr nach seinem Geschmacke, als die hübsche Puppe Polissena. Jene wußte geschickter mit kranken Seelen umzugehen, wie diese. Alba besaß die praktische Erfahrung des Lebens für sich.

In Triest stiegen Beide im selben Gasthofe ab. In Erwartung des Essens las Julius von Wangenheim ein deutsches Zeitungsblatt. Plötzlich warf er dieses auf die Seite und stürmte gleich einem Rasenden zur Thüre hinaus.

Gräfin Bianchini nahm neugierig das Journal und

durchflog es prüfend. Keine der darin enthaltenen Stellen motivirte eine heftige Gemüthsbewegung. An einem Platze zeigte sich das Papier von fast krampfhaftem Drucke zerknittert. Hier stunden die Gewinn-Nummern eines Lotterie-Anlehens. War der Abenteurer ein reicher Mann geworden?

Alba hatte recht gerathen; die Laune des Glückes warf Wangenheim hunderttausend Gulden in den Schooß. Abgestreift war nun das Bedürfniß zu arbeiten, fortan galt es, mühelos zu genießen.

Vorsichtig verbarg Alba ihre Entdeckung. Sie empfing den Heimgekehrten unbefangen und forschte nicht nach dem Grunde der wilden Fröhlichkeit, die mit einem Male sein Wesen durchzuckte. Das von ihr gehoffte Wort entschlüpfte seinen Lippen: wir wollen uns nicht mehr trennen, doch haben wir nicht nöthig, nach dem Orient zu gehen!

So ward Alba Julius Wangenheim's Gefährtin. Es bedurfte eines Charakters fest und kalt wie des ihrigen, um diesen Mann zu ertragen. Beständig versuchte er Lust zu genießen, den Becher der Freude an seine Lippen zu ziehen, allein stets mischte sich ihm Wermuth darein. Mitten im Taumel kehrten die finstern Dämonen zurück. Unaufhörlich veränderte er seinen Aufenthaltsort. Die Begleiterin quälte er und ließ sich dennoch bis zu einem gewissen Grade von ihr beherrschen.

Im Beginne der Saison kamen sie nach Baden-Baden und blieben da bis zum Herbste. Hier unter den ewigen Abwechselungen duldete es Julius noch am längsten. Alba belustigte sich häufig damit, dem Spiele zuzusehen, obwohl sie zu klug war, selbst daran Theil zu nehmen. Es unterhielt sie, die abwechselnden Leidenschaften zu beobachten.

Eines Abends hatten sich zahlreiche Pointeur um den Pharaotisch versammelt. Darunter zog die elegante Gestalt eines Mannes Gräfin Bianchini's Aufmerksamkeit auf sich. Sie konnte denselben nicht im Gesichte sehen, er drehte ihr den Rücken. Er schien zu sein, was man einen schönen Spieler nennt; nachlässig warf er Goldstück nach Goldstück auf das grüne Tuch. Rasch verschwanden dieselben unter dem Rechen des Croupiers. So lange Alba zusah, mochte der Pointeur ungefähr zwölftausend Franken verloren haben. Hierauf zog derselbe ruhig die Uhr, es war Zeit, sich zum Cercle anzukleiden. Der elegante, junge Mann verließ gelassen den Pharaotisch.

Es war Marchio Bianchini!

Ein freudiger Schreck durchzuckte Alba. Sie errieth den Zusammenhang. Die alte Gräfin Bianchini mußte todt, deren leichtsinniger Sohn im Besitze von Geld sein, außerdem befände er sich nicht hier. Diesen Gefährten zog sie Julius Wangenheim unendlich vor. Sogleich stellte sie Nachforschungen an, wo Graf Bianchini abgestiegen sei. Nachher packte sie ihre Effekten, nahm die kostbare Cassette mit den Papieren unter den Arm und verließ den Abenteurer ohne Abschied.

Als Marchio gegen Morgen vom Balle heimkehrte, fand er sein Schlafzimmer besetzt — durch seine Frau. Der leichtsinnige Junge begrüßte Alba heiter. Hatte sie ihm doch noch immer gut gefallen und sein Geschmack für sie noch nicht Muße gefunden, zu erkalten. Es gelang auch der Schlauen, ihren Gatten zu unverzüglicher Abreise zu bewegen, sie hielt ein Zusammentreffen mit ihrem bisherigen Reisegefährten für unnütz!

Julius Wangenheim wartete vierundzwanzig Stunden

auf Alba's Rückkehr, dann errieth er, daß sie geflohen sei und lachte bitter. Es fehlte ihm an vorhergegangenen ähnlichen Erfahrungen keineswegs, fast jede Verbindung seines Lebens hatte auf diese Weise geendet. Um diesen dürren Baum konnte sich der Epheu der Zuneigung nicht ranken!

Der Tag war heiter im schönen Baden und contrastirte seltsam mit des Abenteurers Stimmung. Letzterer stieg zum Mahle nach dem alten Schlosse hinauf. Der einsame Mann nahm an einem kleinen Tische Platz. Er forderte Champagner und leerte die Flasche in Unmuth. Wie gewöhnlich saß er in sich gekehrt, wenig mit der Umgebung beschäftigt.

Plötzlich schlugen Stimmen an Wangenheim's Ohr, die Erinnerungen weckten. In unmittelbarer Nachbarschaft erkannte er, umgeben von zahlreicher Gesellschaft — Baronin Nerheim. Sie war wie immer prächtig gekleidet, neben ihr befand sich ein dem Anschein nach eifriger Bewerber um ihre zwanzigtausend Gulden Renten. Die Wittwe, offenbar bei guter Laune, lachte, sogar deren grauer Teint zeigte sich unter froher Erregung geröthet. Man verzehrte heiter ein feines Diner an Frau von Nerheims Tisch.

Mit einem Male verstummte Angelique's Stimme, auch sie hatte ihren abgewiesenen Freier erkannt und bemerkte nicht ohne Aengstlichkeit dessen sonderbares Beginnen. Er war aufgestanden und näherte sich der Wittwe. Der Abenteurer erklärte sich erfreut, die Dame wieder zu sehen, dabei preßte er ihr die Hand in einer Weise, daß sie mühsam einen Schrei unterdrückte und seine Augen rollten unheimlich wild. In seltsam incohärenter Art

führte er das Gespräch eine Weile fort. Für Angelique war das Vergnügen verdorben, sie trieb nach Hause. Die Zeche wurde bezahlt, die Wagen warteten und die Damen begannen sich in ihre Shawls zu hüllen.

Unerwartet, blitzschnell faßte Julius von Wangenheim die kleine Frau um die Hüften, hob sie mit Leichtigkeit auf seinen Arm und rannte davon.

„Du bist mein eigen!“ rief er.

Angelique's krampfhafte Anstrengungen, sich zu befreien, blieben vollständig fruchtlos, in Julius Armen schien Riesenkraft zu wohnen.

„Schreie nicht, mein Weibchen“, erwiederte er auf ihren heisern Angstruf, „sonst stürze ich Dich in den Abgrund! Ha! ha!“ Der Unglückliche lachte bitter; „durfte Dich ja sonst auch tragen! Weißt Du es noch? in Tirol, wo das Wasser ausgetreten war und die Steine glatt!“

Angelique zitterte heftig am ganzen Körper; sie wagte nicht mehr, weder sich zu rühren, noch einen Laut von sich zu geben, sondern lag bleischwer und halbbewußtlos an der Brust des Rasenden, der fortwährend mit ihr am Rande des Abgrundes hin rannte.

Baronin Nerheim's Gesellschaft erlag im ersten Moment der Erstarrung, die Ueberraschung lähmte die Kraft zum Handeln. Allmählig ermannten sich einige der Herren, den Wüthenden zu verfolgen. Indessen vermochte niemand mit demselben gleichen Schritt zu halten, auch blieb das Unternehmen sehr bedenklich, weil Wangenheim möglicherweise seiner Beute ein Leides anthun konnte.

Wie billig, that sich der Bewerber um die zwanzigtausend Gulden Renten am meisten hervor. Keuchend erreichte er die Beiden nahezu, als Julius zusammenbrach.

Nun gelang es ohne Anstrengung, die Halbtodte aus dessen Armen zu befreien.

Hierauf ließ sich der Wahnsinnige von Hinzugekommenen ohne Widerstand nach einem Wagen bringen. Auf die Ueberreizung folgte eine gänzliche Inaction. So war denn der längst vorhandene finstere Keim zum Ausbruch gekommen. Der Direktor der Irrenanstalt, in welche man Julius von Wangenheim brachte, erklärte nach kurzer Beobachtung dessen Zustand für unheilbar. Damit war er für immer aus der Reihe der vernünftigen Wesen gestrichen, lebendig todt. Niemand bedauerte, niemand vermißte ihn, spurlos verlor sich das Geschick des Abenteurers in der Finsterniß, wie ein vom Winde verwehtes welkes Blatt.

Frau von Nerheim wurde krank über den ausgestandenen Schrecken. Nachdem sie sich erholte und der Retter auf seinen Lohn wartete, da konnte sich die Wittwe abermals nicht entschließen, ihre goldschwere Hand zu vergeben. Es lebte nur ein Mann, dem es gelang, einen so tiefen Eindruck auf Angelique hervorzubringen, daß sie darüber zu rechnen vergaß.

Dieser Eine hieß Marchio Bianchini und hatte sie verschmäht!

Indessen leistete der hübsche Venetianer Baronin Nerheim dennoch einen, wenn auch negativen Dienst — er diente ihr zum Schilde gegen ihre Freier.

XVIII.

In ewigem Wechsel von Zerstreuungen schwanden Alba die Jahre rasch; im Glück gab es keinen bessern Gefährten, als Marchio Bianchini. Immer heiter wie ein schöner Sommertag, großmüthig, leichtsinnig, erfreute er sich rasch, wo er hinkam, einer großen, socialen Popularität. In Paris war er zu Hause, Gräfin Bianchini errang dort glänzende Erfolge in den tonangebenden Kreisen.

Alba überließ sich nicht gleich einem Kinde dem Taumel des Vergnügens, sie genoß den Reiz der Gegenwart, jedoch nicht ohne Gedanken an die Zukunft. Daher sparte sie auch eine Summe für einen Tag, der sicherer Voraussicht gemäß nicht ausbleiben konnte. Obgleich gerüstet, erschrack die erfahrene Frau dennoch, als Marchio eines Morgens in ihr Zimmer trat, einen offenen Brief in der Hand und Schatten auf dem hübschen Gesichte.

„Alba, wir sind zu Grunde gerichtet“, sagte er, „mein Faktor schreibt mir, daß auch nicht mehr die kleinste Summe aufzutreiben sei. Graf Delfino läßt mir rathen, nach Venedig zurückzukommen, jedoch — allein. Unter dieser Bedingung will er versuchen, ein Uebereinkommen mit meinen Gläubigern zu erzielen.

Das Leben an Bianchini's Seite war während der Sonnentage des Geschickes so leicht gewesen! Seine Gattin kämpfte die Bewegung des Bedauerns nieder — wußte sie doch, Marchio würde sie jetzt ebenso kühl verlassen, wie damals in Venedig!

„Kümmere Dich nicht um mich, sondern nehme Delfino's Hülfe an“, entgegnete sie ruhig.

„Armes Kind! was wirst Du beginnen?" fragte Graf Bianchini entzückt, keinen Widerstand zu erfahren.

„Meine Sache, Marchio!" erwiederte sie gelassen.

„Ich verspreche Dir, regelmäßig eine Rente zu schicken, bis — wir uns wieder vereinigen", versetzte Marchio mit erheiterter Stirne.

Alba lächelte bitter, sie wußte, daß sie verhungern könne, ehe der Leichtsinnige sein Versprechen erfülle.

Wenige Tage nach dieser Unterredung trennten sich die Gatten. Graf Bianchini reiste allein in seine Vaterstadt zurück. Der Patrizier empfing ihn ernst.

„Ihrer Mutter willen befasse ich mich mit Ihren Angelegenheiten, Marchio", sagte er. „Auf meinen Rath verordnete die Gräfin in ihrem Testamente, daß Sie keinen Grundbesitz veräußern können, sonst wären Sie bereits ein Bettler. Ihr Vater hat nur noch wenige Wochen zu leben, Sie müssen sich entschließen, mit seiner Rente auszukommen. Alles Uebrige wird zur Abzahlung der Schulden verwendet, in ungefähr zehn Jahren treten Sie dann wieder in den vollen Genuß der Erträgnisse Ihrer Güter."

„Zehn Jahre sind lang! bis dahin bin ich zu alt zum Genießen", erwiederte der leichtsinnige Marchio mit einem Seufzer.

„Sind Sie entschlossen, die ganze Administration in meine Hand zu legen?" versetzte der Patrizier kühl. „Ja oder nein?"

„Ja, denn meiner Trägheit widersteht diese Aufgabe," antwortete Graf Bianchini.

„In dem Falle bitte ich Sie, mein Haus als das eines Verwandten zu betrachten. Sie werden stets will-

kommen sein und Ihr Couvert ist jeden Tag bereit, Marchio," bemerkte der Patrizier.

„Wie schlägt die Ehe an, Delfino?" fragte Bianchini.

„Vortrefflich", entgegnete der Weise, indem ein heiteres Lächeln dessen ernste Züge beleuchtete. „Gehen wir zu Laura, diese wird erfreut sein, Sie wiederzusehen."

Gräfin Delfino sah zweifellos glücklich aus, der ungetrübte Wohlstand sprach aus ihrem frischen Wesen. Freundlich begrüßte dieselbe den Schwager. Zwischen den Gatten schien herzliches Einverständniß zu herrschen. Bald nachher ließ der Patrizier Marchio mit Laura allein.

Die Gräfin war mittheilsamer, als ihr Gemahl; in warmen Worten schilderte sie Bianchini den wolkenlosen Himmel ihres Lebens. Aber plötzlich brach sie ab, es däuchte ihr ungroßmüthig einem Manne gegenüber, den sie für unglücklich halten mußte, von Glück zu reden.

„Wenn nur Delfino etwas jünger wäre, meine schöne Schwägerin", bemerkte Marchio lachend, weit entfernt, durch ihre Worte gekränkt zu sein.

„Sie kennen Leonardo nicht", versetzte Laura lebhaft. „Ein Geist wie der seinige, erhält frisch, da ist nichts Greisenhaftes, Verbrauchtes. Er wird gleich einem arabischen Pferde sterben, ohne zu altern."

„Wie, Sie lieben Ihren Gatten wirklich!" rief Marchio überrascht.

„Mehr, als ich jemals meine Eltern, meinen Bruder oder Benedetto Bianchini liebte", entgegnete Laura.

„Delfino ist ein glücklicher Mann; in seinen Jahren sich noch die Neigung einer Frau, Gesundheit, jeden Reiz des Lebens bewahren zu können", sagte Marchio Bianchini.

„Leonardo ist gut und weise, alles Uebrige folgt von selbst“, erwiederte Laura.

Sonderbar, es war etwas im Palazzo Delfino, was den leichtsinnigen Mann bedrückte. Der solide Reichthum, das in sich abgeschlossene, selbstgenügsame Wesen der Gatten, deren festes Glück erzeugte ihm ein beklemmendes Gefühl. In diesem Hause war es kaum anders möglich, als sich sehr ehrbar und gesetzt zu benehmen, solches lag aber keineswegs in Graf Bianchini's Geschmack.

Zunächst regte sich wohl ein stiller Vorwurf, Scham, die beengende Empfindung der Unterordnung in Marchio und verleidete ihm die fürstlichen Räume. Gräfin Delfino wiederholte ihres Gatten freundliche Einladung, jedoch beschloß ihr Schwager, so wenig als möglich davon Gebrauch zu machen.

Mit neugestärkten Lebensgeistern stürmte er fort, als er sich draußen in der Straße befand. Auf dem Markusplatze begegnete er Polissena, die eben in elegantem Putze mit ihrer Mutter auf und ab ging. Sie sah noch sehr gut aus, nur war die Sylphidengestalt verschwunden, um einer rundlichen Fülle Platz zu machen. An Madame Seraphine's ausgezeichnetem Tische hatte die Puppe essen gelernt. Der Graf streckte seiner alten Bekannten die Hand entgegen.

„Ich nehme es als gutes Zeichen, daß mir in der Heimath zuerst „La Stella“ begegnet“, sagte er heiter.

Sogar des Mädchens indolentes Wesen erwärmte sich bis zu einem gewissen Grade. Dessen Augen glitten mit Wohlgefallen über Bianchini. Er war noch derselbe muntere, hübsche Junge von früher geblieben.

„Sie besuchen doch Madame Seraphine, Conte!“ be-

merkte Polissena lächelnd. „Ich kann Sie versichern, Abwesenheit verwischte Ihr Andenken keineswegs und darf Ihnen nicht mittheilen, was die respektable Frau alles von Ihnen spricht — sonst würden Sie zu eitel.“

„Rechnen Sie darauf, mich wieder an Ihren Ausflügen theilnehmen und Monsieur August zur Verzweiflung bringen zu sehen“, versetzte Marchio Bianchini.

Die Beiden lachten zusammen. Im nämlichen Augenblicke verneigte sich „La Stella“ vor einer vorübergehenden Dame. Der Graf blickte auf diese und erkannte — Baronin Nerheim. Die Wittwe war noch etwas blässer und magerer geworden, jedoch hatte sich in demselben Maße die bunte Farbenpracht ihres Anzuges gesteigert.

„Unsere beste Abnehmerin“, bemerkte Polissena lächelnd.

„Auf Wiedersehen, carà!“ rief Marchio dem Mädchen rasch die Hand drückend und eilte Angelique nach.

Ermüdet und sauer blickte die reiche Frau auf oft gesehene Dinge. Es freute sie nichts von dem, was sie mit ihrem Gelde erkaufen konnte. Die wahren Güter des Lebens sind eben nicht käuflich. Die Ungenüge ihres Innern drückte sich in beständiger üblen Laune aus. Im höchsten Grade reizbar, von Kleinigkeiten afficirt, schleppte die verwittwete Baronin Nerheim, ungeachtet ihrer halben Million, das von allen Banden der Familie und Freundschaft entblößte Dasein hin. Jetzt eben ärgerte sich die Dame darüber, daß „La Stella“ noch immer vorzüglich aussah.

Marchio Bianchini war Frauen gegenüber ein Held! Er beachtete nicht die etwas sonderbaren Umstände, unter denen vor mehreren Jahren seine Trennung von Angelique

stattfand, und daß er sich seither nicht im mindesten um sie bekümmert hatte.

Unbefangen rief er sein „guten Morgen, Baronessa!“ als seien sie gestern erst auseinander gegangen.

Ein flüchtiges Roth flammte auf den bleichen Wangen der Wittwe und ein denselben fast fremd gewordenes Lächeln schwebte auf ihren Lippen.

„Wieder in Venedig, Conte Bianchini!“ versetzte sie freundlich.

Es lag eben etwas in Marchio's Wesen, was verhinderte, daß irgend eine Frau ihm ernsthaft zürnen konnte, sobald er Versöhnung wünschte. Angelique war reich, sie vermochte über diejenigen guten Dinge zu gebieten, die ihm fehlten. In vortheilhaftem Angedenken stunden noch die Diners der Wittwe bei deren einstigem Bewerber. Zu behaupten, daß bei Marchio's gegenwärtigem Benehmen noch eine weitersehende Berechnung unterlief, hieße seiner Voraussicht zu viel Ehre erzeigen. Was zwischen ihnen lag — Alba — die Limonade, dies hatte der Leichtsinnige vergessen.

So wurde es ihm denn auch leicht, ein tändelndes Salongespräch mit ihr anzuknüpfen und die Dame getreulich auf dem Spaziergange zu eskortiren, den sie heute — der angenehmen Gesellschaft halber — ungewöhnlich verlängerte. Die kleine Frau gewann stets an Lebhaftigkeit, Ermüdung, Verdruß verschwanden. Marchio Bianchini war der Mann, welcher das Zauberwort besaß, dies enge Herz zu öffnen. Er allein vermochte dem abgeblaßten, in ungesunder Atmosphäre krankhaft entwickeltem Leben Interesse, den Turgor zu verleihen.

Der Graf und die Baronin streiften nahe an Sig-

nora Desirée nebst Tochter vorbei; unter lebhaftem Sprechen und Gestikuliren übersah Marchio „La Stella" gänzlich.

„Die Zwei werden dennoch ein Paar! Siehst Du, was Geld macht, Kind; kaum nach Venedig gekommen, angelt Conte Bianchini bereits wieder nach der reichen Wittwe und sie ist dumm genug, ihn am Ende zu nehmen", bemerkte die Mutter.

Diese Worte gaben Polissena einen Stich. Niemals hatte sie sich zu träumen erlaubt — die Möglichkeit Marchio's Gattin zu sein erwogen, aber ihn im Besitz einer Andern zu wissen! der häßlichen, kleinen Kröte ihn abzutreten, dünkte ihr hart.

„Was mag er mit Alba begonnen haben? sollte diese im Auslande gestorben sein?" versetzte „La Stella" nachdenkend.

„Ja, wir kennen ein kleines Geheimniß, das Bianchini unbequem fallen könnte unter gewissen Umständen", entgegnete die Wittwe Fränkel. „Doch lassen wir ihn jetzt, was kümmert er uns."

„Sage mir, wie viel kostet der Hut, welcher Dir so ausgezeichnet steht?" fuhr die Mutter fort, ihre scharfen Augen auf des Mädchens Kopfbedeckung gerichtet.

„Zwanzig Franken", erwiederte „La Stella" träumerisch, noch immer im Geiste mit Marchio Bianchini beschäftigt.

„Wie hoch kömmt er in Madame Seraphine's Magazin zu stehen?" fragte Signora Desirée weiter.

„Sechzig Franken", entgegnete das Mädchen.

„Polissena, Du bist und bleibst eine Gans!" rief Signora Desirée.

Dieser nüchterne, prosaische Anklang des wirklichen Lebens unterbrach grell den Phantasietraum.

„Wie meinst Du das?“ fragte Madame Seraphine's rechte Hand, das Genie des Magazines der Putzmacherin verwundert und aufgebracht.

„Weil Du den bedeutenden Vortheil nicht selbst nimmst, sondern Dich damit begnügst, ihn Andern zu erwerben. Du brachtest es jetzt zur Meisterschaft in Deinem Geschäft und bedarfst fremden Beistandes nicht länger“, sagte die energische Frau.

„Laß Dir rathen, Kind, wende Dich durch Abbate Rossi an Deinen verborgenen Beschützer und ich bin überzeugt, dieser spendet Geldhülfe. Außerdem kann ich mich mit einer ersparten Summe betheiligen, auch Dir mit Rath und That an die Hand gehen“, fügte sie hinzu.

Niemals wäre der große Gedanke in „La Stella's“ unspekulativem Kopfe entstanden. Nun ihr mitgetheilt, zündete er. Sie ging mit so viel Eifer, als überhaupt in ihrer apathischen Natur lag, auf den Plan ein. Vieles hatten die Beiden noch zu besprechen, Polissena fand nicht mehr Zeit, an Marchio Bianchini zu denken. Als sie sich endlich spät trennten, begab sich das Mädchen sogleich nach dem Eckhaus Ponte dei Baretterie, um den mütterlichen Instruktionen gemäß zu handeln.

Die Umstände begünstigten das Unternehmen. Anfangs wie Madame Seraphine erfuhr, daß sie ihre Perle verlieren sollte, weinte sie aus Aerger und Verdruß. In der Folge aber entschloß sich die Putzmacherin, da sie ohnehin ein hinreichendes Capital erworben hätte, um behaglich leben zu können, ihr eigenes Magazin an Polissena abzutreten. Monsieur August unterstützte dieses Vor=

haben. Er meinte, es sei an der Zeit, seine Dienstleistungen und Ausdauer zu belohnen, ihn zu beglücken und mit ihm nach Frankreich zu ziehen. So kam der Handel zum Abschluß.

Wie Signora Desirée richtig voraussah, leistete Graf Delfino großmüthigen Beistand. Die Wittwe Fränkel legte einige Tausend Gulden zu zehn Prozent bei ihrer Tochter an. Auf diese Weise sah sich „La Stella" als Besitzerin der ersten Modehandlung Venedigs.

Stolz und glücklich durchwanderte sie die Räume, welche nun ihre Schätze bargen. Erfolg im Berufe erzeugt von allen Empfindungen die befriedigendste. Jede Leidenschaft stellt der Erfüllung ein Plus entgegen, spornt und treibt das unruhige Herz weiter. Aber das Gelingen unserer Arbeit stillt, wenigstens in praktischer Richtung, unser Sehnen, öffnet einen Quell gesunder Freuden und wird zum Heilmittel jeder krankhaften Romantik.

„La Stella" fühlte sich zufrieden wie nie früher. Besitz, eine ehrenwerthe sich selbst gegründete Stellung, erfüllten sie mit Entzücken. Jetzt war sie eine Person. Andere von ihr abhängig. Sie trat in vielfachen, geschäftlichen Verkehr, zählte und hörte auf, ein bloßes Atom zu sein, oder Spielball einer müßigen Laune.

Einer der Ersten, welcher sie als Eigenthümerin begrüßte, war Marchio Bianchini. Sie führte ihn ins Nebenzimmer, wo sich ein mit grünem Sammt überzogener Divan befand und nahm mit ihm auf demselben Platz. Der Graf plauderte munter und unbefangen, Polissena hörte mit glücklichem Lächeln zu. Sie konnte jetzt den Mann, der ihr wohlgefiel, bei sich selbst empfangen.

„Es ist so hübsch bei Ihnen, Signora und ich fühle

mich da so behaglich, daß ich um Erlaubniß bitten muß, meinen Besuch öfters wiederholen zu dürfen", sagte er am Schlusse.

Die Putzmacherin nickte freundliche Gewährung.

Uebrigens gelang die Spekulation vortrefflich. „La Stella" wurde in der Modewelt noch populärer als ihre Vorgängerin. Es blieb kaum möglich, allen Bestellungen zu genügen, sie mußte das Personal vergrößern. Signora Desirée gab unter solchen Umständen ihre Privatindustrie auf, um die Führung des Haushaltes und den commerzionellen Theil der Geschäfte ihrer Tochter zu übernehmen. Denn „La Stella's" Genie reichte gerade aus zur Fertigung eines allerliebsten Kopfputzes, der geschmackvollen Verzierung eines Ballkleides, aber nicht weiter.

Es nahte der Jahresschluß. In Polissena's Büchern zeigte sich ein erfreuliches Verhältniß zwischen „Soll und Haben". Das Mädchen selbst verstand nichts davon, desto eifriger war Signora Desirée beim Addiren. Ihre Rechnungen bildeten wahre Meisterstücke; in unangreifbaren Positionen rundete sich die Summe. Sie hatte einen alten Schreiblehrer für geringen Lohn gedungen, ihr beizustehen. Beide arbeiteten wie die Galeerensklaven.

Das neue Jahr überraschte auch Marchio. Die von allen Seiten einlaufenden Forderungen trübten für wenige Stunden seine frohe Laune. Nachher lachte er aber wieder und ging unbekümmert um alle Gläubiger auf dem Markusplatze in der Sonne spazieren.

Seltsam, Graf Bianchini wohnte in seinem eigenen Palaste, aß täglich bei Freunden, die Bedürfnisse des Südländers sind wenige und dennoch überschritt er seine Jahresrente um das Dreifache! Freilich trug er stets Wäsche

von fabelhafter Feine und Weiße, verschmähte alle Handschuhe, die nicht aus Paris kamen und zog das nämliche Paar nur dreimal an. Die eleganten Lackstiefel stammten aus Mailand, die Kleider kaufte er in der theuern Ville de Paris, die Cigarren wurden direkt aus der Havanna bezogen und der hohe Eingangszoll dafür bezahlt. Auf diese Weise erklärte sich, wie Marchio sein zu mäßigem Leben vollkommen genügendes Einkommen soweit zu überschreiten vermochte.

In der frischen Luft seine Cigarre rauchend, dachte der Graf über seine Verlegenheiten nach. Einschränken ließ sich nichts! Bianchini entschloß sich nicht einmal zum Versuch. Bei der gleichen Lebensweise mußte jedoch das Defizit fortwährend wachsen.

Dem sanguinischen Manne bot sich ein Ausweg. Er lief mehr, als daß er ging, die Riva bei Chiavonni hinab. Graf Bianchini ließ sich bei Baronin Nerheim anmelden. Hierauf wartete er geduldig, bis das mühsame Geschäft ihrer Morgentoilette beendet sei.

Endlich erschien Angelique ganz rosa, nur stach die graubleiche Gesichtsfarbe unangenehm ab. Marchio warf einen raschen Blick auf die häßliche, fast skelettartig magere Frau. Die scharfe Morgenbeleuchtung verrieth — Falten. Frau von Nerheim's körperliche Reize hatten ihn niemals bestochen, die in unverwelklicher Jugendfrische prangenden zwanzigtausend Gulden Renten behielten ihren vollen Zauber. Der Graf besaß starke Nerven, er prallte nicht zurück.

Eine eigenthümliche Ahnung von dem, was vorgehen sollte, ergriff die Baronin. Alle Bedenken waren längst untergegangen und sie brannte vor Begierde, ja zu sagen. Seit Marchio sich wieder in Venedig befand, besuchte er

ihr Haus, ihre Loge fleißig. Sie stunden auf dem allerbesten Fuße zusammen.

Angelique blickte ihrerseits in Bianchini's glattes, hübsches Gesicht. Seine blauen Augen glänzten heiter. Die vollen Wangen rahmte ein blonder Bart ein. Das Gesicht trug die Incarnation der Gesundheit. Das allmählig sich ansetzende Embonpoint kleidete den Grafen vortrefflich, indem es die elegante Leichtigkeit seiner Bewegungen nicht hemmte.

Das Lächeln auf den dünnen Lippen der Wittwe kündete durchaus keine Grausamkeit. Der verrätherische Marchio begann seine Liebesbewerbung. Auf dem Höhepunkt stockte er. Die Wittwe bereitete sich vor — zu einer Umarmung. Graf Bianchini blieb ferne von so kühnem Beginnen. Im Gegentheil, er nahm die klassische Stellung der Bewerber an und lag zu Frau von Nerheim's Füßen.

„Angelique!" rief er mit Pathos, die magern Finger der Baronin drückend. „Beweisen Sie mir, daß Sie mich wahrhaft lieben! Thun Sie einen Schritt, den die Welt vielleicht verdammt, aber ein zärtliches Herz begreift."

Mit angestrengter Aufmerksamkeit lauschte die Dame, die Sache nahm eine sonderbare Wendung. Sollte zum ersten Male in Angelique's Leben das Herz gefordert werden, ohne die geldschwere Hand? Frau von Nerheim besaß niemals einen Geliebten, wohl aber eine Unzahl Freier.

Sie erröthete jetzt wirklich wie ein Schulmädchen und stammelte: „Was fordern Sie von mir, Marchio? Hoffentlich nichts Unehrbares?"

„Wie können Sie bei meiner Verehrung einem sol-

chen Gedanken Raum geben", betheuerte der noch immer auf seinen Knieen Liegende. „Nein, Angelique, ich liebte Sie stets vollkommen rein! Jedoch besteht eine unglückliche Combination in meinen Verhältnissen, die verhindert, mich öffentlich mit Ihnen zu verbinden. Wir lassen uns im Auslande trauen und kehren dann nach Venedig zurück. Sie willigen ein, insgeheim meine geliebte Gattin zu sein, vor der Welt bleibe ich Ihr ehrfurchtsvoller Verehrer!"

„Mir einen solchen Vorschlag!" rief Frau von Nerheim wüthend. „Bin ich vielleicht nicht gut genug, Ihre legitime Gemahlin zu sein? Hat der zu Grunde gerichtete Bianchini das Recht, so zu mir zu sprechen? Gehen Sie und betreten Sie meine Schwelle nie wieder!"

Der Affekt des Zornes überwog in diesem Augenblick den der Liebe. Die kränkliche, eigensinnige und reiche Frau war nicht gewohnt, sich zu beherrschen, sondern sie ließ stets ihrem Temperament voll die Zügel schießen. Marchio erhielt ein angenehmes Pröbchen von Angelique's Charakter. Es ernüchterte ihn dermaßen, daß er auf Erklärung verzichtete und rasch in die Höhe sprang.

„Sie leiden unter einem eigenthümlichen Mißverständniß, Signora Baronessa", sagte er kühl. „Indessen besitzt der ruinirte Bianchini noch immer zuviel Freunde, um sich irgend Jemand aufzudrängen."

Hierauf grüßte er die Dame mit seinen vollendet guten Manieren, die ihn niemals verließen und entfernte sich.

„Warum flammte die Meerkatze so auf und gestattete mir nicht einmal, die Umstände auseinander zu setzen?" dachte er draußen im Freien.

Er begriff nur die eine Seite ihres Wesens, die weiblich schwache, ihre Verliebtheit. Aber die zweite ebenfalls

scharf ausgeprägte, das praktische Rechentalent des Vaters übersah Bianchini, weil es seiner eigenen Individualität zu heterogen war. Sollte Angelique den Mitgenuß ihrer zwanzigtausend Gulden Renten irgend einem Manne gönnen, so wollte sie diesen vollständig mit allen Accidenzien und Appertinenzien besitzen. Das Recht, seinen Namen zu tragen, dessen Begleitung in der Oeffentlichkeit, Vertretung und Stütze. Daher die Berserkerwuth, als ihr Marchio Bianchini einen ihr unvortheilhaft dünkenden Handel vorschlug.

Uebrigens fand der Graf nicht lange Zeit, über seine zornige Wittwe nachzudenken. In der Nähe des Café della Nazione begegnete er mehreren Freunden. Einige Stunden wurden gemeinschaftlich über Geplauder, Journalen, schwarzem Kaffee, Cigarren vertändelt. Nachher schlenderten die Herren den Molo auf und ab. Als sie sich trennten, zog Marchio seine Uhr. Er hatte vor, diesen Tag bei Delfino zu essen, jedoch fehlte noch eine Stunde an der bestimmten Zeit.

Seine Füße trugen Graf Bianchini fast mechanisch Ponte dei Canonici. Die Rechnung von „La Stella" genirte ihn ein wenig. Sie belief sich auf die ansehnliche Summe von vierhundert Franken. Er beschloß gegen das Mädchen ehrlich zu sein, die Lage, in welcher er sich gegenwärtig befand, zu gestehen und um Aufschub zu bitten.

Polissena empfing ihn sehr freundlich. Wie er sein Anliegen vorbrachte, schoß sie einen zornigen Blick auf Signora Desirée.

„Conte Marchio, es geschah nur aus Versehen und gegen meinen Willen, daß man Sie wegen der Kleinigkeit

belästigte“, versetzte die Puppe, welche ihm gegenüber wirklich mehr Geist besaß, als bei allen andern Menschen.

„Bitte, zünden Sie mit diesem dummen Papiere Ihre Cigarre an“, fügte sie lächelnd hinzu.

„Nein, „La Stella“, erwiederte er galant, „das werde ich mit der Rechnung meines Schneiders und meines Schuhmachers thun, aber nicht mit der Ihrigen, denn bei unserm freundschaftlichen Verhältniß ist Ihr Guthaben eine Ehrenschuld. Delfino behauptet, ich solle noch einmal wieder in den Nutzgenuß meiner Güter treten. Möglich, daß bis dahin meine Haare grau und meine Zähne stumpf geworden sind, aber Sie werden die erste Person sein, welche Bezahlung erhält.“

„Nun gut und einstweilen lassen wir die Sache ruhen. Indessen zum Beweise, daß Sie nicht zürnen, theilen Sie unser Mittagessen“, sagte die Putzmacherin.

„Ich hatte vor, zu Delfino zu gehen, doch es gibt eben keinen Ort auf der Welt, wo ich lieber weilte, als bei „La Stella“, entgegnete Marchio.

Hierauf begab sich Polissena am Arme des eleganten Bianchini zu Tisch. Signora Desirée besaß jedenfalls den Vorzug für gutes Essen zu sorgen. Marchio vergaß alle seine Verlegenheiten, die zornige Wittwe und selbst die Handschuhrechnung. Er plauderte fröhlich und lebhaft mit „La Stella“, die ihm gefiel. Ihr apathisches, in seiner Berührung leicht erwärmtes Wesen, wirkte wohlthuend auf ihn. Es behagte seinen Nerven.

Als er spät schied, bat Polissena, das angenehme Mahl bald zu wiederholen, was Bianchini freundlich versprach. Seit ihre Tochter Besitzerin eines rentabeln Geschäftes war und sich auf sicherm Wege zum Wohlstand

befand, war sie auch für Signora Desirée eine Person geworden. Es galt nun, deren Meinung zu beachten, deren Geschmack zu berücksichtigen.

„Ich wußte nicht, daß Du im Sinne hattest, Deinem Liebhaber die Handschuhe zu schenken“, wandte sich die Wittwe Fränkel entschuldigend an Polissena, „sonst wäre die Zusendung der Nota unterblieben.“

„Ich selbst that nie etwas Aehnliches, sondern im Gegentheil, die Männer sind da, um zu geben“, schloß die praktische Frau.

Warum verwischten mit einem Male diese Worte den Nachklang der frohen Stunde in dem Mädchen? „La Stella“ brach in Thränen aus. War es vielleicht deßhalb, weil die Bezeichnung, welche es Signora Desirée beliebte, Marchio Bianchini beizulegen, so wenig der Wirklichkeit entsprach?

Bei dem Anblick der Betrübniß ihres Kindes murmelte die Mutter diesesmal leise: „Polissena ist und bleibt eine Gans!“

XIX.

Abbate Rossi legte sich seiner Gewohnheit gemäß frühe zu Bette und las noch beim Scheine der Nachtlampe in seinen Freunden. Plötzlich unterbrach ein wüthender Riß an der Glocke die Stille des einsamen Hauses. Der alte Gelehrte öffnete erst vorsichtig ein Fenster, um sich nach der Ursache der Störung umzusehen. Ein Gondolier lehnte gegenüber an der Mauer des öden Gäßchens.

„Wir bringen eine kranke Dame, Signor!“ rief derselbe hinauf.

Wirklich wankte auch, auf den Arm des zweiten Gondoliers gestützt, eine gebrochene, weibliche Gestalt von der nahen Riva herbei.

„Ich bin es, Onkel! Alba, welche um Einlaß bittet, um zu sterben“, sagte die Ankommende matt, als sie bemerkte, daß Rossi sich noch immer nicht entschloß, seine wohlversperrte Thüre zu öffnen.

Unmuthig nahm der Gelehrte die Nachtlampe vom Tische; einmal schon hatte er diese Frau unter sein friedliches Dach aufgenommen und schwere Verwirrung war daraus entstanden. Indessen schien sie gegenwärtig auf das Aeußerste erschöpft, er wollte ihr die Rast nach der Reise nicht versagen. Bei Alba's Anblick verstummten die Worte des Vorwurfs, welche der Abbate auf den Lippen hatte. Das hagere, bleiche Gesicht starrte ihn an gleich einem Gespenste, in tiefen Höhlen lagen die dunkeln Augen. Mühsam brachte man die Kranke über die Treppe hinauf.

„Ich werde Ihnen nicht lange lästig fallen, Onkel“, lispelte Gräfin Bianchini mit unheimlichem Lächeln.

„Beruhigen Sie sich, mein Kind und sprechen Sie jetzt nicht weiter. Erholen Sie sich erst von den Anstrengungen der Reise“, versetzte Rossi sanft.

Alba fiel müde auf einen Divan und der Abbate sandte einen der Gondoliere nach der alten Frau in der Nachbarschaft, welche für seine geringen Bedürfnisse Sorge trug.

„Wünschen Sie einen Arzt und soll Ihr Gatte benachrichtigt werden?“ fragte Rossi, nachdem Alba ein Glas Wein geschlürft und sich etwas gestärkt fühlte.

„Nein, Onkel, es kann mir Niemand helfen, die besten pariser Aerzte erklärten meinen Zustand für unheilbar. Darum raffte ich auch meine letzte Kraft zusammen, um nach Venedig zu kommen. Was die Mittel betrifft, meine Qualen etwas zu lindern, die kenne ich. Den Anblick von Marchio Bianchini aber hasse ich. Er ist Schuld an meinem Verderben! Stützte ich mich doch auf diesen Mann, meinte mich zu retten, zu erheben mit und durch ihn! Er täuschte meine Hoffnungen. Zweimal verließ er mich, ohne sich um mein ferneres Schicksal zu bekümmern. Jetzt schickte er mir sogar die versprochene Rente nicht. Hätte ich noch länger zu leben, so fiele ich dem Elend anheim. Dieser hübsche, muntere Marchio ist ohne einen Gedanken von Pflicht und Recht. Ich verabscheue ihn!" sagte die Unglückliche düster.

„Legen Sie diese bittere Stimmung ab, Alba", bemerkte der Abbate milde.

„Onkel, wer so viel litt, wie ich, durch fremde und eigene Schuld dahin kam, wo ich bin, der hat das Recht, die Menschen anzuklagen. Ich entäußerte mich des Namens Bianchini, und hieß zuletzt Signora Lafranca. Die ist es auch, welche bei Ihnen lebt und stirbt; versprechen Sie mir, das Geheimniß zu bewahren", versetzte Alba.

„Wozu eine neue Täuschung und Falschheit", entgegnete der alte Gelehrte zögernd.

„Wenn Sie nicht wollen, kann ich auch auf der Straße sterben, Onkel", sagte die Kranke mit düsterer Energie und in Folge einer gewaltigen nervösen Aufregung raffte sich dieselbe mit dem Anschein von Kraft empor.

„Nein, bleiben Sie ruhig, ich verspreche, Ihr Begehren zu erfüllen!" rief Rossi erschreckt.

Müde und bleischwer sank Alba's Körper in die liegende Stellung zurück.

„Was macht die Familie, die mir niemals Stütze war?" fragte sie nach einer Pause.

Der Abbate erzählte von den im Hause Fränkel vorgegangenen Veränderungen und berichtete zugleich Polissena's Verhältnisse, den günstigen Fortgang ihres Unternehmens, als Madame Seraphine's Nachfolgerin.

„Lebt das Mädchen allein?" forschte Alba weiter.

„Seit Sie selbst das Geschäft betreibt, ist Signora Desirée wieder bei ihr", antwortete der Abbate.

„Ich meine nicht das, Onkel. Gelang es Polissena, ihre Unempfindlichkeit zu bewahren? wird kein Mann mit ihrem Namen in Verbindung gebracht?" versetzte „La Stella's" ältere Schwester.

„Ihr Ruf ist rein; Conte Marchio besucht sie öfters, doch scheint blos Freundschaft zwischen ihnen zu bestehen", entgegnete Rossi.

„Von seiner Seite wohl möglich, er tändelt und spielt mit ihr, wie er es mit Allem im Leben that. Aber sie! Marchio versteht die Frauen zu bethören! Liebe gleicht für unser Geschlecht einem schwankenden Steg über brausenden Bergstrom. Jede muß denselben passiren — Manche kommen mit heiler Haut davon — Viele gehen unter", sagte die Kranke.

Bei den letzten Worten erschütterte nervöses Zittern deren Körper.

„Sie regen sich auf, mein Kind, versuchen Sie zu schlafen", bemerkte Rossi.

„Onkel, seit Monaten versagt mir die Natur die Ausgleichung der Ruhe", entgegnete Alba finster.

Hierauf nahm sie ein Fläschchen aus der Tasche, goß mehrere Tropfen der Flüssigkeit auf einen Löffel und schluckte dieses hinab.

„Opium bringt Vergessen von Mühen und Schmerzen", fügte sie mit ihrem unheimlichen Lächeln hinzu.

Abbate Rossi kehrte von diesem moralisch und physisch zerrütteten Menschenwesen unangenehm berührt in sein Gemach zurück. Am nächsten Morgen ging er zeitig nach dem Befinden seines Gastes zu sehen.

„Onkel", sagte Alba, „das Opium that nur unvollkommen seine Wirkung und eine Nacht, in der man nicht schläft, gewährt Zeit zum Nachdenken. Auch ich überlegte. Ich wünsche Polissena zu sehen; doch nehmen Sie ihr, bevor dieselbe mein Zimmer betritt, das Versprechen des Stillschweigens ab in Betreff meiner Person."

Abbate Rossi übernahm diesen Auftrag und ging dann seinen Morgenpflichten nach. Etwas später im Vormittage trat ein seltener Besucher in Polissena Fränkel's Magazin.

Die Geschäfte der Putzmacherin gediehen, der Ruf ihres Etablissements stund fest. Sie durfte in nicht allzuferner Zeit auf Unabhängigkeit in finanzieller Beziehung rechnen. Hinter ihr lagen alle die ermüdenden Kämpfe, womit die Zigeuner der modernen Civilisation sich einige der guten Dinge dieser Erde zu erringen versuchen. Dennoch ruhte ein gewisser Druck auf dem Mädchen, den es früher in ungleich ungünstigerer Lage niemals empfand. Stimmen regten sich, wurden jetzt laut — die unter der Wucht materieller Noth geschwiegen hatten. Das künstlich Zurückgehaltene drängte gewaltsam vor. Die Blüthen des Menschenherzens durch den Gifthauch der „La Stella"

umgebenden Atmosphäre erstickt, begannen jetzt in freiern Umständen spärlich und krankhaft zu sproßen, sie hatten die rechte Keimzeit versäumt.

Ueber die sie quälenden Empfindungen klärte Polissena Niemand auf. Signora Desirée verstand auch das unbestimmte Sehnen gar nicht. Sie hatte gelebt — die mystisch verschleierten Gefühle eines alternden Mädchens waren ihr zu heterogen, um darauf einzugehen. Die Wittwe Fränkel kümmerte sich auch nicht weiter um diese Symptome, sondern wandte ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich praktischen Aufgaben zu. Indessen war „La Stella" nicht immer traurig, sie hatte Momente großer Fröhlichkeit und zwar immer dann — wenn Marchio Bianchini sich zugegen befand.

Abbate Rossi traf die Putzmacherin elegant gekleidet und träumerisch vor einem Häubchen stehend, dessen Schleifen sie ordnete. Er bat, mit ihm in's Nebenzimmer zu gehen, damit er ungestört reden könne. Nachdem dieser Wunsch erfüllt war, gelangte er nach kurzer Einleitung zur Hauptsache. Er theilte Polissena blos mit, es sei eine Schwerkranke bei ihm, die sie zu sehen wünsche, sonst aber für Jedermann verborgen bleiben wolle. Deßhalb forderte er das Mädchen auf, unverbrüchliches Schweigen auch gegen Signora Desirée in der ganzen Angelegenheit zu bewahren.

„La Stella" gelobte Erfüllung dieses Verlangens. Es durchzuckte sie eine Ahnung, welche die Apathie ihres Wesens in Lebhaftigkeit verwandelte. Sie warf rasch Shawl, Hut und Schleier über und folgte Rossi sogleich.

„Ah!" dieser Ruf entwand sich unwillkürlich der Brust des Mädchens, als es in der bleichen Leidensgestalt auf

dem Divan Alba erkannte. Marchio Bianchini's Gattin im letzten Stadium ihrer Krankheit. Schwindel ergriff Polissena's Kopf und ein der Freude verwandtes Gefühl ihr Herz.

„Ich danke Dir, daß Du kamst, Schwester", sagte die Leidende, „jede Eifersucht muß jetzt schweigen zwischen uns. Auf dem Punkte, wo ich angelangt bin, betrachtet sich Wohl und Weh, Lust und Schmerz mit Gleichgültigkeit. Du aber bist glücklich?"

Seltsam bewegte Polissena das Wort, Thränen drangen aus ihren Augen.

„Kann ich etwas für Dich thun, Schwester?" fragte sie mit einer bei ihr ungewöhnlichen Weichheit.

„Nein", entgegnete die Aeltere, „für den Rest meiner Tage reicht meine Baarschaft aus. Ich gedenke im Gegentheil, Dir ein Vermächtniß zu hinterlassen. Doch einstweilen wollen wir plaudern! Erzähle mir von Marchio Bianchini!"

„Du beriefst ihn bei Deiner Ankunft in Venedig nicht an Deine Seite?" forschte „La Stella" zögernd.

„Nein, ich legte seinen Namen ab und will Marchio nie mehr sehen", erwiederte Alba kalt. „Ich hasse ihn!"

„Und ich liebe denselben", stammelte fast unwillkürlich das Mädchen, zum ersten Male sich selbst die Empfindung mit klaren Worten verrathend.

„Dir kann geholfen werden, Kind. Du sollst ihn halten fest, unauflöslich sei er Dein eigen. Doch wird es auf Deine Klugheit ankommen, daß er die Bande nie sprenge", bemerkte Marchio's Gattin.

„Wie versteh' ich dieses, Alba?" fragte die Putzarbeiterin verwirrt.

Sie glaubte an Delirium bei der Kranken.

„Wenn ich todt bin, Polissena, und Du wirst nicht lange zu warten brauchen, dann nimm diese Cassette hier, sie enthält die Beweise meiner Trauung mit ihm, nebst der Erklärung, daß Signora Lafranca ein und dieselbe Person sei mit Alba Fränkel — Gräfin Bianchini. Besäße Marchio diese Papiere, so wäre er frei. Deine Liebe soll ihm Fesseln anlegen, das Werk meiner Rache vollenden. Stelle Dich zwischen ihn und eine reiche Heirath, verhindere den Wiederaufbau seines weltlichen Glückes", versetzte Alba.

Nach den leidenschaftlich gesprochenen Worten sank Bianchini's Gattin erschöpft in die Kissen. Polissena zitterte und schwieg. Der mächtige Andrang stürmischer Empfindungen brachte deren schwaches Fassungsvermögen in Unordnung.

„Laß Dich durch nichts verleiten, Marchio die Papiere auszuliefern", fuhr Alba nach einer Pause fort, „denn sobald er sie besitzt, verläßt er Dich. Merke es wohl, nur diese Documente sind der Talisman Deiner Liebe. Bau nie auf Männertreue, Mädchen!"

Hernach stöhnte die Kranke in einem plötzlichen Anfall ihrer Schmerzen.

Polissena setzte die heimlichen Besuche noch einige Wochen fort. Nach Ablauf dieser Zeit trug sie sorgfältig unter ihrem Shawl eine Cassette mit heim.

Marchio Bianchini kam täglich; er zog den Tisch der Putzmacherin der Tafel seiner reichen und vornehmen Freunde vor. „La Stella" gefiel ihm, bei ihr fühlte er sich behaglich und zu Hause. Er, der niemals seine eigenen Geschäfte besorgte, ertheilte ihr häufig klugen Rath,

schrieb die französischen Briefe für sie. Kurz, der Graf fand seinen Schwerpunkt, welchen jedermann irgendwo, bei irgend wem, oder in irgend was besitzen muß, in dem freundlichen Nebenzimmer des Modemagazins Ponte dei Canonici.

Er war noch immer der muntere, fröhliche Bianchini geblieben. Nur hatte sein Wesen bei zunehmender Körperfülle, etwas von dessen quecksilberner Lebendigkeit verloren. Neben dem Lebensgenusse begann er den mehr passiven Reizen behaglicher Ruhe sich gerne hinzugeben. Solche fand er am meisten in „La Stella's" wohnlichem Gemache, ihrer Nähe. Das Mädchen fühlte sich nicht ganz zufrieden, ungeachtet der untrüglichen Beweise seiner Freundschaft und Anhänglichkeit — es fehlte noch etwas!

Graf Bianchini besaß keinen Wunsch weiter zu gehen. Wären dessen Gläubiger weniger dringend, seine Verhältnisse minder zerrüttet gewesen, in alle Ewigkeit hätte Marchio hier keinen Schritt vorwärts gethan. So aber dünkte ihm der Putzmacherin comfortable Heimath das letzte Asyl. Von Delfino konnte er keine Hülfe erwarten, der Weise that nur, was er für recht hielt, nichts darüber. Die liebenswürdige Laura kannte in den meisten Dingen keinen andern Willen, als den des verehrten Gemahls. Wenn der Graf die Reihe derjenigen durchging, die ihm helfen konnten oder wollten, langte er immer wieder bei „La Stella" an.

Marchio Bianchini faßte demgemäß seinen Entschluß. Eines Abends saßen sie nach dem Essen traulich beisammen. Signora Desirée ging hinaus, sie war keine Person, die genirte. Bianchini's Cigarre verlosch. Polissena

zündete ein Hölzchen an und wollte sie ihm lächelnd anbrennen.

„Nicht so „La Stella", sagte der verrätherische Marchio zärtlich, legte die Cigarre weg und faßte des Mädchens Hand.

Das Herz der Putzmacherin pochte hörbar, der Graf hatte oft ihre Hand ergriffen — nie so wie jetzt — der große Augenblick brach an!

„Polissena", begann er, „seit ich denke, liebe ich Venedig und fast ebenso lang dessen Stern. Wann das Gefühl eigentlich seinen Anfang nahm, ich weiß es nicht. Es wuchs mit der Zeit. Sie sehen mich die Paläste meiner Freunde meiden, um zu Ihnen zu eilen. An Ihrer Sympathie zu zweifeln, theures Mädchen, habe ich keinen Grund! Wollen Sie, daß wir fest und innig uns verbinden für's ganze Leben?"

„Marchio!" stammelte die Puppe, zum ersten Male Weib, mit bebender Lippe.

„Lassen Sie mich zu Ende reden, carà", fuhr er fort. „Vor mehreren Jahren knüpfte ich ein thörichtes Band mit Ihrer Schwester Alba, von dem Sie wissen. Es brach meiner guten Mutter das Herz, mir brachte es Ruin. Ich bin ohne alle Nachrichten von der schlauen Abenteurerin, die mich durch ihre Künste zur Heirath trieb — für immer von derselben geschieden. Jetzt erst sehe ich die Sache im wahren Lichte. Möglich, Alba ist todt, für mich muß sie es jedenfalls sein und bleiben. Um jedoch Lärmen, Aergerniß, einen Prozeß zu vermeiden, gewähren Sie mir Ihre Hand im Stillen. Was kümmert uns die Welt, wir genügen uns selbst; antworten Sie, carà, darf ich hoffen?"

Polissena's Pulse pochten zum Zerspringen; sie besaß ja die Beweise, jeden Augenblick die heimliche Ehe in eine vollgültige, öffentliche zu verwandeln. Bereits schwebte ein Geständniß auf ihren Lippen, zu rechter Zeit fiel ihr der Schwester Warnung ein und bannte das Geheimniß zurück.

„Ja, Marchio, wir wollen eins sein vor Gott, weil uns das genügt", stammelte das Mädchen und sank an die Brust des einzigen Mannes, den es jemals liebte.

Fünf Minuten später brannte Graf Bianchini's Cigarre wieder. Er plauderte freundschaftlich ruhig mit Polissena über die Anordnungen der Zukunft. „La Stella" fühlte sich selig; endlich war die Last von ihrer Brust gewälzt. Sie wußte nun, was ihr fehlte und sollte es in Zukunft besitzen. Marchio Bianchini schied zur selben Stunde wie gewöhnlich, mit seinem: „Gute Nacht, auf morgen!" wie immer. Ihm glich dieser Tag genau seinen Vorgängern. Nicht so dem Mädchen. „La Stella" war mächtig verändert; sie sang, lachte und sprang in ihrer Stube hin und her.

„Bist Du toll geworden?" fragte Signora Desirée, die nach Graf Bianchini's Fortgehen wieder herein kam.

„Nein, Mutter, aber glücklich! Zum Schlafen habe ich keine Lust, laß uns Punsch trinken und plaudern", erwiederte Polissena.

Zu Beidem war die Wittwe Fränkel unter fast allen Bedingungen geneigt. Sie braute eine würzige Bowle.

Ihr Glas zuerst leerend, rief sie: „Es lebe das Geschäft, das uns so sichern Erwerb abwirft! Wenn ich manchmal Sonst und Jetzt überdenke, zweifle ich, noch dieselbe Person zu sein. Kind, Du hast keinen Begriff, wie

ich kämpfte, um uns über dem Wasser zu erhalten. Ich arbeite und ringe jetzt nicht die Hälfte so viel, dennoch lebe ich unendlich besser."

„Laß doch dies ewige Geschäft, Maman, ich habe Dir Besseres zu verkünden. Marchio gestand mir seine Liebe", versetzte das Mädchen.

„That er dies nicht schon längst?" fragte Signora Desirée gleichgültig. „Von was spracht Ihr denn nun seit zwei Jahren?"

„Heute Abend zum ersten Male erklärte er mir die Absicht, mich zu heirathen", fuhr „La Stella" strahlend fort.

„Heirathen!" rief Signora Desirée entsetzt.

„Ich nehme ihn", entgegnete das Mädchen.

„Das wirst Du nicht, Polissena!" schrie Signora Desirée heftig auf. „So lange Du Dich begnügtest, ihm jährlich für vierhundert Franken Handschuhe zu schenken und ihn täglich bei Tisch zu haben, schwieg ich. Solche Thorheiten konntest Du Dir bei Deiner Einnahme wohl erlauben. Jedoch unser gutes Geschäft soll uns der Verschwender nicht ruiniren!"

„Das Geschäft ist mein!" sagte Polissena, deren Natur die Liebe veränderte, energisch.

„Du bist wahnsinnig! Siehst Du denn nicht, daß Conte Marchio mit seinem saubern Vorschlag wartete, bis ihm das Wasser buchstäblich an den Hals ging", entgegnete die Mutter.

„Marchio liebt mich und zu leben haben wir Beide", versetzte die Putzmacherin mit Bestimmtheit.

„Polissena, Du bist . . . .!" rief Signora Desirée unwillkürlich. „Aber zum Glück ist Dein abgeschmackter Einfall unmöglich."

„Weshalb?" fragte „La Stella" triumphirend, sie errieth die leicht zu beseitigenden Einwendungen.

„Weil dieser Conte Marchio vor mehreren Jahren Alba zu heirathen beliebte, wovon ich die Beweise auffinden werde. Dann darf er keine zweite Frau nehmen", antwortete die Wittwe Fränkel.

„Maman, Du brauchst nicht zu suchen, diese Beweise sind in meinem Besitz und noch darüber Alba's Todtenschein. Du siehst also, daß kein Hinderniß meiner Ehe besteht", sagte Polissena entschlossen.

„Weiß Conte Marchio um die Papiere, welche Du mir so wohl verborgen hieltest?" forschte Signora Desirée lauernd.

„Du entrissest mir das Geheimniß — ich versprach Alba zu schweigen", erwiederte das Mädchen mißmuthig.

„Nun, mein Kind, wenn Bianchini Dich liebt, warum vertraust Du ihm dann nicht die Sache an? Er wird Dich mit um so ruhigerm Gemüthe zum Altar führen, als unter einer drohenden Klage auf Bigamie", bemerkte die Mutter spöttisch.

„Quäle mich nicht! Du raubtest meiner Jugend jedes Gefühl, laß mich jetzt in Frieden", flehte Polissena, deren Widerstandskraft sich zu erschöpfen begann.

„Diesesmal will ich ganz sicher Dein Glück! Ich suchte dieses immer! Du bist kein junges Mädchen mehr, es ist Zeit, daß Du der Vernunft Gehör gibst. Die Heirath ist für Dich und Bianchini unpassend. Der Graf soll der Gatte einer Putzmacherin werden und von ihrem Erwerb leben! Laß Conte Marchio frei und setze ihn in den Stand, eine reiche Heirath zu schließen. Liebt er Dich wirklich, so bleibt er auch nachher noch Dein Freund.

Trieb ihn blos Interesse an, so entgingst Du auf diese Weise der Schlinge", erwiederte Signora Desirée.

Die schwache Puppe verlor der klügern Mutter gegenüber immer mehr Boden. Bis zu grauendem Morgen währte der Kampf und endete mit der Wittwe Fränkel vollständigem Sieg. Letztere erbeutete sogar die Papiere.

Am frühen Vormittage, als Polissena banger Ahnungen voll, sich eben in den Schlaf weinte, wanderte Signora Desirée bereits entschlossen durch die noch unbelebten Straßen Venedigs. Palazzo Bianchini wurde sie von dem einzigen Diener, der in den öden Räumen hauste, mißtrauisch empfangen. Dieser witterte eine Forderung, Gläubiger waren seines zu Grunde gerichteten Herrn zahlreichste Besucher.

„Melden Sie mich dem Signor Conte und sagen Sie, ich käme von „La Stella", versetzte die allzeit gefaßte Frau.

Marchio Bianchini öffnete eben seine hübschen, blauen Augen dem neuen Tage, als die Wittwe Fränkel in sein Schlafzimmer trat.

„Was steht zu Ihren Diensten?" fragte er verwundert über ihren Anblick.

„Signor Conte, Ihr Entschluß, Polissena zu heirathen, ist ein Akt der Verzweiflung", sagte die Mutter von „La Stella" ruhig. „Was würden Sie dafür geben, wenn Ihnen Jemand bewiese, daß Sie frei und ledig sind, fähig, sich nach einer vortheilhaften Verbindung umzusehen?"

„Sprechen Sie im Ernste?" rief der Graf überrascht.

„Ja, die Beweise sind in meinem Besitze, Polissena erlangte dieselben und verheimlichte sie, um Ihrer Person

sicher zu sein. Nun sehe ich aber, aufrichtig gesprochen, diese Angelegenheit von einer andern Seite an, folglich biete ich Ihnen die Papiere um dreitausend Gulden", entgegnete Signora Desirée.

„Sind Sie von Sinnen, ich vermag nicht den dritten Theil davon aufzubringen", erwiederte Bianchini. „Ueberhaupt, wenn Alba todt ist, bedarf es nichts weiter", fügte er sinnend hinzu.

„Signor Conte, daß Ihre Frau gestorben sei. Dies sagte ich nicht — suchen Sie gefälligst selbst den Todtenschein", versetzte die Wittwe Fränkel kalt und wandte sich zum Gehen.

„Bleiben Sie, Signora!" rief Marchio.

„Wie Ihnen beliebt! Doch eine geringere Summe nehme ich nicht. Uebrigens laß ich mir gefallen zu warten — bis nach Ihrer Vermählung mit Baronessa Nerheim!" bemerkte „La Stella's" Mutter.

„Wenn Sie so vernünftig sind, dann in Gottes Namen. Für den Fall, daß ich durch Ihre Papiere aller fernern Mühen und Nachforschungen enthoben bin, will ich mich Ihren Bedingungen fügen", erwiederte der leichtsinnige Marchio.

„Hier ist Stempelpapier, Signor Conte, beliebt es, einen Wechsel auszustellen — dagegen empfangen Sie die vollkommenste Freiheit", sagte Signora Desirée ruhig.

Hierauf brachte sie alle zum Schreiben nöthigen Gegenstände vor das Bett des Grafen. Marchio Bianchini tauchte die Feder ein.

„Setzen wir ein Jahr Verfallszeit fest, bis dahin müssen Ihre Angelegenheiten mit der Dame längst in Ordnung sein", bemerkte Signora Desirée lächelnd.

Bianchini begann zu schreiben, plötzlich hielt er inne.

„Wir könnten die Zahl auf dreitausend fünfhundert bestimmen und Sie mir einstweilen mit der Kleinigkeit zu Hülfe kommen, ich bin ganz auf dem Sande", versetzte er.

„Zur Bekräftigung, wie sicher ich auf Ihr Gelingen rechne, bin ich bereit, Signor Conte, Ihren Willen auch in diesem Punkte zu vollziehen", erwiederte die Wittwe Fränkel.

Nun schrieb Marchio vollends den Wechsel.

„Aber „La Stella", rief er, als er deren Mutter das Blatt hinhielt.

„Wird sich trösten", entgegnete Letztere kühl.

„Hier ist der Freibrief, Signor Conte, der alle Spuren einer Thorheit verwischt. Ich gehe jetzt die fünfhundert Gulden zu holen. Wir bleiben doch Freunde und Sie besuchen nach wie vor — die Putzmacherin?"

Signora Desirée nickte freundlich und verschwand, ohne eine Antwort abzuwarten.

Kaum war die Thüre hinter derselben geschlossen, so sprang Marchio Bianchini auf seine Füße. Singend vollendete er seinen Anzug.

Signora Desirée hielt Wort, sie traf pünktlich mit den fünfhundert Gulden ein. Der Graf ließ die goldschwere Börse in seine Tasche gleiten. Leichten Sinnes und leichten Herzens schlenderte er auf den Markusplatz. Bald traf er einige Freunde und lud dieselben zu Tisch in den Restaurant Français. Es langweilte ihn, immer anderer Leute Gast zu sein. Das frohe, kleine Mahl, bei welchem edler Wein in Strömen floß, verschlang die Hälfte des von Signora Desirée erborgten Geldes. Von glänzender Heiterkeit zeigte sich besonders der Amphytrion.

Als es Zeit war, in's Theater zu gehen, hob Marchio Bianchini die Tafel auf. Der Graf konnte nicht betrunken genannt werden, er hatte gerade nur so viel Wein genossen, als die Lebensgeister angenehm erhöht. Auffallend hübsch sah Marchio Bianchini aus, wie er in der Fenice in Frau von Nerheims Loge trat.

„Sie zürnen doch nicht mehr, Baronessa?" flüsterte er in's Ohr der Dame, an deren Seite unbefangen Platz nehmend.

Der Zorn der Wittwe war längst verraucht, von all dem heftigen Affekt blieb nur mehr ein schmachtendes Sehnen und Bedauern zurück. Wie oft hatte Angelique gewünscht, Marchio möchte wiederkommen, den Oelzweig des Friedens wiederbringen. Wenn sie auch nicht Lust empfand, denselben heimlich zu heirathen, so liebte sie dennoch seine Nähe. Daher empfing auch jetzt, nach der langen Entbehrung, Baronin Nerheim Graf Bianchini's Besuch mit dem freundlichsten Lächeln.

Es befanden sich mehrere Herren in der Loge; das Gespräch hielt sich in den gewöhnlichen socialen Alltäglichkeiten. Zuletzt behauptete Marchio mit nur noch einem Gefährten den Platz. Die Dame lud diese Beiden nach der Oper zum Thee.

„Ich fordere einen Freundschaftsdienst, Sie kommen nicht zu der Baronessa", sagte Marchio zu seinem Begleiter an der Ecke von San Fantino.

„Auf die Gefahr unhöflich zu erscheinen, will ich Ihr tête-à-tête mit der häßlichen, kleinen Frau nicht stören", erwiederte dieser lachend und schlug eine andere Richtung ein.

Die Lampen strahlten, das Silbergeschirr funkelte,

Baronin Nerheim saß geputzt auf ihrem Sopha und wartete. Indessen hatte sie nicht Zeit, in jene nervöse Unruhe zu verfallen, die unfehlbar entsteht, wenn die erwartete Person lange ausbleibt. Marchio Bianchini's elegante Gestalt stund bald vor ihr.

Sie reichte ihm die Theetasse und ihre Hand zitterte merklich dabei. Warum traf der zweite Gast nicht ein? Es hatte etwas Aufregendes in der Mitternachtsstunde allein zu sein, mit dem Manne, der ihr nur zu wohl gefiel. Die Diener waren draußen. Ungeachtet Bianchini's lebhaftem Geplauder stockte das Gespräch dennoch zuweilen. Die kleine Frau erschien zerstreut, befangen, öfters rang sich einer jener tiefen Athemzüge aus ihrer Brust los, die man Seufzer nennt.

Mit einem Male, plötzlich unerwartet nach langen Jahren, brannte Marchio's zweiter Kuß auf den Lippen der Wittwe.

„Ich läute! ich schreie!" rief sie verwirrt.

„Um's Himmelswillen nicht", entgegnete Graf Bianchini erschreckt — vor der Lächerlichkeit. „Hören Sie mich an, Angelique. Ich bin jetzt frei, kann Sie bitten, den Palazzo Bianchini zu beziehen, als seine und meine Herrin."

„Marchio!" lispelte Baronin Nerheim und ließ geschehen, was der Graf den Umständen gemäß thun zu müssen glaubte.

So rasch wie möglich fand die Vermählung statt, es pressirte Beiden. Der hübsche Marchio war nun der Gatte einer sehr reichen Frau; dessen Gläubiger fingen an, außerordentlich höflich zu werden. In Venedig beneideten Bianchini Viele, nur Graf Delfino mißbilligte eine seinen

Grundsätzen so unangemessene Verbindung. Es bedurfte der liebenswürdigen Laura Bitten, um den Patrizier zu bewegen, die Neuvermählten bei einem Gastmahl zu empfangen. Gräfin Angelique Bianchini fuhr funkelnd und strahlend von Brillanten — zu ihrem Vetter. So hatte die kleine Jüdin für ihr Geld wenigstens einen hübschen vornehmen Mann. Das Geschäft zeigte sich hiemit nicht ganz so schlecht, wie es auf den ersten Augenblick erscheinen mochte.

Marchio gelang es während der Flitterwochen, seine Frau zur Uebernahme aller auf seinen Gütern haftender Hypotheken zu bewegen und zugleich eine Baarsumme von ihr zu erlangen, um sich die sonstigen Gläubiger vom Halse zu schaffen. Jetzt war er nur mehr Angelique's Schuldner. Nachdem sich Gräfin Bianchini in den Schlössern ihrer neuen Besitzungen umgesehen und in den von Paul Veronese gemalten Sälen den Adel der Umgebung bewirthet hatte, kehrte sie ausnahmsweise mit sich, Marchio und der ganzen Welt zufrieden nach Venedig zurück.

Polissena weinte viel, umsonst suchte Signora Desirée, die praktische Frau, zu trösten. „Er kommt wieder!“ sagte sie zuletzt, nachdem alle Vernunftgründe erschöpft waren. Es zog ein mattes Lächeln über „La Stella's“ bleich gewordenes Gesicht, das Mädchen schüttelte ungläubig den Kopf. Polissena begann lange Wanderungen durch Venedig. Es duldete sie eben nicht daheim bei der Arbeit.

Eines Tages in Gedanken die einsamen Zattere hinaufgehend, erreichte sie jenes sonderbare Dreieck, mit dem Venedig im Lagunenschlamm endet. Es spielten Kinder um die dort befindliche Säule mit dem Markus-

löwen. Eines davon war blond, blauaugig, wie es so selten in Italien der Fall ist. Schmutz und Lumpen abgerechnet, mochte das kleine Mädchen sehr hübsch sein. Bei dem Anblick des Kindes ging eine eigenthümliche Bewegung in Polissena vor.

„Wer ist Dein Vater?" fragte sie das Mädchen.

„Ein Edelmann", erwiederte die Kleine stolz, „ein schöner blonder Herr, der immer heiter ist und mir zuweilen Fogazzien schenkt. Doch jetzt sah ich ihn schon lange nicht mehr", fügte das Kind bedauernd hinzu.

„Führe mich zu Deiner Mutter", stammelte Polissena.

„Mutter ist todt! aber da naht die Großmutter!" rief das Kind, auf eine gräuliche Hexe deutend, die an ihrem Stab heranwankte.

„La Stella" erfuhr eine ganz gewöhnliche Geschichte von einem schwachen Mädchen, leichtsinnigem Manne und verlassenem Kinde. Ohne Mühe erlangte sie von der Alten alle Rechte über das kleine Mädchen abgetreten.

Signora Desirée schüttelte den Kopf über diese neue Laune ihrer Tochter; indessen wagte sie diesesmal nichts einzuwenden. Polissena lächelte wieder, die düstere, lähmende Schwermuth war unter dem Einflusse eines neuen Interesses verschwunden. Benedetta, so nannte die Pflegemutter die Kleine, wurde durch Kamm und Bürste reizend. Die Putzmacherin wandte ihre Bekleidungskunst an. Unter Spitzen und Schleifen sah das Kind aus wie eine kleine Prinzessin. Polissena war wieder ruhig geworden, die Puppe spielte mit dem Püppchen und fand Befriedigung.

Signora Desirée's Prophezeiung traf pünktlich ein. Sobald Marchio Bianchini von seinen Gütern zurückkam, begab er sich nach dem Ponte dei Canonici.

Etwas befangen trat er auf Polissena zu, küßte ihr die Fingerspitzen und flüsterte: „Wer Baronessa Nerheim heirathet, wird „La Stella" nicht untreu!"

Das Mädchen erröthete, lächelte und reichte ihm die Hand — der Frieden war geschlossen. Marchio Bianchini fand sich rasch wieder in das alte Geleise. Es lag nicht in seinem Charakter, sich irgendwo genirt zu fühlen. Mitten in des Grafen Rede zupfte ihn etwas am Rock. Bianchini bückte sich und sah ein in kostbare Stickereien und Spitzen gehülltes reizendes Kind.

„Papa, brachtest Du Fogazzien mit?" fragte die Kleine unbefangen. „Ich bekomme zwar jetzt, seit ich bei meiner neuen, schönen Maman bin, gutes Essen, aber die Fogazzien liebe ich gar so sehr!"

Marchio geschah etwas Ungewöhnliches, die Augen wurden ihm feucht.

„Polissena, Sie sind ein Engel!" rief er; „ich finde hier das Kind des Elendes und der Schande gerettet durch Sie!"

„La Stella" lächelte wieder, sie verstand mit jener Art von intuitiven Scharfsinn, den sie eben nur im Verkehr mit Marchio entwickelte, die heißen Küsse, die er Benedetta gab, galten — ihr. Die schwächliche Herbstpflanze, aus Polissena's eigen behandeltem Herzen entsprossen, war verwelkt. Fortan genügte Freundschaft, nebst dem Interesse an der kleinen Puppe ihr Dasein angenehm auszufüllen.

Seit Marchio Bianchini ausreichende Mittel zu elegantem, bequemen Leben besaß, hörte er auf, ein Verschwender zu sein. Die Veränderung in seinem ganzen Wesen zeigte sich so vortheilhaft, daß selbst Graf Delfino sich mit Bianchini's Heirath aussöhnte. Der Patrizier erschien

in Begleitung seiner liebenswürdigen Gemahlin bei den von Angelique veranstalteten glänzenden Festen.

Marchio betrug sich immer vollkommen anständig gegen seine Gattin. Nur sah man ihn selten in deren Privatzimmern, niemals in ihrer Loge der Fenice. Nachdem er sie bis an die Thüre geleitet, stieg er stets zwei Treppen höher. Dort wohnte er im dritten Range zwischen Signora Desirée und „La Stella" der Vorstellung bei.

Graf Bianchini war ein stattlicher, vornehmer Hausherr bei all den Gesellschaften, die es Angelique beliebte, zu veranstalten. Seine eigentliche Heimath fand er Ponte dei Canonici. Da speiste er noch häufig in traulichem Kreise und brachte jeden Abend einige Stunden zu. Er nahm die Gewohnheit an mit Benedetta zu spielen; diese bildete ein neues Band zwischen ihm und „La Stella."

Der wohlhabenden Polissena fehlte es nicht länger an Freiern, aber sie wies alle zurück. „La Stella" blieb unvermählt und Marchio Bianchini ihr Freund. Diese Verbindung war eine jener dauerhaften venetianischen, ein Menschenleben währenden, in die sich oft Liebe mischt — zuweilen auch nicht — hier blieb Letzteres der Fall.

Druck von Ph. J. Pfeiffer in Augsburg.

Reitzenstein, Franziska <<von>>,

La Stella Roman aus Venedigs Gegenwart

München 1863

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10126303-5